Bismarck der Zweite

Roman von Otto Autenrieth

Verlag: München Heimatland

EX
LIBRIS
H.W.

LWC/JNL
#137372

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/bismarckiiderrom00aute

BISMARCK II.

Der Roman der deutschen Zukunft.

Von

Otto Autenrieth.

1921

1.—30. Tausend.

Verlag „Heimatland“ München.

Alle Rechte, auch das Recht der Uebersetzung, vorbehalten.
Copyright by „Heimatland“ München.

Rotationsdruck:
Buch- und Verlagsdruckerei Karl Schmidle, Ebersberg/München.

LSC
14556

Ein kalter Januartag des Jahres 1910.

Baron von Fels, der Oberst des in der Industriestadt garnisonierenden preußischen Infanterie-Regiments, saß in bequemer Litewka im behaglich warmen Arbeitszimmer seiner hocheleganten Villa, in einen Ledersessel zurückgelehnt, vor dem Diplomatenschreibtisch am Fenster, blies langsam den Rauch einer feinen Import-Zigarre aus seinem Weihnachtskistchen vor sich hin, und sah dem Treiben der Menschen auf der Straße zu, die, in Pelze gehüllt, mit trippelnden Schritten frierend dahinhuschten. Jetzt lächelte er, denn durch die offene Tür — sie blieb auf Tante Augustens Veranlassung der Kohlenersparnis wegen offen — drang das Schnarchen seiner Schwägerin, des alten Fräuleins von Felseneck, die Baron von Fels schon 18 Jahre, seit dem Tode seiner Gemahlin, den Haushalt führte, und der Oberst wußte, daß in diesem Augenblick die unvermeidliche Handarbeit den immer fleissigen Händen entglitten war. Dazu tickte gleichmäßig die geschnitzte Standuhr in der Ecke. Es war eine einschläfernde Stimmung. Der Oberst ertappte sich einige Male dabei, wie er nahe daran war, einzunicken, hielt sich aber mit Gewalt aufrecht, denn er hütete sich davor, sich einen Mittagsschlaf anzugewöhnen, der ihm eines stattlichen Fünfzigers im Soldatenrock nicht würdig erschien.

Trotzdem schrack er aus leichtem Halbschlummer empor, als der tiefe, volle Gongschlag der Uhr ertönte.

Bam, Bam! schlug sie, und mit dem zweiten Schlage öffnete sich die Tür, und des Obersten einziger Sohn, Tante Augustens verwöhnter Pflegling, der 22jährige Otto, Leutnant im Regiment des Vaters, trat in Uniform und Pelzmantel, die Mütze in der Hand, ein.

„Ich gehe zum Dienst, Vater."

Der Oberst nickte freundlich. „Auf die Minute pünktlich. So hab' ich's gern! Mach' den Appell kurz, Junge. Aber doch darauf sehen, daß alles extra blank ist zum Kaiserball heute abend. Am Sonntag sah ich einen Dragoner, der einen Knopf verkehrt angenäht hatte. So etwas darf bei meinen Infanteristen nicht vorkommen, auch wenn die Kerls einmal merken, daß der Appell ein bißchen leichter genommen wird, als gewöhnlich."

„Sei unbesorgt, Vater, Feldwebel Franke hat seine Unteroffiziere fest an der Strippe."

„Ich weiß, Franke ist ein Soldat, wie er sein soll! Dein Kompagniechef kann sich wirklich glücklich schätzen, die beste Kompagniemutter im Regiment zu besitzen. So 'nen Feldwebel wünsch' ich dir auch einmal, wenn du Hauptmann bist."

Der Leutnant lachte:

„Und ich wünsch' mir so 'nen Gaul, wie Graf Hanstein einen hat."

„Kommst du mir schon wieder damit?", entgegnete der Oberst in scherzendem Polterton. „Werde du erst einmal Oberleutnant! Aber bleib mir im Dienst wie du bist, denn wenn du so leichtsinnig wirst, wie Leutnant Hanstein, ist es mit dem Gaule Essig."

„Wenn es an nichts anderem fehlt, Vater, kannst du mir das Pferd schon zu Kaisers Geburtstag schenken, oder glaubst du wirklich, daß ich des Pferdes wegen den Dienst vernachlässigen könnte?"

„Eines Pferdes wegen nicht, mein Junge, aber es könnte dir Veranlassung geben, die Gesellschaft des Grafen Arco von Hanstein noch mehr zu suchen als bisher; Graf von Hanstein ist aber keine Gesellschaft für dich."

„Vater . . . .!"

Der Oberst richtete sich mit einem Ruck empor, schritt auf den Sohn zu und legte ihm beide Hände auf die Schultern. Seine hellen grauen Augen bohrten sich fest in die des Sohnes. In dem feinen, bis auf einen kurz geschnittenen grauen Schnurrbart bartlosen Gesicht, arbeitete es.

„Junge, ich hab' dir's schon lange sagen wollen, aber ich hab' mich immer gescheut, weil ich fürchtete, dein Ehrgefühl mit einer Warnung zu verletzen. Arco von Hanstein hat drei Untugenden, die alle seine Vorzüge in den Schatten stellen: er spielt, trinkt und er gibt sich mit Weibern ab. Wer spielt, verliert nicht nur sein Geld, sondern auch die Herrschaft über sich selbst, die erste Soldatentugend! Wer trinkt, ruiniert seine Nerven, und wer braucht die nötiger, als der Soldat? Und das Dritte kostet Gesundheit, Achtung und Ehre, ohne die keiner Offizier bleiben kann. Ein Offizier, der ein armes Mädel betrügt, die nicht in seine Kreise paßt, verpfuscht sein Leben! Entweder heiratet er sie, dann muß er den bunten Rock ausziehen, oder er heiratet sie nicht, dann ist er ein schlechter Kerl, den ich in meinem Regiment nicht dulden würde."

„Vater . . . .!"

„Ich weiß, was du sagen willst, aber du weißt auch, daß es dein Vater gut mir dir meint. Ich glaubte, dir eine Veranlassung weniger zu geben, dich an Hanstein anzuschließen, wenn ich dir das Tier nicht schenke. Jetzt mache ich es umgekehrt und schenke

dir den Gaul in der Erwartung, daß du ihn gerade als einen Anlaß betrachtest, dich mehr und mehr von Graf Hanstein zurückzuziehen. Das Pferd soll dir ein Objekt sein, an dem du deinen Willen und deine Selbstbeherrschung übst. Uebermorgen kaufen wir's zusammen."

„Vater . . . .!"

Freudig klang diesmal der Ausruf.

Lächelnd wehrte der Oberst ab.

„Schrei' nicht so, Tante Auguste schläft! Nun geh zum Dienst, mein Junge."

Ein herzlicher Händedruck. Ein leuchtendes Augenpaar lachte in zwei schimmernde Augen. Der Leutnant schlug die Hacken zusammen, verbeugte sich und stürmte hinaus. Aber er war so in freudiger Aufregung, daß die Tür krachend in's Schloß fiel.

„Otto!", schrie im Nebenzimmer Tante Auguste auf, die durch das Zuschlagen der Tür vom Schlaf erwachte. Der Oberst lachte und ging zu ihr hinein. Aber das Scherzwort, mit dem er seine Schwägerin necken wollte, erstarb ihm auf den Lippen, als er die alte Dame bleich vor Schreck und am ganzen Körper zitternd sitzen sah.

„Bist du so erschrocken?"

„War das Otto?", fragte sie, die Augen ängstlich zu ihrem Schwager aufschlagend.

Der lachte belustigt. „Natürlich, Auguste, wer sollte sonst so geräuschvoll aus dem Zimmer gehen? und wer anders, als so ein junger Sausewind, kann eine alte Dame so erschrecken?

„Ich bin froh, daß es nichts ist. Denke dir: ich habe so schwer geträumt, ihr hättet Streit und Otto ginge für immer aus dem Hause. Mein Traum wird doch nicht in Erfüllung gehen?"

„Herrgott, Auguste, du bist doch selbst eine Soldatentochter und lachst über Aberglauben, jetzt erschrickst du über einen Traum? Träume sind Schäume, wenn sie in Erfüllung gingen, wäre ich schon mindestens hundertmal gestorben, zweihundertmal Millionär und dreihundertmal Maharadscha von Indien geworden . . . ."

„Ja," unterbrach ihn die Schwägerin, „gewöhnlich sind Träume durcheinandergeworfene alte und neue Tageseindrücke, aber wenn man etwas recht lebhaft träumt, oder gar dreimal nacheinander, dann geht es gewiß in Erfüllung. Den Tod meiner lieben Schwester und Ottos Geburt hab' ich ja auch bestimmt vorausgeahnt. Herbert, sei nachsichtig mit Otto. Er ist wohl rasch und manchmal unbesonnen, aber im Grunde gut. Versprich mir, daß du ihn nie im Zorn aus dem Hause gehen lassen wirst, ich müßte sonst täglich davor bangen, daß mein Traum einmal Wahrheit werden könnte."

Ueber des Obersten gütiges Gesicht flog ein Schatten, und für den Bruchteil einer Sekunde stand eine Unmutsfalte zwischen seinen Brauen.

„Auguste, wozu willst du dich mit solchen Gedanken quälen? Ich kann mir kein besseres Verhältnis zwischen Vater und Sohn denken, als unseres. Jugendübermut werde ich meinem Sohne auch nie übel nehmen, war ich doch selbst einmal einer der Tollsten, Nur wenn er mir Schande machte, wäre es zwischen uns aus, und Schande macht mir d e r Junge nie!"

Tante Auguste war beruhigt. Sie lächelte und fand mit dem Lächeln ihren Humor wieder, der sie Allen so lieb machte.

„Gewiß nie! Er wird der Stolz des Offizierskorps sein, wie er der Stolz unserer Familie ist, habe doch i c h ihn erzogen."

Der Oberst lachte.

„Und weil er m e i n Junge ist! Spielen wir Schach?"

Tante Auguste nickte, wie sie seit 18 Jahren täglich, wenn man zu Hause zwischen seinen vier Wänden war, auf dieselbe Frage nickte. Wußte sie doch, daß die Schachpartie ihrem Schwager ein Bedürfnis war, wie ihr der Mittagsschlaf, und wenn er vom Manöver zurückkehrte, war es das Erste, daß er die verlorenen Partien nach Möglichkeit nachholte.

Der Oberst holte das Brett und stellte galant erst seiner Schwägerin die Figuren auf. Wie immer, bekam sie zuerst die Weißen, damit sie den ersten Zug haben sollte; Tante Auguste zog an, und mit dem Augenblick, wo ihr Finger den Bauer berührte, waren die beiden großen Menschenkinder ganz Schachspieler, unter denen für die Dauer des Spiels jedes Wort verpönt war, und dieser schweigenden Spielstunde war es wohl zu einem guten Teil zuzuschreiben, daß sich Schwager und Schwägerin immer vortrefflich verstanden und in den langen Jahren, die sie zusammen lebten, nicht den geringsten Streit miteinander gehabt hatten.

* * *

Leutnant von Fels fuhr mit der Elektrischen zur Kaserne, weil es durch die Unterhaltung mit seinem Vater spät geworden war, während er sonst aus Prinzip zu gehen pflegte.

In der Straßenbahn traf er Hanstein. Der fuhr immer, weil er sonst meist zu spät gekommen wäre. Natürlich erkundigte sich Graf Arco sofort nach dem Grund dieses seltenen Zusammentreffens, und Otto war froh, seiner überquellenden Freude durch Erzählen Luft machen zu können.

„Ich sag's ja," rief der Graf lebhaft, „dein Vater ist nicht nur der beste Alte, den sich ein Regiment, sondern auch der beste alte Herr, den sich ein Sohn wünschen kann!"

Otto wurde rot. Ihm war es nicht nur unangenehm, daß die lauten Worte im ganzen Wagen verstanden wurden, sondern Arcos burschikoser Ton fiel dem von der feinfühlenden Tante Auguste Erzogenen ohnehin auf die Nerven. So deutlich, wie heute, hatte

er das allerdings noch nie empfunden. Daran war wohl die Unterhaltung mit dem Vater schuld. Es entstand ein Schweigen zwischen beiden, und Otto ertappte sich dabei, wie er anfing, die Gesichtszüge des Freundes prüfend zu mustern, und an Hand dessen, was er kürzlich in einem Vortrag über Phrenologie gehört und zur Ergänzung in einem Fachwerk nachgelesen hatte, mit seinen Beobachtungen über Arcos Charakter zu vergleichen.

Was er da fand, war für den Freund nicht sonderlich schmeichelhaft. Kurz geschorenes, rotes Haar, wässerige, grünschillernde, stechende Augen, dicke Nase, gerötetes gedunsenes Gesicht, voll mit Flecken und eitrigen Pickeln, vom Zigarettenrauchen gelbe Finger, von denen Daumen, Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, wenn diese anscheinend ruhig herabhingen, sich ständig schnellzitternd rieben, wie wenn sie Spielkarten betasteten oder austeilten, verrieten allerlei Leidenschaften. Unwillkürlich dachte Otto an etwas, was ihm der Freund einmal in Weinlaune, als man von Mädchen sprach, anvertraut hatte; er schüttelte sich leicht vor Ekel.

„Fels, wenn du den Gaul hast, dann reiten wir aber täglich zusammen, was?"

Otto fuhr aus seinen Gedanken auf.

„Ich weiß nicht, ich glaube, wir werden uns im Gegenteil weniger treffen, als jetzt," antwortete er.

„Nanu!", entgegnete Arco scharf, „was soll das heißen? Ich denke du hast dich so auf den Gaul gefreut, um mit mir um die Wette reiten zu können? Ein Offizier pflegt zu halten, was er verspricht?"

Otto wurde dunkelrot, doch er bezwang seinen Zorn.

„Mich hat noch niemand an mein Wort erinnern müssen," gab er scharf zurück, „aber ich habe mit entschlossen, eine kriegswissenschaftliche Studie zu schreiben, die meine freie Zeit fast ganz in Anspruch nehmen wird."

„Du willst auf die Akademie kommandiert werden?"

„Möglich."

„Daß immer die Besten der Streberei verfallen."

Wieder packte Otto der Zorn, und er segnete die plötzliche Eingebung mit dem Schriftstellern, die er, nachdem der Gedanke einmal ausgesprochen war, in die Tat umzusetzen entschlossen war, schon um nicht vor sich selbst als Lügner dazustehen. Er fühlte deutlich, daß er nach der heutigen Unterredung mit seinem Vater jedes Wort und jede Handlung Arcos anders deuten würde, als bisher und daß ein Streit mit dem seitherigen Freunde, der ihm nun auf einmal innerlich so weit entrückt schien, unvermeidlich wäre, wenn sie weiterhin oft zusammen kämen.

Fast vor dem Kasernentor stiegen sie aus. Der Posten präsentierte. Arco dankte nicht, während Otto sofort abwinkte.

„Man meint, der Kerl präsentiert schon schlappiger, weil heute Kaiserball ist," sagte Arco, während sie über den Hof schritten.

„Kann ich nicht finden," erwiderte Otto erstaunt, der sich sogar über den strammen Gruß gefreut hatte. Der Mann war von seiner Kompagnie und präsentierte am besten. Es kam ihm vor, als ob Arco ihn mit der Bemerkung persönlich ärgern wollte. Wirklich fuhr dieser fort: „Du solltest einmal bei mir den Gefreiten Brummer präsentieren sehen. Ich sage dir: ruck! zuck! und der Kerl steht, wie aus Erz gegossen!"

Otto erwiderte nichts. Ein Gefühl der Geringschätzung begann in ihm aufzusteigen. Hanstein mochte fühlen, daß er den Andern verletzt hatte.

„Ich will meine Kompagnie nicht loben," sagte er. „Ich meine nur, die Kerls wissen, daß man an einem solchen Tag nachsichtig ist und nützen das gleich aus. Ich bin überzeugt, daß heute zum Kleiderappell wieder alles halb dreckig ist. Aber bei mir sollen sie sich getäuscht haben!", fuhr er mit steigendem Aerger fort, als er merkte, daß Otto nicht zuhörte, oder anderer Meinung zu sein schien, „bei solchen Gelegenheiten nehme ich es doppelt scharf, und wehe dem, der beim Appell auffällt."

Otto wollte etwas sagen, aber er konte es nicht. Im Charakter des Freundes erkannte er plötzlich Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit, die ihn umso mehr abstießen, als er selbst von diesen Eigenschaften nicht die geringste Spur besaß. Verachtung gegen Arco faßte ihn an. Er dachte an die Möglichkeit, daß dieser heute beim Appell seine Leute schikanieren und manchem durch eine Strafe den Kaiserball verderben könnte. Mitleid mit der zweiten, der Kompagnie seines Freundes, stieg in ihm auf. Er beschloß, mit seiner ersten heute besonders mild zu verfahren, um ja keinem Mann die Feststimmung zu nehmen und wollte ein gutes Wort bei Hanstein für die andere Kompagnie einlegen.

Aber da er sich zu diesem wandte, konnte er nicht verhindern, daß die ganze Verachtung, die er für Arco empfand aus seinen Zügen sprach und sich in seine Mundwinkel legte. Arco, der Menschenkenner, erfaßte den Ausdruck sofort. Einen Augenblick schien es, als ob er stehen bleiben wolle, während die Hand nach dem Degengriff fuhr. Wut verzerrte sein Antlitz, und während Otto unbefangen zu blicken sich bemühte, bohrten sich des Grafen Augen voll Haß in die seinen.

Otto erschrack vor dem Ausdruck dieser Augen. Es schien ihm, als ob alle seine Gedanken und Empfindungen bloßlägen, sodaß Arco sie nur abzulesen brauche. Eine Sekunde ruhten die Blicke der beiden Männer ineinander und in dieser Sekunde wurden sie Feinde für's Leben.

„Ich meine," sprach Otto wie im Traum, „wenn es so wäre, wie du sagst, wäre es menschlich begreiflich, und da auch wir nur Menschen sind, müssen wir Nachsicht üben."

„Appell ist Dienst," erwiderte Arco in einem Ton, als ob er einem Unteroffizier eine Zurechtweisung erteile, „im Dienste kenne ich keine Nachsicht, nur eine Dienstvorschrift, nach der ich mich richte, denn ich bin in erster Linie Offizier und erst in zweiter Reihe Mensch."

Otto war außer sich. Er fühlte, wie ihm das Blut durch die Pulse jagte, würgend zum Halse stieg und sinnberaubend in die Schläfen schoß, daß die Adern schwollen. „Ich bin in erster Linie Offizier", das wagte ihm, dem pflichteifrigsten Leutnant des Regiments, der vor dem Dienst kaum die nötigsten gesellschaftlichen Verpflichungen erfüllte, der jüngere Arco von Hanstein zu sagen, der das Schreckenskind des Offizierskorps, wegen seiner Lasterhaftigkeit in der Gesellschaft gefürchtet und wegen seiner Nachlässigkeit und häufigen Trunkenheit von den Soldaten wenig geachtet war. Das war mehr als Hohn, das war eine offenbare Herausforderung.

Wie konnte Graf Hanstein später einmal Vorgesetzter anderer Offiziere sein? Das Bild seines Vaters, des besten Regimentskommandeurs der großen Garnison, stieg vor ihm auf, und da er im Geist die edeln, ruhigen Züge schaute, war es ihm, als göße sich Ruhe und Abgeklärtheit über ihn aus. Lächerlich, einem solchen Manne wegen eines Arco von Hanstein Sorge zu machen. Der konnte ihn ja gar nicht beleidigen. Otto schüttelte sich, als schüttle er damit das letzte, was ihn an seine frühere Freundschaft mit Arco erinnerte, ab, daß nur noch grenzenlose Verachtung übrig blieb. Er wußte, von heute ab stand ihm Arco zu tief, um ihm gefährlich zu sein.

Ruhig und voll sah er Hanstein an. „Ich urteile nicht selbst über meine Leistungen als Offizier, sondern lasse darüber meinen Vater sprechen. Jedenfalls weiß ich, daß er lieber einmal zu große Milde, als übermäßige Strenge sieht."

Arco war still geworden. Er begann, über die Folgen seines Bruches mit Leutnant von Fels nachzudenken. Es war doch dumm, daß er sich hatte hinreißen lassen. Otto hatte ihm nicht nur schon viele Male mit Geld ausgeholfen, wenn Arco mit seinem Monatswechsel schon nach drei oder gar zwei Wochen zu Ende war, sondern der Umstand, daß Arco und Otto Freunde waren, hatte den Regimentsobersten schon oft zur Nachsicht gegen den Leutnant Hanstein bestimmt, über den die Klagen des Kompagniechefs und Bataillonskommandeurs, wie die Beschwerden der Untergebenen, Unteroffiziere und Mannschaften, kein Ende nahmen. Arco kannte Otto zu gut, um zu wissen, daß es da nichts mehr einzurenken gab. Sie waren für immer geschiedene Leute,

wenn sie auch beide gesellschaftlich zu gewandt waren, um nach außen hin davon etwas merken zu lassen.

Arco ärgerte sich über sich selbst, und während sie in die Kaserne gingen und schweigend nebeneinander die Treppe hinanstiegen, überlegte er, wie er seinem Aerger Luft machen könne.

Er nahm sich vor, seine Drohung, es mit dem Appell besonders streng zu nehmen, wahrzumachen und wünschte sich sehnlichst, daß einem Mann ein Unglück mit den Appellsachen zustoße, damit er ihn ordentlich anfahren und womöglich bestrafen könne. Am liebsten hätte er Einen eingesperrt oder zum Widerstand vor versammelter Mannschaft gereizt, um ihn ins Gefängnis zu bringen. Herrgott, wenn sich nur heute so etwas ereignete; er wollte ein Exempel statuieren! Aber das würde natürlich nicht passieren. Die Kerle waren ja viel zu feig, um zu widersprechen und kannten ihn zu gut, um bei einem Appell, den er abhielt, aufzufallen. Der Gedanke ärgerte ihn so, daß er der ganzen Kompagnie den Kaiserball hätte verderben mögen.

Auch Otto stieg, ganz von Gedanken erfüllt, die Treppe hinauf. So erreichten beide die obersten Treppenstufen, trennten sich mit militärischem Gruß, während der Händedruck heute zum ersten Male unterblieb und gingen, Hanstein rechs, Otto links, den Korridor entlang zu ihren dort schon ausgerichtet und in „Rührt euch!" harrenden Kompagnien.

„Stillgestanden!" brüllten mit Löwenstimmen die beiden Kompagniefeldwebel zu gleicher Zeit. Ruck! standen hüben und drüben die zwei Reihen Menschen wie eine Mauer, „Richt' euch!", schrien die Feldwebel wiederum fast gleichzeitig. „Augen geradeaus! die Augen — links" kommandierte der Feldwebel der ersten, „Augen gerade aus! Augen — rechts!", kommandierte der Feldwebel der zweiten Kompagnie.

Dann trat jeder Feldwebel mit kurzen raschen Schritten auf seinen Leutnant zu, machte zwei Schritte vor ihm Halt, schlug die Hacken zusammen, daß man es bei der andern Kompagnie drüben hörte und meldete: „Kompagnie zum Appell angetreten!"

„Danke! Lassen Sie rühren!" sagte Leutnant von Fels, „Augen gerade aus! Rührt euch!" kommandierte der Feldwebel Franke, und der Appell bei der ersten Kompagnie begann.

Leutnant von Hanstein vergaß das übliche „Danke" auf die Meldung des Kompagniefeldwebels. Er schritt an ihm vorbei, trat zum rechten Flügelmann des ersten Gliedes und blickte, das linke Auge schließend, mit dem rechten die Reihe entlang.

„Ausgerichtet sind die Kerl's", donnerte er mit sich überschlagender Stimme halb zum Feldwebel und den Unteroffizieren, halb zur Mannschaft hin, „daß es eine Affenschande ist! Ich will euch Richtung beibringen, ihr Schweinekerls! Zehn Schritte nach links! Marsch, Marsch!" und noch ehe die Letzten das Ende des

Ganges erreicht hatten, brüllte er: „Zwanzig Schritte nach rechts!“ Dann wieder: „Auf den alten Platz zurück! Marsch! Marsch!“, daß die Leute durcheinander rannten, sich im Laufen mit den Füßen traten, mit den Köpfen aneinanderstießen, Teile ihrer Appellsachen, die sie in den Händen und auf den Armen hielten, fallen ließen, schmutzig wieder aufnehmen mußten und zwei richtig stürzten, wobei sich der eine nicht unerheblich am Knie verletzte, sodaß er nur langsam hinkend an seinen Platz zurückkehren konnte.

Marsch, marsch! habe ich gesagt“, fauchte ihn Leutnant Hanstein an. „Zwanzig Schritte nach links! Zwanzig Schritte nach rechts! marsch, marsch! die Treppe hinunter! marsch, marsch! auf den alten Platz zurück, marsch marsch!“ jagte er den Mann, der vor Schmerz das Gesicht verzerrte, hin und her, sodaß der Feldwebel sich auf die Lippen biß, die Unteroffiziere kopfschüttelnd einander ansahen, bei der Mannschaft manche Faust sich ballte und drüben bei der ersten Kompagnie der Appell stockte und alles, vom Mann bis zu Leutnant von Fels, herübersah.

So begann der Appell bei der zweiten Kompagnie.

* * *

Während Leutnant von Fels die Unterhaltung mit seinem Vater und nachher die mit Leutnant Arco von Hanstein hatte, ging es in den Mannschaftsstuben der Infanteriekasernen bei den Vorbereitungen zum Appell recht lebhaft zu.

Sehr lebhaft war es auf der Stube neun, die zur ersten, noch lebhafter auf Stube zweiundzwanzig, die zur zweiten Kompagnie gehörte.

Auf beiden Stuben waren die Leute, da für das ganze Regiment Appell mit Ausgehanzug angesetzt war, damit beschäftigt, die Kleider zu bürsten, die Rockkragen zu säubern, die Knöpfe blank zu putzen, den Hosen mit Bierflaschen „Bügelfalten“ beizubringen, zu nähen, wo es Not tat, usw.

Die Leute sangen und plauderten bei der Arbeit. Der Korporalschaftsführer allein hatte nichts zu tun, er hatte die Leute nur zu beaufsichtigen und saß, Koppel mit Seitengewehr umgeschnallt, mit verschränkten Armen am einen Ende des langen Tisches, von wo aus er alle überblicken konne, beteiligte sich an den Scherzreden der Mannschaften, half aber auch jedem, wo es zu helfen oder zu raten gab.

Das Verhältnis zwischen Unteroffizieren und Mannschaften war im ganzen Regiment fast durchweg gut, weil es der Oberst so haben wollte, aber besonders gut war es in der ersten und zweiten Kompagnie. In der ersten Kompagnie deshalb, weil sie den besten Leutnant hatte, der unter keinen Umständen ein andres

als kameradschaftliches Verhalten der Unteroffiziere gegen die Leute geduldet hätte, in der zweiten Kompagnie deshalb, weil sie das Pech hatte, den ekligsten Leutnant des Regiments zu besitzen, weil Arco von Hanstein selbst die Leute schikanierte, daß es auch der brutalste Unteroffizier nicht besser fertig brachte, ein Uebriges zu tun und weil die Unteroffiziere von dem Leutnant ebenfalls so zugesetzt bekamen, daß sich zwischen ihnen und der Mannschaft ein gewisses Solidaritätsgefühl herausbildete.

Gegen 2 Uhr erscholl durch alle Korridore der Ruf: „Post empfangen!" Der Stubengefreite ging und kam nach 10 Minuten mit mehr oder minder vielen Briefen für seine Stube zurück. Rasch wurden sie verteilt und gelesen, und vielfach beherrschte ihr Inhalt von da ab das Gespräch.

Auch auf Stube neun schuf die Post vergnügte Gesichter, enthielten die Briefe doch zumeist die, übrigens überflüssigen, Zusagen der „Schätze", sich pünktlich zum Kaiserball einzufinden. Nur einer, Florian Benz, ein reicher Bauernsohn aus dem Schwarzwald, warf seinen Brief wütend weg. Er warf ihn Fritz Huber, einem Bauernknecht aus dem gleichen Ort, vor die Füße.

„Deine dumme Rosa kann auch das Maul nicht halten!", rief er ihm zu. Huber nahm den Brief erstaunt auf und las den von einer ungeschickten Hand geschriebenen, von orthographischen Fehlern strotzenden Liebeserguß. Die Aufregung des Freundes war allerdings begreiflich. Lina, die Schreiberin, Florians Schatz, hatte von Fritzens Rosa etwas Ungeheuerliches erfahren.

Nun schnaubte die Verratene Rache und Wut und gab ihrem Herzallerliebsten in wenig gewählten Ausdrücken den Rat, sie in Ruhe zu lassen und am heutigen Kaiserball mit der „Bauerntrampel" zu tanzen; sie habe Verehrer genug, die obendrein nicht so geizig seien, wie er und brauche ihn nicht.

Rosa stammte nämlich ebenfalls aus dem Geburtsort der beiden Freunde und diente als Alleinmädchen in einem Bürgerhause, während die aus der Stadt gebürtige Lina Köchin in einer herrschaftlichen Villa war.

Die Aussicht auf den Verlust der mit dem Verhältnis zu Lina verbundenen kulinarischen Genüsse, die das temperamentvolle Mädchen überhaupt erst genießbar machten, brachte Florian außer sich. Da er zu geizig war, die Gekränkte durch entsprechende Geschenke zu versöhnen, kam er auf den Gedanken, ihre Zuneigung durch Steigerung ihrer Eifersucht wieder zu gewinnen. Das konnte am besten dadurch geschehen, da er Lina heute Abend geringschätzig links liegen ließ und sich dafür um so eifriger der von ihr nun tödlich gehaßten Rosa widmete. Bei Rosas anständigem Charakter ging das aber nicht, wenn Fritz auf dem Ball war. Folglich sann Florian, der als Bauer sich Herrenrechte gegen den dienenden Fritz herausnahm, auf Mittel, Fritz vom Ball fernzuhalten.

Er beschloß, ihm einen Streich zu spielen und ihn beim Appell so auffallen zu lassen, daß ihm die Möglichkeit oder die Lust, dem Ball anzuwohnen, genommen wurde.

Als die Kompagnie zum Appell heraustrat, und der Unteroffizier kurz vorher noch einmal alle Stücke durchsah, fehlte Fritzens Mütze und war trotz eifriger Beteiligung der ganzen Stube bis zum Antreten nicht wiederzufinden; in den Fugen des Seitengewehrgriffes war schmieriger Schmutz, der sich weder mit dem Gewehrstock noch mit einem zugespitzten Holz beseitigen ließ und am blauen Waffenrock fehlte hinten ein Knopf. Alles war bestürzt, denn man kannte die dienstliche Strenge des sonst gerechten und gutmütigen Kompagniefeldwebels, auf die Florian seinen edlen Plan gebaut hatte.

Aber der Unteroffizier kannte den Feldwebel besser. Sofort als der Feldwebel erschien, trat er auf ihn zu und meldete den Vorfall. Feldwebel Franke ließ den Musketier Huber vortreten, besah sich die Sachen, und während er sich niederbeugte, musterte er heimlich die Gesichter der Leute. Ueberall Mitleid, nur der Musketier Benz grinste schadenfroh. Da wußte der alte Soldat genug. Er ließ ein Donnerwetter los über den gemeinen Täter, wobei er Benz so scharf ansah, daß dieser vor Verlegenheit und Angst blaurot wurde. Dann bestimmte er: „Der Unteroffizier Schmitt geht mit dem Musketier Huber zum Kammerunteroffizier und Waffenunteroffizier und läßt ihm eine Mütze und ein Seitengewehr geben; ein Mann von der Stube näht inzwischen den Knopf an. Wer will freiwillig? Alle meldeten sich, am stürmischsten Florian Benz, dem der Feldwebel auch wirklich den Rock einhändigte. Und als, kurz ehe der Ruf „Der Herr Leutnant kommt" erscholl, der Musketier Benz vor ihn trat und in strammer Haltung den Rock mit dem angenähten Knopf präsentierte, sah er ihn durchbohrend an und sagte leise, aber mit messerscharfer Betonung: „Saukerl, elender!" Benz trat puterrot und zitternd zurück, und von da ab soll in der ersten Kompagnie keinem mehr ein Schaden an Appellsachen zugefügt worden sein.

Wirklich ging auch der Appell glatt von statten. Die erste Kompagnie war, wie immer, zuerst fertig, und Florian Benz fühlte sich veranlaßt, nach Rückkehr der Korporalschaft auf die Stube seinem Freunde Fritz auf das feierlichste zu versichern, daß er der Täter nicht gewesen sei und ihm zur Bekräftigung seiner Worte und Neubesiegelung der Freundschaft die Hälfte der Mettwurst zu schenken, die das letzte Andenken an Linas praktische Liebe bildete.

* * *

Auf Stube 22 ging es indessen zwar lebhafter, aber kameradschaftlicher, zu. Da war nämlich ein anderer, der nicht arbeitete,

während der Unteroffizier fleißig mithalf und die ganze Stubenbelegschaft sich in das „Fummeln" der Sachen dieses Einen teilte. Der saß und erzählte, wie immer während der Arbeitsstunde, heute aus der deutschen Geschichte, aber nicht, weil er nicht arbeiten wollte; es war ihm sogar peinlich, so müßig zu sein, sondern weil er das Lieblingskind der Stube war, dem man gerne zuhörte, weil er so viel wußte und so schön zu erzählen verstand, dem man aber ebensogern die Arbeit aus den hierzu sehr ungeschickten Fingern nahm, weil, wenn ihm niemand geholfen hätte die Stube durch ihn bei jedem Appell aufgefallen wäre. So war es üblich geworden, daß er in der Arbeitsstunde für die Unterhaltung sorgte, die Kameraden aber für die Appellfähigkeit seiner Sachen.

Dieser Bevorzugte war der Kaiser-Einjährige Kurt Steinbach, ein Einjähriger also, der sich nach Erlangung des Berechtigungsscheines des Studiums wegen hatte drei Jahre zurückstellen lassen und in dieser Zeit durch ein grausames Schicksal den Vater und damit die Mittel verloren hatte, sich während des Dienstjahres selbst zu beköstigen und zu bekleiden. Nun lebte er mit den andern, die das Einjährige nicht hatten, genau wie sie in der Kaserne, brauchte aber nur ein Jahr zu dienen.

Heute war man ihm aber aus einem besonderen Grunde besonders gefällig. Der „Doktor", wie er in der ganzen Kompagnie genannt wurde, hatte nämlich eine bildhübsche Schwester, die in der Garnisonstadt bei der Mutter lebte und ihr durch häusliche Maschinenarbeit verdienen half. Man hatte sie bisher nur Sonntags in Begleitung von Mutter und Bruder gesehen, nun hatte sie zugesagt, mit ihrem Bruder den Kaiserball zu besuchen, und jeder Stubenkamerad Kurts wollte sich heute den Vorzug verdienen, einmal mit ihr tanzen zu dürfen; alle Tänze mit dem schönen Mädchen hatte man bereits unter sich vergeben, sodaß sich Kurt selbst nur mit Mühe den ersten und letzten Walzer rettete.

Ein Hauptspaß war aber dabei, daß, da Fräulein Melanie keinen Tanz mehr zu vergeben hatte, Leutnant Hanstein, der ihr in aufdringlicher Weise nachstellte, abblitzen mußte. Dem Leutnant war das bekannt, weil er Kurts Schwester vor einigen Tagen auf dem Weg zur Ablieferung einer Arbeit begegnet, angehalten, geradeswegs um das Versprechen eines Tanzes beim Kaiserball gebeten und dabei von ihr selbst gehört hatte, daß sie für den Abend schon ganz vergeben sei; sie könne doch keinen von Kurts Stubenkameraden, die alle so nett zu ihm seien, zurücksetzen.

Nun fürchtete man, daß der boshafte Hanstein aus Rache den Einjährigen schikanieren könne und hatte seine Sachen mit solcher Sorgfalt hergerichtet, daß auch beim besten oder bösesten Willen nicht das Geringste daran zu beanstanden war.

Arco von Hanstein war aber nach dem Gespräch mit Otto auf dem Weg zur Kaserne so sehr mit Rachegedanken anderer Art beschäftigt, daß er an den Kaiser-Einjährigen gar nicht mehr dachte. Erst als er, nachdem der Mann mit dem zerschundenen Knie, den er herumgejagt hatte, keuchend wieder auf seinem Platz stand, in diesem Steinbach erkannte, dachte er wieder daran, und mit Befriedigung sagte er sich, daß Melanies Bruder bis zum Abend kaum tanzen, ja vielleicht nicht einmal werde ausgehen können. Um aber ganz sicher zu gehen, hauchte er ihn wegen seiner durch den Sturz verschundenen Drillichhose an, die sich am Knie vom Blut färbte, und jagte ihn, als er sich entschuldigen wollte, noch ein paarmal die Treppe hinunter, „damit er das Maul halten lerne", bis der Einjährige kaum mehr einen Schritt zu tun fähig war.

Darüber vergaß Hanstein aber so sehr seinen Vorsatz, einen Mann in's „Loch" zu bringen, daß er sich damit begnügte, denen, die beim Laufen Bekleidungsstücke auf den staubigen Korridorboden hatten fallen lassen, eine Stunde Strafexerzieren aufzubrummen. So war der Kaisereinjährige daran Schuld, daß der Appell bei der zweiten Kompagnie, die zuletzt abtrat, verhältnismäßig gut verlief und daß nicht ein anderer Kamerad auf den Ball verzichten mußte.

Kurt selbst war freilich nach einer halben Stunde nicht mehr im Stande, auf dem Bein zu stehen. Er schilderte seiner Schwester in einem Brief, den er durch einen Kameraden hinschickte, den Vorfall, legte sich auf sein Bett und machte Umschläge auf das schmerzende Knie; als die Kameraden zum Ball gingen, war er fest eingeschlafen.

* * *

Kaiserball! Tausende von Herzen ließ dieses Wort höher schlagen, beherbergte die Garnison doch drei Regimenter verschiedener Waffengattungen.

Den beiden Freunden aus der ersten Kompagnie, Florian und Fritz, und ihren Schätzen Lina und Rosa, bupperte das Herz, aber in einem anderen Takte, als es noch tags zuvor beim Gedanken an den Kaiserball geklopft hatte.

Lina, die Köchin, kochte vor Wut und schwor sich selbst zum hundertsten Male zu, fest zu bleiben und nicht einen Tanz mit dem leichtsinnigen Florian zu tanzen. Sie wollte ihn einige Tage zappeln lassen und klein kriegen, ganz klein! Da man aber doch nicht wissen konnte, wie er die Sache aufnahm und die Notwendigkeit eintreten konnte, ihn zu versöhnen, ehe er ganz in die Arme einer andern geriet, steckte sie vorsichtshalber eine Mettwurst in die Manteltasche. Daß angesichts einer derartigen Gemütsverfassung der Köchin Frau und Herr Geheimrat bedenklich die Köpfe über das Abendessen schüttelten, war schließlich nicht allzu verwunderlich.

Ihr Florian ging mit ähnlichen Gedanken zum Ball, aber mit weniger Hoffnung, seine „alte Liebe" wieder zu gewinnen. Er erwog viel ernstlicher, als Lina den Gedanken, sich nach Ersatz umzusehen. Man kann sich daher denken, wie angenehm überrascht er war, als sie in der Nähe der Kaserne, er machte den Weg mit Fritz gemeinsam, am verabredeten Platz zwei Mädchengestalten im Dunkel erblickten. Die eine war leicht als Rosa zu erkennen, aber die andere wollte auch aus nächster Nähe noch nicht die Konturen der etwas massigen Lina annehmen.

„Wer ist denn das?" fragten beide wie aus einem Munde. und jeder zuckte die Achseln, Florian aber war es, als ob ihn ein Glückstaumel erfasse, als gleich darauf Rosa einen wundernetten Kerl von Mädel, eine Verwandte, Tochter eines Fabrikarbeiters in einem kleinen Industrieort, vorstellte, die in die Stadt gekommen war, um eine Stellung als „Stütze" zu suchen. So lange wohnte sie bei Rosa. Diese, die wegen ihrer indiskreten Plauderei ein böses Gewissen hatte, sah in der Freundin einen willkommenen Rettungsanker und nahm sie gleich mit auf den Kaiserball, damit sie dem Geschädigten ein Ersatz für Lina sei. Die vergaß Florian auch sofort, als er das schöne Mädchen erblickte. Somit war allen ein Stein vom Herzen gefallen. Mochte sich Lina allein ärgern, wenn sie wollte. Frieda, die Neue, Friedel genannt, hatte den drei anderen die fröhliche Stimmung wiedergegeben.

* * *

Während den Tanzlokalen aller Kompagnien der drei Regimenter erwartungsvolle, frohe Menschen zustrebten, bildete das Lokal der 2. Kompagnie eine Ausnahme.

Die Unterhaltung drehte sich ausschließlich um den Fall des Kaisereinjährigen Steinbach, denn es hatte sich bald auf allen Kompagniestuben herumgesprochen, daß der „Doktor" zu Hause bleiben müße. Seine Stube bedauerte das natürlich am meisten, da ja jetzt auch Melanie, die sehr an dem Bruder hing, nicht kommen würde.

Unteroffizier Schweizer hatte die peinliche Aufgabe übernommen, Kurts Schwester von dem Mißgeschick ihres Bruders in Kenntnis zu setzen. Er, der ein kleines „Faible" für das schöne Mädchen hatte, nahm sich vor, den Fall möglichst harmlos hinzustellen, wenigstens soweit es die Verletzung Kurts betraf. Um so angelegentlicher aber überbrachte er Kurts Wunsch, Melanie möge sich durch das Ausbleiben ihres Bruders nicht von der Teilnahme am Ball abhalten lassen. Aber Melanie wies das Ansinnen, den Ball zu besuchen, während der Bruder krank lag, entrüstet von sich. Erst weinte sie vor Kummer über das Leid des Bruders, dann vor Trauer darüber, daß ihr das erste Vergnügen, an dem sie

mit dem Bruder teilnehmen wollte, vergällt worden war, denn Schweizer hatte ja nur gesagt, daß Kurt beim Appell gestürzt sei. Melanie wollte nun aber ganz genauen Bericht über den Hergang des Unfalles haben und stellte dem Unteroffizier solche Kreuz- und Querfragen, daß sich dieser in Widersprüche verwickelte und schließlich keinen anderen Ausweg sah, als daß er alles wahrheitsgemäß erzählte. Das Mädchen war außer sich, und trotz des heftigsten Widerspruchs der Mutter, die umsonst die Tochter zu trösten versucht hatte, beschloß sie, auf den Ball zu gehen, aber nur solange, bis sie Gelegenheit gefunden habe, den Leutnant von Hanstein zur Rede zu stellen. Auch die Einwendungen des Unteroffiziers waren vergeblich. Dafür, daß Hanstein ihren Bruder aus Rache nicht noch mehr schikanierte, wollte sie sorgen, indem sie den Offizier derart blamierte, daß seines Bleibens in der Kompagnie nicht mehr sein könne.

* * *

In der „goldenen Krone", dem Lokal der ersten Kompagnie, herrschte schon reges Leben, als die beiden Paare, Florian mit Friedel und Fritz mit Rosa ankamen. Während sie sich der Mäntel entledigten, sprachen sie eifrig davon, ob Lina wohl schon da sei oder nicht und was sie für ein Gesicht machen werde, wenn sie Friedel bei Florian erblickte. Sie hätten das Gesicht, dem ihre Neugier galt, aber schon sehen können, wenn sie nicht gar zu eifrig in ihr Gespräch vertieft gewesen wären, denn Lina stand schon seit einer Viertelstunde in der Nähe der Tür und spähte nach Florian aus. Sie hatte zu Hause vor dem Spiegel einstudiert, wie sie verächtlich die Nase rümpfen, geringschätzig die Lippen werfen, und, als sei er für sie Luft, an ihm vorbeirauschen wolle. Das solle der erste Akt ihres Rachedramas sein. Der zweite Akt war Tanz mit anderen, im dritten Akt wollte sie Florian auf die Seite rufen und ihm gründlich die Meinung sagen, im vierten ihm den Vorschlag machen, einmal mit ihr zu tanzen und im fünften ihm zur Versöhnung Hand, Lippen und Mettwurst reichen, wenn er, wie nicht anders zu erwarten stand, darum bat!

Mit jeder Minute des Wartens stieg ihre Angst, Florian könne ihren Brief gar zu krumm geommen und sich entschlossen haben, nicht zu kommen. Im Geist rundete sie die einstudierten eckigen Bewegungen mehr und mehr ab, ließ das Rümpfen und Lippenwerfen immer schwächer werden und strich einen Satz nach dem andern aus der wohleingeübten Strafpredigt. Als sie Fritz mit Rosa die Treppe heraufkommen sah, bekam sie Herzklopfen bis zum Hals hinauf, und als gleich dahinter Florians Gesicht auftauchte, mußte sie sich an dem breiten bunten Vorhang, der an der Tür angebracht war, halten und alle ihre Kraft zusammennehmen, um ihrem Vorsatz treu zu bleiben. Aber als sie

in Florians Arm eine Andere — und was für eine! — sah, war sie einer Ohnmacht nahe, und alle „Strafmaßnahmen" waren aus ihrem Gedächtnis ausgelöscht. Sie war ja auf Alles gefaßt gewesen, nur nicht darauf, daß „ihr Soldat" es fertig bringen könne, sie, die schon zwei Vorgänger über die ganze Militärzeit gefesselt hatte, abzudanken. Mit bleichem Gesicht starrte sie zu den beiden Paaren hinüber, bis diese, im Begriff, in den Saal zu gehen, sie erblickten. Aber nun kam das Unerhörteste, das Unglaublichste, das Gemeinste, das Niederträchtigste, was Lina sich denken konnte. Genau so, wie Lina es vor dem Spiegel geübt hatte, rümpften die drei (Friedel ausgenommen) die Nase, warfen die Lippen und schwänzelten an ihr vorbei in den Saal hinein.

Da war es mit Linas Haltung und Fassung vorüber. Sie eilte den Vieren nach, holte sie in der Mitte des Saales ein, packte Florian von hinten an den Schößen seines blauen Grenadierrockes und zerrte ihn heftig herum.

„Wer ist die dort?", rief sie und schleuderte einen Blick zu Friedel hinüber, daß die Umstehenden in ein lautes Gelächter ausbrachen und Friedel vor Angst und Scham ganz rot wurde und am liebsten in ein Mauseloch gekrochen wäre.

Aber Florian blieb Herr der Lage. Er packte Linas Handgelenk und zog mit einem Griff ihren einen Arm herunter, wobei er er so derb zufaßte, daß Lina vor Schmerz aufschrie, ihr die Tränen in die Augen traten und sie mit der andern Hand gern selbst los ließ. Von d e r Seite hatte sie Florian ja noch garnicht kennen gelernt; sie konnte es nicht hindern, daß ihr Blick Furcht und Verwunderung zugleich ausdrückte.

Florian aber tat ganz unbefangen.

„Das ist Friedel Müller", sagte er, „eine Freundin von Rosa, die heute erst gekommen ist. Wir dachten, du nimmst dich ein wenig um sie an und sorgst ihr für einen Tänzer." Da war Linas Zorn verraucht; sie streckte Friedel die Hand hin, um ihr Freundschaft anzutragen. Friedel aber, die sehr feinfühlend war, erkannte sofort das Beschämende, das die Szene für sie hatte und ahnte auch, daß sie das Ziel der allgemeinen Bemerkungen und Blicke sein werde, wenn sie weiter in der Nähe Linas und Florians bliebe. Stolz zog sie ihre Hand zurück und warf den Kopf hoch.

„Ich mag gar nicht tanzen!" rief sie, während das Weinen in ihr aufstieg, eilte durch das Gedränge zur Tür hinaus ins Garderobezimmer, warf sich auf einen Stuhl, verbarg das Gesicht hinter einem Mantel und weinte sich aus, während drinnen Florian Lina zu einem Tisch führte. Als aber die Musik einsetzte und der Tanz begann, trieb es Friedel doch, hineinzugehen und heimlich zuzuschauen. Sie stellte sich an die Wand dicht neben der Tür und sah der Polonaise und dem anschließenden Walzer zu.

„Fräulein, haben sie keinen Tänzer?“ klang eine wohltönende Stimme neben ihr. Friedel schrack zusammen, strich mit der Hand rasch über die Augen, blickte auf und sah in das sympathische Gesicht eines jungen Offiziers.

„Leutnant von Fels“, stellte er sich vor. „Darf ich wissen, was der Grund ihrer Tränen ist?“ Wie er ihr aber so voll in die Augen sah, fühlte er plötzlich, wie er rot wurde und sein Herz befangen schlug. Herrgott, war das Mädchen schön! wo war die denn her und wer mochte das sein? Baron von Fels musterte die Kleidung des Mädchens; sie war bei aller Schlichtheit sehr geschmackvoll. Ihre Trägerin mußte anscheinend dem Mittelstand angehören. Wahrscheinlich war sie die Verwandte eines Einjährigen. „Gnädiges Fräulein“, nahm Otto wieder das Wort, „wenn ich zu aufdringlich war, bitte ich um Verzeihung und die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen aber ich hätte sehr gerne mit Ihnen getanzt, wenn Sie frei gewesen wären!“

Da lachte Friedel so belustigt auf, daß Otto zuerst betroffen war, dann aber von ihrem Lachen angesteckt wurde.

„Womit habe ich Ihre Heiterkeit herausgefordert, mein Fräulein?,“ fragte er ebenfalls lachend.

Friedel sah ihm treuherzig in die Augen.

„Ich mußte lachen, Herr Leutnant, weil sie mich „gnädiges Fräulein“ genannt haben. Sie halten mich gewiß für mehr, als ich bin und hätten sicherlich nicht mit mir tanzen wollen, wenn Sie gewußt hätten, daß Sie ein ganz einfaches Mädchen vor sich haben.“

„Einfach oder nicht“, gab Fels, der an der Unterhaltung mit dem netten Ding Gefallen fand, zurück. „Sie sind das reizendste Mädchen, das ich überhaupt jemals gesehen habe, und mit dem ich tanzen oder plaudern werde, bis Sie mich fortschicken. Soll ich gehen? Schicken Sie mich fort?“

„Nein, wenn Sie nicht selbst gehen wollen, dürfen Sie bleiben.“

„Tanzen wir?“

„Es wird sich nicht mehr lohnen! Der Walzer wird gleich zu Ende sein.“

„Also plaudern wir,“ entschied Fels. „Wollen Sie unbekannt bleiben, oder darf man fragen wer Sie sind?“

„Warum soll man das nicht wissen dürfen?“, sagte das Mädchen offenherzig. „Ich heiße Friedel Müller, und bin die Tochter eines Eisendrehers aus G.“

„Ah, ihr Vater arbeitet wohl in der großen Automobilfabrik von B.?“

„Ja, er ist Vorarbeiter und verdient sehr gut.“

„Seit wann sind Sie hier?“

„Seit heute Morgen, ich will mir eine Stellung suchen und wohne mit Erlaubnis der Herrschaft einstweilen bei einer Freundin, die hier dient."

„Sie wollen dienen?", rief der Offizier überrascht auf.

„Warum nicht?", fragte Friedel erstaunt.

„Weil Sie zu schön dafür sind," sagte Otto.

Röte flog über Friedels Gesicht. Sie richtete sich auf und blitzte den Leutnant mit ihren braunen Rehaugen zornig an. „Was wollen Sie damit sagen, Herr Leutnant? Soll ich meine Schönheit verkaufen um nicht arbeiten zu müssen?"

Otto starrte sie verblüfft an. „Fräulein!" stammelte er. „Es lag mir fern, an so etwas zu denken. Ich dachte nur daran, daß Sie nach dem ganzen Eindruck, den ich bisher von Ihnen gewonnen habe, zum Dienen weder geschaffen sind, noch es nötig haben. Glauben Sie mir, durch Ihre Schönheit werden Sie Zudringlichkeiten ausgesetzt sein. —"

„Gegen die ich mich selbst zu schützen weiß, verlassen Sie sich darauf, Herr Leutnant!" fiel ihm Friedel ins Wort.

„Fräulein, das glaub' ich Ihnen," sagte Fels, der besorgt war, er könnte das liebliche Mädchen beleidigen und von sich scheuchen. „Ich meine, es ist schade, daß Sie nicht etwas anderes gelernt haben, und sie wären gewiß befähigt, einen höheren Beruf auszuüben."

Friedel lachte wieder treuherzig. „Ich habe auch mehr gelernt, Herr Leutnant. Ich bin in Stenographie, Maschinenschreiben und Buchführunig ausgebildet und habe zwei Jahre im Kontor der Automobilfabrik, zuletzt als Privatsekretärin gearbeitet. Von einem sehr tüchtigen Lehrer an der Realschule im benachbarten R. habe ich außerdem gut Französisch, etwas Englisch und dann habe ich sehr gut Klavierspielen gelernt, ich bin auch in Handarbeiten geschickt, mache meiner Kleider und Hüte selbst; das habe ich in dem Konfektionsgeschäft zu Hause gelernt. Die Inhaberin kennt mich von Kindheit an, hat mich gern, und ich half ihr, wenn sie viel zu tun hatte, oft nach Feierabend aus. Sehen Sie, ich bin doch nicht ganz so dumm, wie ich aussehe."

„Das sehe ich," erwiderte Fels.

Friedel lachte hell auf. Da erkannte Otto seinen Schnitzer, wurde rot und stammelte verlegen Entschuldigungsworte. Friedel streckte ihm die Hand hin.

„Ich bin Ihnen gar nicht böse, Herr Leutnant, aber Sie dürfen auch nicht böse sein, daß ich gelacht habe, es kam so drollig heraus."

Otto ergriff gerne die Hand und stellte dabei fest, daß sie tadellos gepflegt war.

„Jetzt verstehe ich Sie," sagte er. „Sie wollen Gesellschafterin werden? Hausarbeit haben Sie wohl nicht viel verrichtet?"

„Fehlgeschossen, Herr Leutnant," lachte Friedel. „Mutter ist eine tüchtige Hausfrau, hat mich von klein auf fest eingespannt, und ich half ihr auch, als ich im Büro war, noch immer so viel ich konnte."

„Den Händchen sieht man's nicht an," meinte Otto.

„Weil ich im Sekretariat keine abgearbeitete und zum Klavierspielen und den Handarbeiten keine ungelenke Hand brauchen kann, wende ich eben täglich ein halbes Stündchen an die Pflege meiner Hände, das ist alles."

„Sie sind ein Mordskerl!" sagte Otto in ehrlicher Bewunderung. Gewiß können Sie auch ebensogut tanzen?"

„Damit wird es etwas hapern. Ich habe zwar tanzen gelernt, aber in dem kleinen G. ist ja nur bei Vereinsveranstaltungen Gelegenheit."

„Wollen wir's probieren? Eben ruft die Musik."

Friedel nickte. Otto verbeugte sich, und gleich darauf walzten sie durch den Saal. Und wie sie tanzen konnte! Leutnant von Fels begann die Begegnung mit Friedel als ein wunderbares Erlebnis aufzufassen.

„Jetzt traue ich Ihnen alles zu," nahm Otto beim Tanzen das Gespräch wieder auf. „Was für eine Stellung suchen Sie?"

„Wenn ich als Zofe oder Gesellschafterin ankommen kann, ist es mir am liebsten.

„Sie könnten doch auf ein Büro gehen."

„Weniger gern. Der Beruf ist selten so bezahlt, daß ein Mädchen davon vollständig leben, Wohnung bezahlen und sich kleiden könnte. Dieser Verdienst kann meist nur als ein Zuschuß in Betracht kommen, wenn man zu Hause wohnen kann. Ich möchte mich schon, um ganz selbständig zu sein, nach einer Stellung umsehen, mit der Kost und Wohnung verbunden ist."

„Warum sind Sie von zu Hause fortgegangen?"

„Ich habe keinen Platz mehr zu Hause. In der Verwandtschaft ist kürzlich ein Mann gestorben. Die Frau muß verdienen, ist dabei kränklich und kann ihre zwei Buben von 12 und 14 Jahren, nicht so erziehen, wie es sein sollte. Auf meinen Wunsch haben wir die Jungen ins Haus genommen. Der Aeltere geht als Lehrling zum Vater in die Fabrik, der Jüngere, der sehr begabt ist, nach O. in die Realschule. Ich habe nur eine etwas jüngere Schwester, die der Mutter helfen kann; wir haben aber unser Stübchen an die Jungen abgetreten, damit sie nicht auf dem Speicher schlafen müssen. Die Schwester schläft bei den Eltern, und ich gehe fort; eine andere Lösung hätte Mutter zu viel Arbeit gemacht."

Leutnant von Fels sah das Mädchen mit bewundernden Blikken an. „Ich glaube, ich weiß eine Stellung in einem befreun-

deten Hause, die für Sie paßt. „Würden Sie sie annehmen, wenn ich die Sache ins Reine bringe?"

„Ich wäre Ihnen dankbar, Herr Leutnant."

So tanzten Sie diesen und — — alle Tänze zusammen, weil keiner der Soldaten den Mut hatte, Friedel, die alle nach ihrem Aeußeren und weil Leutnant von Fels sich gleich so vertraut mit ihr unterhalten hatte, für etwas „Besseres" hielten, zum Tanz aufzufordern. Otto paßte aber scharf auf, daß ihm kein anderer Offizier, deren es ja ohnehin nur wenige waren, den Rang ablief.

Zwar mußte der Leutnant es geschehen lassen, das Friedel mit Rosa nach Hause ging und der Musketier Huber sie begleitete, denn er konnte sich als Offizier nicht anschließen, aber er hatte sich einen Plan zurechtgelegt, dessen Ausführung ihm die Möglichkeit geben sollte, Friedel recht oft zu sehen. Gleich morgen wollte er das Nötige veranlassen.

Der Musketier Benz hatte sich um Friedel, deren Auftauchen ihm zuerst so willkommen gewesen war, den ganzen Abend nicht mehr gekümmert. Das Stubenmädchen, das mit Lina diente, verriet ihrem Schatz zwei Tage später, daß in der Morgenfrühe jemand aus Linas Kammer gegangen und auf Strümpfen die Treppe hinuntergeschlichen sei, wobei ein offenbar in der Hand gehaltener Stiefel einen polternden Purzelbaum geschlagen habe, und in der Kompagnie ging das Gerede, daß von denen, die in der Kaiserballnacht den Zapfenstreich versäumt oder, wie der Soldaten-Jargon sagte: „Ueber den Zapfen gewichst" hatten und in den Morgenstunden über die Kasernenmauer geklettert waren, Florian Benz der Letzte gewesen sei. Jedenfalls war in den nächsten Tagen sein Wurstvorrat größer denn je, und man beobachtete auch manchmal, wie er hinter der Tür seines Spindes einen kräftigen Schluck aus einer versteckten und hartnäckig verleugneten Flasche tat.

* * *

In der „Stadt Berlin", dem Lokal, der zweiten Kompagnie, war das Fest nicht ganz so zur allgemeinen Zufriedenheit verlaufen, wie bei der ersten Kompagnie! Man wunderte sich zunächst darüber, daß Kurts Schwester, die blaß und furchtbar aufgeregt war, gekommen sei, daß sie aber nicht tanzte. Leutnant Hanstein wagte sich zuerst nicht an Melanie heran, weil er befürchtete, einen Korb zu erhalten und er sich einer solchen Blamage nicht aussetzen wollte. Als er sie aber von seinem Platz aus grüßte, dankte sie mit einem, wie es Arco schien, so unbefangenen lieblichen Lächeln, daß alle Bedenken schwanden und Hanstein auf Melanie zueilte und sich den nächsten Tanz erbat, der ihm auch zugesagt wurde.

Ein triumphierendes Lächeln schwebte um seine Lippen, als sie miteinander zur Francaise antraten. Eine Zeitlang ging alles

gut; da geschah plötzlich etwas noch nie Dagewesenes. Mitten im Tanz, als Arco seiner Partnerin eben die Hände reichte, hielt Melanie plötzlich inne und sagte mit sehr lauter Stimme: „Herr Graf! Ehe sich unsere Hände noch einmal berühren, bitte ich, mir die Frage zu beantworten, ob es wahr ist, daß mein Bruder durch Ihre Schuld heute krank in der Kaserne liegt?"

Leutnant Hanstein schwindelte es vor den Augen. Der Tanz stockte. Alle liefen zusammen und umstanden die Beiden. Die Musiker, die glaubten, daß jemand etwas zugestoßen sei, hörten mitten im Spiel auf. Hanstein blickte wütend im Kreise umher.

„Was gafft ihr da?," herrschte er die Soldaten an, schert euch zum Teufel!"

Aber keiner rührte sich, neugierig drängten die Hintenstehenden die Vorderen immer näher heran.

Arco wandte sich an Melanie:

„Sie werden begreifen, Fräulein Steinbach," sagte er, „daß ich Ihnen hier eine Antwort nicht geben kann. In meiner Wohnung stehe ich Ihnen jederzeit gerne zu Diensten." Damit verbeugte er sich knapp und wollte gehen.

Melanie vertrat ihm den Weg.

„Entschuldigen Sie, Herr Graf," sagte sie fest, „als Dame kann ich Sie in Ihrer Wohnung nicht aufsuchen. Mein Bruder und meine Mutter wissen von meinem Vorhaben nichts und sollen nichts davon wissen. Hier stehe ich unter dem Schutze der ganzen Kompagnie und insbesondere unter dem Ihrer Herrn Kameraden."

Sie wandte sich an die Offiziere, die sich durch die Soldaten hindurch an Hansteins Seite gedrängt hatten.

„Meine Herren, ich bitte um Ihren ritterlichen Beistand, bitte, dulden Sie nicht, daß Graf Hanstein aus dem Saale geht, ohne mir geantwortet zu haben."

Die Offiziere, die den Zusammenhang nicht ahnten, sahen einander betreten an. Da teilte sich achtungsvoll der Knäuel; Hauptmann von Faber, der Kompagniechef, der mit den Leutnants und Feldwebels an einem Tisch gesessen hatte, trat herzu. Er verneigte sich leicht vor Melanie.

„Darf ich wissen, mein Fräulein, welchem Mißverständnis die peinliche Szene zuzuschreiben ist?"

„Keinem Mißverständnis, Herr Hauptmann," erwiderte Melanie. „Der Herr Leutnant soll meinen Bruder, der sich durch einen Fall das Knie verletzt hat, trotz seiner Verletzung so lange die Treppe hinab und hinauf gejagt haben, daß er zu Bett liegt. Wenn das wahr ist, erblicke ich in der Tatsache, daß er mich trotzdem zum Tanze aufforderte, eine Beleidigung."

Der Hauptmann sah sofort, welchen Skandal der Vorfall nach sich ziehen könne, und er setzte alles daran, die Ehre des Offizierskorps zu wahren.

„Mein Fräulein," sagte er mit lauter Stimme, „ich bin fest überzeugt, daß Herr Leutnant von Hanstein bei dem Vorfall in der Kaserne nicht die Absicht gehabt hat, Ihren Bruder zu schädigen und daß es ihm selbstverständlich ganz fern lag, Sie zu beleidigen. Es macht Ihnen Ehre, so beherzt für Ihren Bruder eingetreten zu sein, aber ich darf doch bitten, auch an die Ehre des Offizierskorps zu denken und der peinlichen Szene hier ein Ende zu machen. Herr Leutnant von Hanstein wird Ihnen im Nebenzimmer in Gegenwart der Offiziere der Kompagnie jede gewünschte Genugtuung geben. Darf ich Ihnen meinen Arm bieten?"

Er verneigte sich abermals höflich. Aber innerlich kochte er vor Wut über Hanstein, der ihm ausgerechnet beim Kaiserball eine solche „Sauerei" eingebrockt hatte.

„Laßt euch nicht stören, Kinder, tanzt weiter, wir kommen gleich wieder!" damit ging er, von den Offizieren gefolgt, mit Melanie ins Nebenzimmer, wo er ihr einen Stuhl hinschob.

„Bitte, werden Sie erst ruhig," sagte er begütigend, als er sah, daß Melanie am ganzen Körper zitterte und ihr, da die Spannung der Nerven sich zu lösen begann, die Tränen über die Wangen liefen. Dann trat er mit den Leutnants zur Seite und unterhielt sich leise mit ihnen. Nach einigen Minuten wandte er sich mit der Frage an Melanie, ob sie gefaßt genug sei, eine Erklärung entgegenzunehmen. Melanie nickte. In ihr war die Angst aufgestiegen, daß der Vorfall ihrem Bruder doch noch Schaden bringen könne, und sie blickte den Hauptmann so hilflos an, daß sie in ihrer Schönheit und Hilflosigkeit einen rührenden Anblick bot.

Der Hauptmann sprach ein paar Worte, worin er betonte, daß er Melanies Verhalten tapfer und unerschrocken finde, wenn es auch wohl klüger gewesen wäre, die Sache ihm auf dienstlichem Wege zur Kenntnis zu bringen. Immerhin sage er sich, daß der Bruder einer so tapferen Schwester wohl auch ein guter Soldat sein müsse, dann gab er Leutnant von Hanstein zu der verabredeten Erklärung das Wort.

Arco trat in militärischer Haltung vor Melanie und versicherte, daß er nicht gewußt habe, daß der Einjährige Steinbach zu Bett liege. Das war ja auch richtig, denn gesagt hatte es ihm niemand, nur denken konnte er es sich, als er Melanie nicht in Begleitung ihres Bruders sah. Er habe übrigens nach ihm fragen wollen, und dann wäre er sicherlich der Erste gewesen, der sein Bedauern über den Unfall ausgesprochen hätte.

Melanie stand auf.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf," sagte sie, ihm das Wort abschneidend. „Ich bin zufrieden gestellt." Arco verneigte sich und trat zurück; gleich darauf verließ er unauffällig den Saal, und

einige Minuten später begleitete der Hauptmann Melanie nach Hause. Die übrigen Offiziere mischten sich auf Wunsch des Kompagniechefs unter die Mannschaften, denen der Hauptmann aus der eigenen Tasche Zigarren und Zigaretten spendete und sorgten durch ihre Allgegenwart dafür, daß die peinliche Szene nicht den Unterhaltungsstoff bildete und rasch vergessen wurde.

Kurt war, als er von der Sache erfuhr, mit dem Verhalten seiner Schwester zwar nicht einverstanden, mußte aber doch ihrer Herzhaftigkeit Anerkennung zollen; sie aber hatte die Genugtuung, ihren Zweck ganz erfüllt zu sehen, denn als der Oberst davon hörte, der gerade einige Offiziere für ein Spezialkommando in einer kleinen Garnison zu benennen hatte, setzte er obenhin auf die Liste den Leutnant Arco von Hanstein, der an dem gleichen Tage seinen neuen Posten antrat, an dem Baron von Fels seinem Sohn den versprochenen Gaul schenkte.

* * *

Otto von Fels hatte sich als Ersatz für Arco einen neuen Freund gesucht und war nicht schlecht dabei gefahren, als er die freundschaftlichen Beziehungen zu Wilhelm, dem Sohn der verwitweten Geheimrätin von Ucker, Leutnant in der 4. Komp., fester knüpfte. Beide waren gleich veranlagt und beschlossen, nicht nur zusammen ihre Erholungsritte zu machen, sondern auch gemeinsam Kriegsgeschichte zu studieren. Daß sie sich näher getreten waren, war darauf zurückzuführen, daß Otto der Geheimrätin durch seine Tante Auguste Friedel Müller als Stütze, Gesellschafterin und Zofe empfohlen hatte, da die alte Dame selbst nicht rüstig genug war, um dem Dienstmädchen ständig auf die Finger zu sehen.

Frau von Ucker war entzückt, als sie in wenigen Wochen in Friedel eine in allen Dingen zuverlässige und brauchbare Hilfe erkannte und behandelte sie, schon wegen ihrer Autorität dem Mädchen gegenüber, ganz als Gesellschafterin, die an den Mahlzeiten teilnahm und bei den hin und wieder stattfindenden häuslichen Einladungen Frau von Ucker auch den Gästen gegenüber in ihren Hausfrauenpflichten unterstützte.

So oft es ging, arbeiteten Otto und Wilhelm zusammen, und zwar stets in der Wohnung Wilhelms. Dann erschien pünktlich um 5 Uhr das Mädchen und rief zum Tee, bei dem Otto Friedels Tischherr war. Er fand täglich mehr Gefallen an dem schönen Mädchen, das sich in ganz kurzer Zeit mit den Umgangsformen der neuen Umgebung vertraut gemacht hatte und eine vollkommene Dame geworden war.

Auch der Oberst fand, als er einmal mit Tante Auguste einer Einladung der Geheimrätin folgte, „den kleinen Racker zum Anbeißen charmant" und schmunzelte noch drei Tage lang, wenn er

daran dachte, mit welcher Grazie sie ihn bediente, wie bezaubernd sie ihn angelächelt und wie lustig sie mit ihm gescherzt hatte.

So floß das Leben seit Arcos Fortgang für Otto recht angenehm und ruhig dahin, wobei die Stunden an Friedels Seite, ohne daß Fels es sich eingestehen wollte, die Höhepunkte bildeten. Dienstlich war auch nichts Besonderes los, umsoweniger, je mehr es dem Sommer zuging, während früher Arco alle paar Tage für irgend eine kleinere oder größere Aufregung, wenn auch nur innerhalb des Offizierskorps, gesorgt hatte. Es gab Kameraden, die seine Versetzung nur deshalb bedauerten.

Einmal nur kam etwas Abwechslung in das Einerlei des Kasernenlebens, und das ging so zu:

Eines schönen Tages meldete sich bei dem Oberst ein Mann vom Lande mit seiner 19jährigen Tochter und bat, ihm bei der Ausfindigmachung des Vaters eines zu erwartenden Enkelkindes behilflich zu sein. Die Sache ging auf den Kaiserball zurück, wo das Mädchen im Lokal der ersten Kompagnie den betreffenden Soldaten zum ersten und letzten Mal gesehen hatte, weshalb sie auch seinen Namen nicht wußte.

Der Mann wurde gefunden, weigerte sich aber zu des Obersten Entrüstung, das Mädchen zu heiraten, was diesen zu folgender Ansprache an die Offiziere veranlaßte:

„Meine Herren! Der Vorfall mit dem Musketier Schneider veranlaßt mich, auch an die jungen Herren unter Ihnen einige ernste Worte zu richten. Ich habe es in meiner langen Soldatenlaufbahn so oft erlebt, daß Offiziere in die unangenehmsten Weibergeschichten verwickelt wurden. Ich möchte Ihnen nur Eines sagen: von einem Musketier kann ich nicht verlangen, daß er ein Mädchen, das er ins Unglück brachte, heiratet, dazu fehlt mir die Macht, aber von einem Offizier würde ich das unbedingt erwarten. Ich gebe daher den ledigen Herren den väterlichen und kameradschaftlichen Rat, hüten Sie sich vor Techtel-Mechteln mit Mädchen, die gesellschaftlich nicht zu Ihnen passen, und daß Sie einer Dame der Gesellschaft gegenüber H ü t e r der Frauenehre sein sollen, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Ich danke Ihnen!"

Manches junge Leutnantsgesicht sah für den Rest des Tages etwas nachdenklich aus; einer sehr eingehenden Selbstprüfung aber unterzog sich des Obersten eigener Sohn.

Wie stand es mit Friedel und ihm? Bahnte sich da auch ein Techtel-Mechtel an, vor dem er sich hüten mußte oder war er gar schon zu weit gegangen? Jedenfalls verhielt er sich bei den nächsten Teestunden im Hause der Geheimrätin so zurückhaltend gegen die Gesellschafterin, daß es allen auffiel, und bald merkte Otto an Friedels verändertem Wesen, daß sie unter seiner abweisenden Haltung litt! Daß es ihm selbst nicht anders erging, wagte er sich nicht einzugestehen, aber doch atmete er erleichtert auf und die

Welt um ihn herum erschien auf einmal wieder freundlicher und heiterer, als er sich eines Tages zu der Ueberzeugung durchgerungen hatte, daß sein Benehmen gegen Fräulein Müller nicht kavaliermäßig und durch nichts gerechtfertigt sei. Erstens war Friedel taktvoll genug, um die ihr durch ihre gesellschaftliche Stellung gezogenen Grenzen selbst zu achten und zweitens wußte er selbst, was er zu tun hate. Er brachte ihr also zur Entschädigung beim nächsten Mal ein paar Blumen mit, und es wurde ihm ordentlich froh und leicht ums Herz, als er Friedel wie eine Rose glühen und wie ein Kind sich freuen sah.

So schön wie an diesem Tage, war sie ihm noch nie erschienen. Damit war das alte unbefangene Verhältnis wieder hergestellt. Die beide Menschenkinder lachten und scherzten wieder miteinander wie sonst und ahnten nicht, daß in ihnen ein Funke jener großen und echten Liebe glühte, die über alle Vernunft hinweg zwei Menschenherzen zueinander reißt: ein Funke, den ein leichter Windstoß zur Flamme anblasen konnte; gegen sie aber brauste ein Sturm heran, der die glimmende Glut zum lodernden Feuer entfachte.

* * *

Kurze Zeit nachdem Friedel Ottos Blumen empfangen hatte, setzte eine Verlobungsanzeige die Bewohner der Villa Fels in Aufregung. Hanstein hatte in seiner neuen Garnison einen früheren Offizier und Gutsbesitzer, der die Offiziere häufig zu sich zur Jagd lud und in ihren Familien verkehrte, kennen gelernt. Schon bei der ersten Begegnung stellte sich, als Arco erzählte, woher er kam, heraus, daß der Gutsbesitzer ein früherer Regimentskamerad des Barons von Fels war, mit dem er noch jetzt in brieflichem Verkehr stand und auf den auch der Oberst sehr große Stücke hielt.

Dessen einzige Tochter nun war Arco, dem Salonlöwen und Virtuosen auf dem Instrument der Frauenseele, ins Netz gegangen, und nun hatte man es schwarz auf weiß vor sich liegen, daß Irma von Hochberg und Graf Arco von Hanstein Verlobte seien.

Dem Baron und Tante Auguste, die dem frischen Gutsbesitzerstöchterlein gern einen besseren Ehemann gewünscht hätten, als Arco von Hanstein zu werden versprach, ging das durchaus gegen den Strich, doch ließ sich ja nichts dagegen tun und es blieb nichts übrig, als dem glücklichen Paar herzlich zu gratulieren und der Braut ein Geschenk zu übersenden, das sich sehen lassen konnte und auch zeigte, daß man ihr wirklich zugetan war.

Nur Otto gratulierte nicht, obwohl er Irma vor Jahren, als die Väter Regimentskameraden waren und sie beide noch zur Schule gingen, gekannt hatte.

Drei Tage ging er zerstreut umher, daß alle ihn für krank hielten und Tante Auguste ernstlich in Sorge um ihn war.

Am vierten Tage, Sonntags, trat er, als Tante Auguste nach Tisch in der Küche beschäftigt war, zu dem Vater ins Zimmer.

„Kann ich dich einen Augenblick ungestört sprechen, Vater?"

„Nur zu, mein Junge!" sagte der Oberst und sah dabei erstaunt in Ottos fahles Gesicht.

Ottos Finger trommelten nervös auf den Lehnen des Ledersessels; seine Lippen bebten, und sein Gesicht schien noch um einen Grad blasser zu werden, als er den Mund zum Sprechen öffnete.

„Darf ein Offizier, der sein Ehrenwort gegeben hat, über irgend etwas unbedingt zu schweigen, dennoch reden, wenn er sieht, daß sein Schweigen einem andern Menschen Gefahr oder Unglück bringt?"

„Otto, was veranlaßt dich zu dieser Frage?"

„Ich kann dir auch nicht die leiseste Andeutung machen, ohne mein Wort zu brechen."

„Ist denn das, was du verhüten möchtest, mein Sohn, so schlimm, daß dir der Gedanke kommen konnte, es notfalls unter Wortbruch zu verhüten?"

„Namenlos schlimm, Vater! Das Entsetzlichste, was du dir denken kannst!"

Tod?!" rief der Oberst erschrocken.

„Schlimmer als das!"

Der Oberst schwieg bestürzt.

„Gib mir Antwort, Vater, ich bitte dich! Ich weiß mir keinen Rat, denn du hast mich gelehrt, daß ein Mann eher zu Grunde gehen muß, als daß er sein Wort bräche!"

„In dieser Gesinnung, mein Junge, lebt das Offizierskorps, und wehe ihm, wenn sie einer anderen Platz machen sollte!"

„Dann muß ich das Entsetzliche geschehen lassen, Vater?"

„Ist die Person, die durch dein Schweigen leiden würde, ein Mann oder eine Frau?

„Vater, das darf ich dir nicht sagen, ehe ich deine Antwort habe und dann auch nicht, wenn du sagst: „schweige!"

Der Oberst strengte sein Gedächtnis an, um sich irgend eines Vorfalles der letzten Zeit zu entsinnen, der mit der Frage seines Sohnes im Zusammenhang stehen könnte, aber es fiel ihm nichts Derartiges ein.

„Mein Junge", sagte er endlich, „nur der, der die Verhältnisse kennt, kann sagen, was in diesem Falle das Rechte ist. Es kommt auch darauf an, ob der Wortbruch dem, dem das Wort gegeben wurde, Schaden bringt, ferner darauf, ob er ein anständiger Kerl ist."

„Er ist ein Schuft, Vater, daß er es überhaupt so weit kommen ließ, daß ich heute mit dieser Frage vor Dich trete, und wenn ich rede, vernichte ich ihn."

„Dann rede doch, dann mußt du reden! Oder er soll dir dein Wort zurückgeben, soll selber reden."

„Das tut er nie. Aber mein Wortbruch bringt vielen Leid, am meisten dem, dem ich damit dienen wollte."

„Dann tu', mein Sohn, was dein Gewissen dich heißt. Denk' nicht an Menschensatzungen, sondern frage dich, was du vor Gott verantworten kannst, selbst wenn dich die Menschen deshalb darum schelten. Aber ehe du's tust, überlege nochmals genau, ob sich nicht doch ein Weg finden läßt, der sich mit beiden, mit Pflicht und Ehre verträgt. Gibt es denn wirklich keinen solchen?"

Otto sah lange schweigend vor sich nieder.

„Vater, ich sehe einen einzigen Weg, aber auch der wird Vielen Leid bringen."

„Aber du muß dein Wort nicht brechen und kannst verhüten, was du verhüten willst?"

„Ja, Vater, doch die dann leiden, sind solche, die mir näher stehen, als die andern."

„Näher als Tante Auguste und ich können sie dir nicht stehen. Ich aber würde gerne manches Unangenehme in den Kauf nehmen, wenn ich wüßte, daß du dafür einen Ausweg aus deiner Gewissensnot gefunden hast und deine Tante denkt gewiß ebenso. Nach andern brauchst du noch weniger zu fragen."

Minutenlang noch kämpfte der Leutnant mit sich selbst, dann stand er plötzlich auf. Finger und Lippen zitterten nicht mehr; eine leichte Röte war in sein Gesicht gestiegen und ruhig und klar klang seine Stimme:

„Ich danke dir, Vater."

„Du weißt, was du tun willst?"

„Den Weg der Pflicht und Ehre gehen."

„So geh' ihn, mein Junge, mit Gott!"

Der Oberst reichte dem Sohne die Hand, und dieser ergriff sie mit festem Druck.

„Vater, um eines bitte ich dich: sprich zu Tante Auguste nichts von dem, was wir geredet haben und kümmere dich nicht darum, wenn dir mein Tun in den nächsten Tagen manchmal sonderbar erscheinen sollte."

„Gut, aber versprich mir dagegen, mir alles zu erklären, sobald du es kannst und darfst."

„Gern, Vater! Bis zum nächsten Sonntag weißt du alles."

Nochmals ein Händedruck und der Jüngere ging.

Er ging geradewegs zu seinem Freunde Wilhelm. Aber als er in die Villa Ucker kam, empfing ihn Friedel allein. Frau von Ucker war mit ihrem Sohne einer Einladung zu Verwandten in

der eine halbe Stunde mit der Bahn entfernten Nachbarstadt gefahren und kam erst spät abends zurück. Das Dienstmädchen hatte Urlaub nach Hause. Friedel war daheim geblieben, weil sie Briefe schreiben wollte und das Wetter am Nachmittag bedrohlich aussah.

Sie führte Otto in das Besuchszimmer und bat ihn, Platz zu nehmen.

„Soll ich dem Herrn Leutnant etwas von Ihnen bestellen, Herr Baron?" fragte sie.

Otto war ratlos. Er hatte an dem Tage, an dem Arcos Verlobungsanzeige eingetroffen war, diesen mit einem Briefe aufgefordert, von der Verlobung mit Irma sofort wieder zurückzutreten oder sein Ehrenwort zu geben, sich binnen kurzem versetzen zu lassen und dann die Sache rückgängig zu machen, immer natürlich so, daß die Dame nach außen als diejenige erschien, die zurückgetreten war. Nun hielt er Arcos Antwort in den Händen.

„Davon, daß ich die Verlobung mit Irma, die ich wirklich liebe, wieder löse, kann natürlich keine Rede sein. Ich verbitte mir überhaupt, daß Du Dir anmaßest, mich zu schulmeistern. Im Uebrigen verlasse ich mich auf Dein Ehrenwort, über das, was ich Dir früher einmal anvertraut habe, zu schweigen, Bitte, spare Dir auch weitere Briefe in der Angelegenheit. Wir fahren Ende der Woche alle zusammen nach Schloß Hanstein, damit meine Mutter, die nicht reisen kann, meine Braut kennen lernt und ich habe dort weder Lust noch Zeit, eine Korrespondenz zu pflegen, die ich hiermit als abgeschlossen betrachte. Arco Graf von Hanstein."

Was war zu tun?

„So verstimmt, Herr Baron?" fragte Friedel teilnahmsvoll. „Ich plaudere Ihnen etwas vor, damit Sie auf andere Gedanken kommen."

Wenige Minuten später war der Teetisch mit Sorgfalt gedeckt.

„Mit oder ohne Unterhaltung, Herr Baron?" fragte Friedel nun scherzend und sah Otto dabei treuherzig an. Da fiel ihm zum ersten Male in diesen Tagen ein, daß, wenn alles ging, wie er dachte er heute zum letzten Male an Friedels Seite saß und er beschloß, diese letzte köstliche Stunde seines Lebens auszunützen und sich noch einmal der Nähe des lieben Mädchens zu erfreuen.

„Ich bitte Sie, plaudern Sie recht viel, was Sie wollen, nur daß ich Sie sprechen höre."

„Dazu sollte ich eigentlich wissen, was Sie so traurig und nachdenklich macht, damit ich nicht unabsichtlich an Wunden rühre, Herr Baron. Geben Sie acht, ich frage Sie nach der Ursache Ihres Verdrusses und Sie brauchen immer nur ja oder nein zu sagen. Das Gebiet, bei dem Sie ja sagen, streifen wir bei unserer Unterhaltung nicht. Ich beginne. Aber offen antworten! Dienstlicher Verdruß?"

„Nein."

„Burschen-Aerger?"

„Nein."

„Vermögensverluste?"

„Nein. Sie raten es doch nicht, Fräulein Müller?"

„Tut nichts, dann weiß ich wenigstens, über was ich sprechen darf. Zwist mit Ihrem Herrn Vater oder Ihrer Fräulein Tante?"

„Gott bewahre!"

„Sie sollen bloß ja oder nein sagen, Herr Baron. Krankheit?"

„Nein."

„Liebeskummer?" Das kam etwas zögernd heraus, während Purpurröte das liebliche Gesicht übergoß.

Otto wurde genau so rot.

„Fräulein Müller, wie können Sie so etwas von mir denken?"

„Warum? Glauben Sie, daß die Liebe gerade an Ihnen immer vorübergeht? Vielleicht ist Ihnen Ihr Lebensschicksal schon begegnet und Sie wissen es nicht."

„Haben Sie denn schon geliebt oder glauben Sie, daß Sie es könnten?"

„O ich glaube schon, daß ich einen Mann sehr lieb haben könnte, wenn ich wüßte, daß er mich wieder liebt. Aber bei mir ist das doch etwas anderes. Meine Herkunft und der Umstand, daß ich kein Vermögen besitze, schließen es aus, daß ich einen Mann finde, der mich in geistiger Hinsicht fesseln könnte. Selbst arbeiten kann ich, aber eine Arbeitersfrau werden, niemals!"

„Ich kann mir Sie auch nicht als Frau eines Arbeiters denken. Was hätten Sie wohl am liebsten für einen Mann?"

„Einen Gelehrten, Künstler, Schriftsteller, selbständigen Kaufmann, ganz gleich, nur einen, an dessen Arbeit ich teilnehmen kann. Am liebsten einen Ringenden, dem ich Kraftspenderin, Trost und Aufrichtung und Kampfgenossin zugleich sein könnte."

„Für Offiziere haben Sie also kein Interesse?"

„Daran habe ich noch nie gedacht, weil ich den Gedanken als Utopie betrachte. Doch wir sind von unserem Thema abgekommen. Das Examen geht weiter: Haben Sie schlechte Nachrichten von Verwandten oder Bekannten?"

„Von unserer nicht sehr zahlreichen Verwandtschaft habe ich seit längerer Zeit nichts gehört."

„Dann handelt es sich gar nicht um Sie selbst, sondern um einen Freund? Ich verstehe: es handelt sich um den Herrn Leutnant? Sie haben ihm eine unangenehme Mitteilung zu machen? Um Gotteswillen, Herr Baron, was mag das sein, daß es Sie schon so aufregt und wie wird es Frau Geheimrat aufnehmen, die so herzleidend ist?"

„Beruhigen Sie sich, Fräulein. Frau Geheimrat berührt die Sache in keiner Weise. Er handelt sich lediglich um mich. Ich wünsche von Wilhelm nur einen Freundschaftsdienst . . . ."

Klirrend fiel Friedels Tasse in Scherben. Mit einem Schrei sprang das Mädchen auf, stand zitternd, während die Hände sich in die Lehne ihres Stuhles krampften und starrte mit weit geöffneten erschrockenen Kinderaugen den Leutnant an.

„Ein Duell?!"

Und ehe Otto noch wußte, was er sagen sollte, hatte sie die Antwort in seinen Zügen gelesen, sank in die Kniee, schlug die Hände vors Gesicht und weinte herzzerbrechend. Otto sprang zu ihr und suchte sie aufzurichten. Hatte Friedel ihn falsch verstanden? Liebte sie etwa Wilhelm und glaubte sie diesen in Gefahr, oder . . . . Herrgott, wenn das möglich wäre! In seinem Kopfe kreisten und jagten sich die Gedanken, daß er kaum mehr wußte, was er tat und sprach.

„Fräulein! Fräulein Friedel! Wilhelm soll mir ja nur sekundieren!"

Mit einem Blick, aus dem Todesangst sprach, sah Friedel auf.

„Also doch! Und wenn Sie fallen?" Aufs Neue brach sie in Schluchzen aus.

Da wußte Otto, daß Friedel ihn liebte, und wie ein Sturm durchbrauste es ihn: „ich liebe sie!" Er fühlte, daß er sie schon lange geliebt habe, ohne es sich einzugestehen. Nun, in der letzten Stunde, die er mit ihr zusammen war, schwand alles dahin, was ihn bewußt oder unbewußt gezwungen hatte, seine Gefühle niederzuhalten. Wozu bedenken? Wozu auf irgend etwas Rücksicht nehmen? Sie würden sich doch nie wiedersehen.

Otto war von dem Augenblick an, an dem er daran dachte, sich mit Arco zu schlagen, fest überzeugt, daß er sein Leben lassen müsse, denn Hanstein war ein meisterhafter Pistolenschütze. Lächerlich, nur daran zu denken, daß er fehlen könnte, und daß er treffen wollte, das war gewiß. So war für Otto das Duell die unumstößliche Gewißheit seines eigenen Todes.

„Liegt Ihnen etwas daran, wenn ich nicht wiederkehre?"

Friedel sah ihm mit einem so wehen Ausdruck ins Gesicht daß er sofort die Frage bereute.

Sie war aufgestanden, lehnte sich an den Tisch und hielt sich daran mit zitternden Händen. Otto nahm ihre Hände in die seinen, trat ganz dicht an Friedel heran und sah ihr in die Augen.

„Friedel, du liebst mich?"

Erglühend senkte sie den Kopf. Als er sie aber an sich ziehen wollte, riß sie sich los und hielt abwehrend beide Hände vor sich hin.

„Nicht küssen! Ich kann nichts dafür, daß die Angst um Sie mich übermannte. Ich hab' es ja selbst bis zu diesem Augenblick kaum gewußt. Denken Sie deshalb nicht schlecht von mir."

„Friedel!"

Sie wich einen Schritt zurück.

„Wir müssen vernünftig sein. Sie werden wiederkehren, Herr Baron und was sollte dann sein, wenn wir uns heute vergäßen? Wir dürfen uns nichts sein, weil eine Welt uns trennt. Lassen Sie uns dann, wenn Sie wiederkommen, unbefangen sein, solange ich noch hier im Hause bin."

„Wenn ich wiederkäme, würden Sie gehen?"

Friedel nickte. „Ich muß."

„Dann muß ich fallen, daß du bleiben kannst?"

Da warf sie sich ihm schluchzend an die Brust.

„Das nicht! Nur das nicht!"

Nun küßte er sie doch, und sie ließ es geschehen.

„Friedel, ich hab' dich auch lieb! So lieb! Ueber alles lieb! Nun weißt du es. Und weil du es weißt, weil ich es ausgesprochen habe, weiß ich auch, daß ich dich halten würde, wenn ich wiederkäme."

Sie schüttelte traurig den Kopf.

Er ließ sich auf einen Stuhl nieder. Friedel kniete vor ihm und legte ihren Kopf, den er in seine Hände nahm, in seinen Schoß.

„Wenn du kommst, muß ich aus dem Hause gehen. Der Gedanke allein läßt mich jetzt bei dir bleiben."

„Du hast selbst gesagt, wir wollen vernünftig sein. Sei ein großes, starkes Mädchen und höre mir zu. Ich habe dir gesagt, daß ich dich halten würde, wenn ich käme, damit du siehst, wie ich dich lieb habe und ich mußte dies sagen, als du mir deine Liebe verraten hattest. Konnte ich gehen und dich in dem Glauben lassen, der, den du liebtest, hätte dich verschmäht? Ich weiß aber, daß ich nicht wiederkehren werde."

„Das kannst du nicht wissen."

„Ich weiß es bestimmt. Laß' uns die wenigen Stunden des Glückes genießen, sie sind ja so kurz!"

„Mit wem schlägst du dich?"

„Das darf ich nicht sagen."

„Ist gar keine Hoffnung, daß du wiederkommst?"

„Keine, nein Lieb! Wir brauchen an keine Zukunft zu denken. Darum wollen wir uns heute nur lieb haben! . . . Nur lieb haben!!"

Otto stand auf und führte Friedel zum Divan, setzte sich an ihre Seite und schlang seine Arme um sie, indes sie, an seine Brust gelehnt, leise weinte. Sie sprachen kein Wort. Sie fühlten nur gegenseitig ihre Nähe. Nach langer Zeit erst wurde Friedel ruhig.

„Wenn es nicht anders sein kann", sagte sie, ihre Tränen trocknend, „dann wollen wir noch einmal, dieses letzte Mal beisammen sein, wie bisher. Du sollst ruhig und stark am entscheidenden Tage sein! Ist er schon morgen?"

„Wir müssen mit der Bahn fahren. Weit fort? Morgen abend, wenn ich ihn da nicht treffe, dann übermorgen, werde ich meinen Gegner fordern und zwei Tage darauf werden wir uns schlagen."

„Darf ich nicht wissen, warum?"

„Mich bindet ein Wort, Lieb. Aber über meinen Tod hinaus brauche ich es nicht zu halten, darf ich es nicht halten. Dir und meinem Vater werde ich in einem Briefe alles offenbaren."

„So wollen wir nicht mehr daran denken," sagte Friedel, die nun ebenfalls nicht mehr anders glaubte, als daß Ottos Tod unabwendbar sei. Fast erschien es ihr wie eine Selbstverständlichkeit, daß ihr der Geliebte in dem Augenblick, da sie ihn gewonnen hatte, wieder entrissen wurde. Es wäre ja auch nicht anders gewesen, wenn sie auf andere Weise zum Bewußtsein ihrer Liebe gekommen wären, da sie einander doch nie hätten angehören dürfen. Wie ein Verklärter kam der Geliebte ihr, verklärt schien sie ihm. Kein Zukunftsbedenken, das sonst gewiß Schatten auf ihre ersten Liebesstunden geworfen hätte, störte ihr schmerzlich-seliges Glück. Sie küßten sich immer wieder und wußten sich nichts zu sagen als Worte der Liebe.

Mannhaft trug Otto, ergeben Friedel den Abschied. Nie hat sich wohl ein Liebespaar schmerzlicher und doch seliger gefunden, schmerzlicheren und doch seligeren Abschied gefeiert!

Pünktlich trafen sich um elf Uhr nachts die beiden Offiziere an der verabredeten Stelle, gingen zusammen langsam in ernstem Gespräch durch Straßen und Anlagen und trennten sich, als es Mitternacht schlug, mit herzlichem Händedruck vor Ottos Hause.

Am anderen Morgen, als der Oberst noch schlief, trat Otto angekleidet in das Schlafzimmer des Vaters.

„Guten Morgen, Vater!"

„Guten Morgen, mein Junge! Hab' ich verschlafen?"

„Nein, es ist erst wenig über Fünf. Verzeih', daß ich dich weckte. Ich bitte für Leutnant Ucker und mich um drei Tage Urlaub. Es ist sehr eilig. Wir wollen mit dem Siebenuhr-Schnellzug fahren."

Der Oberst nickte. „Gewährt mein Sohn! Fahre mit Gott und komme mir fröhlich wieder."

Händedruck! Hackenschlag! Verbeugung! Sporenklirren! Türknacken! Säbelschleifen draußen und auf der Treppe! Der Schlag der Haustür!

Wie im Traum sah und hörte der Oberst das alles. Schlafen konnte er nicht mehr. Er kleidete sich an, ging in sein Arbeitszimmer, warf sich in den Schreibtischsessel und saß sinnend da, während Otto und Wilhelm, die sich am Bahnhof getroffen hatten, in einem Abteil erster Klasse ins Land hinaus fuhren — in Arcos Garnison.

* * *

An diesem Montag ritt Graf Arco wie gewöhnlich nach dem Nachmittagsdienst auf das Gut seines zukünftigen Schwiegervaters hinaus, um den Abend bei seiner Braut zu verbringen. Punkt zehn Uhr verabschiedete er sich und ritt ins Kasino, wo der Geburtstag eines Kameraden gefeiert wurde.

Gleich beim Eintritt meldete ihm die Ordonnanz, daß ein unbekannter Offizier schon zweimal nach ihm gefragt habe. Er wolle wiederkommen.

Kaum hatte Arco drinnen die Kameraden begrüßt, seinen Glückwunsch beim Geburtstagskind angebracht und seinen Platz eingenommen, als die Ordonnanz ihn herausbat. Erstaunt ließ sich Arco in ein kleines Zimmer beim Eingang neben der Garderobe führen. Er trat ein und . . . . Otto von Fels stand ihm gegenüber.

Arco erbleichte.

„Was willst du von mir?"

„Dich fragen, ob du Irma von Hochberg freigibst?"

„Ich habe dir doch geschrieben! Hast du den Brief nicht erhalten?"

„Gewiß! Du bleibst bei seinem Inhalt?"

„Ja! Wenn du weiter nichts von mir wolltest, hättest du dir die Reise hierher sparen können."

„Dann habe ich nur noch zu sagen, daß du ein Schuft in meinen Augen bist."

„Otto!"

„Herr Leutnant von Hanstein?"

„Wann kann mein Beauftragter Sie treffen, Herr Leutnant von Fels?"

„Ich stehe jederzeit im Hotel „Reichshof" zu Ihrer Verfügung. Herr Leutnant von Ucker ist mit mir gekommen".

„Sie werden morgen früh von mir hören."

„Je eher, desto lieber! Herr Graf!"

„Herr Baron!"

Arco ging in den Saal zurück, als ob nichts geschehen wäre. Wozu brauchte er sich aufzuregen? Er schoß ja so vorzüglich! Später nahm er zwei Freunde auf die Seite und bat sie um Sekundantendienste. Sie sagten zu und man trank lustig weiter.

Stark betrunken, wie immer bei solchen Gelegenheiten, wurde Arco nach Hause gebracht, und er schlief noch fest, als die Leutnants Berger und Schröder sich im Hotel Reichshof bei Otto melden ließen.

Man war sich bald über die Duellbedingungen einig. Kurze Distanz, dreimaliger Kugelwechsel, gleichzeitiger Schuß. Wilhelm sollte ein Zeuge Ottos sein, um den Ritterdienst des zweiten Sekundanten sollte ein Offizier der Garnison gebeten werden. Am nächsten Morgen um fünf Uhr sollte der Zweikampf in einer Waldlichtung stattfinden.

Graf Hanstein ging an diesem Dienstag wie stets zum Dienst, schikanierte die Leute, wie immer und war, wie gewöhnlich, abends auf Gut Hochburg zu Gast. Irgend etwas zu ordnen oder für alle Fälle Briefe an seine Braut oder seine Mutter zu hinterlassen, hielt er für überflüssig. Er ging sogar abends ins Kasino und trank ziemlich viel Sekt, sich darauf verlassend, daß seine Sekundanten ihn schon rechtzeitig abholen und wecken würden.

Otto verbrachte den Tag sehr ernst. Er schrieb zwei große Briefe an seinen Vater und an Friedel, ging dann damit zu Wilhelm auf dessen Zimmer und übergab sie ihm zur Bestellung nach seinem Tode. Wilhelm nahm den Brief an den Obersten als selbstverständlich entgegen, aber die Aufschrift des zweiten Briefes überraschte in sehr.

„An Fräulein Müller?", fragte er erstaunt.

„Ja," sagte Otto und lächelte fein. „Aber verrate es nicht, mein lieber Junge. Friedel und ich wir haben uns schon lange lieb, wissen es aber erst seit Sonntag abend, wo ich auf dich wartete. Auch sie soll wissen, wofür ich gefallen bin."

„Wirst du sie denn heiraten, wenn du am Leben bleibst?"

„Verlaß' dich darauf, Hanstein sorgt dafür, daß es nicht geschieht."

„Wenn aber doch?"

„Nun, wenn du es durchaus wissen willst, dann wäre sie mein und wenn ich mit der ganzen Welt um sie kämpfen müßte!"

* * *

Kurz vor fünf Uhr fuhren Mittwoch früh drei Wagen die Waldallee hinunter und hielten an der gleichen Stelle. Im ersten Wagen saßen Otto und Wilhelm, im zweiten der Unparteiische, ein Arzt und ein Leutnant, der Ottos zweiter Sekundant sein sollte. Dem dritten Wagen entstiegen Arco und seine beiden Sekundanten.

Nachdem der übliche Versöhnungsversuch ergebnislos verlaufen, die Distanz abgemessen war, die Waffen untersucht und geladen waren, begann der Zweikampf. Fast gleichzeitig krachten die Schüsse, als der Unparteiische „Los!" rief. Arco hatte um den

Bruchteil einer Sekunde früher geschossen, und Otto fühlte schon in dem Augenblick, als sein Finger den Abzug berührte, daß er am linken Arm getroffen war. Sein Gegner aber lag blutend am Boden.

„Bauchschuß", stellte der Arzt fest. „Möglicherweise aber nicht unbedingt lebensgefährlich."

Man trug Arco nach Anlegung eines Verbandes in den Wagen, aber schon zwei Stunden nach der Rückkehr ins Hotel erhielt Otto die Mitteilung, daß Graf Hanstein kurz nach der Einlieferung ins Offizierslazarett gestorben sei.

Arcos Sekundanten brachten die Botschaft sofort nach Schloß Hochberg, und Otto war der Erste, der mit Wilhelm folgte und der verzweifelten Braut und deren Vater sein Beileid aussprechen ließ.

„Sagen Sie mir um Alles in der Welt, Herr Baron, was Sie veranlaßt hat, meiner Tochter den Bräutigam zu nehmen?"

„Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie niemand außer Ihrer Tochter mitteilen wollen, was ich Ihnen anvertraue, so sollen Sie die volle Wahrheit erfahren. Zwar entbindet mich der Tod des Grafen Hanstein von meinem ihm einstens gegebenen Schweigeversprechen, aber ich halte auch dem Toten mein Wort und werde zu niemand, auch zu meinem Vater nicht davon sprechen. Sie und Fräulein Irma indeß als die unmittelbar Betroffenen haben ein Recht, den Sachverhalt kennen zu lernen."

„Sie haben mein Wort, Herr Baron!"

„Dann darf ich Sie um eine Unterredung unter vier Augen bitten; auch mein Freund von Ucker weiß nichts von der Sache."

Wilhelm stand auf. „Es ist einfacher, wenn ich das Zimmer verlasse."

„Sehr liebenswürdig, Herr Leutnant," entgegnete der Gutsbesitzer. „Vielleicht sehen Sie sich mein Jagdzimmer an, die offene Flügeltüre linker Hand!"

Wilhelm verbeugte sich und ging.

Als er gegangen war, sprach Otto einen einzigen kurzen Satz.

Lange saß der Gutsbesitzer erschüttert da.

„Mein armes Kind", sagte er, „wie soll ich ihr d i e s e Wahrheit beibringen? Aber sie muß sie erfahren und sie wird Ihnen, Herr Baron, ebenso zum Danke verpflichtet sein, wie ich."

Bewegt reichte er Otto die Hand.

Am gleichen Abend fuhren die beiden Freunde nach Hause zurück. Wilhelm hatte auf Ottos Wunsch seiner Mutter telegraphiert: „Sache hier gut verlaufen, heimkehre mit Otto morgen früh, frühstücken bei dir."

„Na so was", sagte die Geheimrätin, als sie das Telegramm gelesen hatte, zu Friedel. „Was meinen Sie, Fräulein Müller

wo die Jungen hingefahren sind? nach S.! So weit fortzufahren und mir kein Wort davon zu sagen. Ich bin doch neugierig, was sie da zu erledigen hatten. Morgen sind Sie zum Frühstück da; sorgen Sie nur für einen besonders guten Kaffee."

„Wer ist morgen früh da, Frau Geheimrat?", fragte Friedel verständnislos.

„Nun ja, die zwei jungen Herren: Wilhelm und der Herr Leutnant von Fels. Hier haben Sie das Telegramm!"

Friedel überflog den Inhalt der Depesche. Ihre Hände zitterten heftig.

„Ist das wahr, Frau Geheimrat?"

„Natürlich mein Kind! Warum fragen Sie da? Hoffentlich sieht Herr von Fels von jetzt ab wieder besser aus! Regt Sie die Sache so auf?", fragte sie erstaunt, als sie das junge Mädchen am ganzen Körper zittern sah.

Er lebte! Das war zunächst alles, was Friedel zu denken vermochte. Aber als sie mit dieser unerwarteten Freude endlich fertig geworden war und nachts in ihrem Bette lag, kamen andere quälende Gedanken.

„Was nun? Was nun?" fragte sie sich immer wieder und kein Schlaf kam in ihre Augen.

Früh erhob sie sich und sorgte selbst beim Gärtner für Blumen, den Frühstückstisch zu schmücken. Auf Ottos Platz aber legte sie einen großen Strauß, den sie von ihrem Geld gekauft hatte. Die Geheimrätin war darob höchst verwundert.

„Wissen Sie denn, was Herr von Fels in S. zu tun hatte und was so glücklich abgelaufen ist?"

„Gewiß und ich freue mich sehr darüber."

„Hat er sich verlobt?", fragte Frau von Ucker, die für Familiengeschichten eine besondere Vorliebe hatte.

Da wurde Friedel dunkelrot und ging hinaus.

Eine Viertelstunde später fuhr ein Automobil vor, dem die beiden Freunde entstiegen. Otto trug zwei große Blumensträuße im rechten Arm; der linke ruhte in einer Binde. Wilhelm eilte zuerst die Treppe hinauf, um die Damen vorzubereiten, während Otto langsam folgte.

Die Geheimrätin stand unter der Tür. Friedel hielt sich etwas im Hintergrund.

„Wo ist dein Freund?", rief Frau von Ucker ihrem Sohne entgegen.

„Er kommt gleich", antwortete Wilhelm, „ich bin nur vorausgeeilt, um dir zu sagen, daß er ein Duell gehabt hat und leicht am linken Arm verwundet ist."

Friedel zuckte zusammen. Da stand auch schon Otto unter der Türe.

„Guten Morgen, Frau Geheimrat!", rief er laut. „Entschuldigen Sie den frühen Besuch! Zur Entschädigung habe ich Ihnen diese Blumen mitgebracht."

„Wie aufmerksam, Herr Baron! Aber lassen Sie mich vor allen Dingen herzlich Glück wünschen, daß die ernste Sache so gut abgelaufen ist. Für wen sind denn die anderen Blumen, für Fräulein Müller?"

„Ja," sagte Otto, während seine Augen Friedel suchten. „Die sind für dich, mein Lieb'!" rief er Friedel zu und reckte den gesunden rechten Arm nach ihr aus. Mit einem Jubelruf, in der Freude, daß der Geliebte noch lebte, und alles um sich her vergessend, flog Friedel an seine Brust.

Die Geheimrätin stand wie vom Donner gerührt. Ihr Sohn flüsterte ihr etwas ins Ohr. Als Otto Friedel freigab, trat die alte Dame auf ihn zu.

„So darf man also doppelt Glück wünschen, Herr Baron?"

Otto verneigte sich.

„Sie sind die Erste, Frau Geheimrat, der ich Fräulein Friedel als meine Braut vorstelle."

Das war ein ereignisreicher Tag für die Geheimrätin. Uebrigens freute sie, die eine herzensgute Frau war, sich aufrichtig über das Glück der beiden Menschenkinder. Zwar dachte sie gleich mit Bangen daran, was der Oberst zu dieser Verlobung wohl sagen werde, aber sie schwieg darüber taktvoll und benahm sich ganz so, wie sie es getan hätte, wenn Friedel ihre Tochter gewesen wäre.

Trotzdem fiel ein Schatten auf das Glück dieser Morgenstunde, als nämlich Otto erzählte, daß sein Gegner gefallen sei, und er sich wegen des Duells vor dem Kriegsgericht zu verantworten haben werde.

„Darüber mußt du dich nicht grämen," sagte er zu Friedel, „Duelle sind nun einmal im Heer verboten und müssen pro forma bestraft werden, da ist nicht viel dabei. Mein Fall ist ein solcher, daß der umgeschriebene Ehrenkodex des Offizierskorps das Duell unbedingt verlangte. Ein paar Monate Festung sind keine Strafe, sondern ein Ehrenzeugnis für den, dem die Gerichtsverhandlung bestätigt, daß er nicht anders habe handeln können."

Bald darauf verabschiedete sich Otto, um nach Hause zu gehen, damit er bis zur Tischzeit ausgeruht habe. Nach Tisch sollten sein Vater und Tante Auguste die Verlobung erfahren. Er sah dieser Unterredung mit einiger, Friedel mit großer Unruhe entgegen. Auch Frau von Ucker sprach darüber nach Ottos Weggang mit ihrem Sohne manch ernstes Wort. Die Sache ging ihr umso näher, als sie Friedel sehr lieb gewonnen hatte.

Zu Hause angekommen, erzählte Otto Tante Auguste mit zwei Sätzen, was sich in S. zugetragen und zog sich dann auf

sein Zimmer zurück. Seinem Vater schickte er durch den Burschen folgenden Brief auf den Exerzierplatz:

„Eben mit Leutnant von Ucker heimgekehrt. Habe Arco von Hanstein im Duell erschossen, bin selbst am linken Arm unbedeutend verletzt. Erzähle alles bei Tisch.

Herzlichen Gruß! Otto."

Der Oberst schüttelte den Kopf. Nach der letzten Unterredung mit seinem Sohne hatte er wohl an eine solche Möglichkeit gedacht, aber den fernen Grafen Hanstein damit in Verbindung zu bringen, wäre ihm nicht eingefallen. Mit begreiflicher Spannung sah er Ottos Bericht entgegen.

* * *

Tante Auguste fiel von einem Erstaunen in das andere, als Otto seine Erzählung von den Vorkommnissen der letzten Tage beendet hatte und konnte sich an ihrem Neffen nicht satt sehen, der ihr wie von den Toten auferstanden vorkam. „Nein, nein! wenn du gefallen wärest; ich kann's nicht ausdenken!" Sie war zufrieden, daß er lebend wieder vor ihr saß, wenn es ihr auch nicht gefiel, daß Otto über die Ursache des Zweikampfes nichts verriet. Der Oberst aber ahnte den Zusammenhang und Otto gewann durch sein Schweigen über diesen Punkt noch mehr in seinen Augen.

Tante Auguste nahm wieder das Wort.

„Der Gedanke an die Möglichkeit, in so jungen Jahren aus dem Leben scheiden zu müssen, muß dir die Tage vorher sehr nahe gegangen sein, daß du so elend aussahst!"

„Es war nicht der Gedanke an mich, Tante Auguste; wirklich, ich habe keine Sekunde an mich selbst, sondern nur an den Kummer gedacht, den Ihr haben würdet, du und Vater."

„Brav, mein Junge!" sagte der Oberst und reichte Otto über den Tisch die Hand.

„So, so!" neckte Tante Auguste, scherzhaft mit dem Finger drohend, „du selber hättest dir garnichts daraus gemacht, von uns zu gehen? Wärst noch gar froh gewesen, mich alte Frau los zu sein?"

Otto lachte. „Aber Tante Auguste, wie kannst du nur so etwas sagen? Wird sich jemand freuen, von seiner Mutter zu gehen? nun, du warst doch meine Mutter fast vom ersten Tage an, und du bist es und wirst es bleiben!"

„Ja, ja," neckte Tante Auguste weiter, „das glaub' ich ja schon, aber wenn du dir hättest sagen müssen, daß statt der alten Tante ein junges, hübsches Mädchen um dich weinen würde, wäre dir das Herz doch ein bißchen schwerer gewesen."

In Ottos Augen trat ein Leuchten.

„Tante, weißt du denn so bestimmt, daß das nicht der Fall war."

Da fuhren die beiden Alten in freudigem Erstaunen auf.

„Otto!", riefen sie wie aus einem Munde.

„Ja, Vater, Tante", antwortete Otto, „ich muß es euch sagen, ein sehr hübsches und sehr liebes Mädchen hätte bitterlich um mich geweint!"

„Junge, warum hast du denn nie etwas davon gesagt?", rief der Oberst, der ebenso strahlte, wie Tante Auguste.

„Weil ich es selbst erst am letzten Abend erfuhr, Vater! Heute morgen bin ich gleich von der Bahn aus zu ihr gegangen und habe ihr mein Wort für's Leben gegeben. Jetzt bitte ich um deine Einwilligung, Vater."

„Nein, solche Freude!", rief Tante Auguste dazwischen.

„Wer soll meine Tochter sein?", fragte der Oberst.

„Friedel Müller, Vater, die Gesellschafterin der Frau Geheimrat von Ucker."

Baron von Fels stand auf.

„Otto!"

Vater und Sohn sahen sich fest in die Augen.

„Vater, ich liebe sie, und ich habe ihr mein Wort gegeben."

Tante Auguste war blaß geworden, und in ihren Augen schimmerten Tränen. Sprechen konnte sie nicht.

„Junge, hast du dir das überlegt? Ein Fräulein Müller Baronin von Fels?"

Auch Otto stand auf.

„Es haben viele adelige Offiziere Frauen bürgerlicher Herkunft geheiratet."

„Sie ist eines Arbeiters Tochter!"

„Aber sie wird jedem Stand und jedem Kreis zur Zierde gereichen."

„Weiß Frau von Ucker davon?"

„Seit heute Morgen, Vater."

Der Oberst biß sich auf die Lippen.

„Otto, diese Verbindung darf nicht zustandekommen, du wirst Fräulein Müller dein Wort zurückgeben und dich versetzen lassen."

„Das Letztere ja, wenn du es wünschest, Vater, das Erstere aber wird nie geschehen!"

„Als Haupt der Familie befehle ich es Dir! Solange ich lebe, heiratet kein Baron von Fels eine unebenbürtige Frau!"

Otto reckte sich empor.

„Ich habe mein Leben eingesetzt, um einem Schurken mein Wort zu halten! Soll ich es einer Dame brechen?"

„Ein Arbeitermädchen ist keine Dame."

„Die Braut des Barons von Fels ist Dame, Vater, und wo ich sie hinbringe, verlange ich, daß man sie als solche behandelt. Wenn es sein muß, wird ihr mein Degen gegen Jeden die ihr gebührende Achtung verschaffen!"

„Auch gegen deinen Vater?"

„Du bist mein Vater, und ich wollte nie die Sohnespflicht verletzen; die Anerkennung als Dame kannst du ihr aber auch am wenigsten versagen, ohne mich und dich selbst herunterzusetzen. Wenn du Friedel als Tochter nicht anerkennen willst, muß ich auch mich darein fügen und auf die Zukunft hoffen."

„Wenn du so lange mit der Hochzeit warten willst, wirst du wohl Junggeselle bleiben."

„Ich warte mit meiner Frau!"

Da sprühte Zorn aus des Obersten Augen; er trat einen Schritt näher zu Otto heran. Lange standen sie Blick in Blick, aber stahlhart war der des Sohnes, aus dem ein unbeugsamer Wille sprach.

„Ich sage nein!", sagte endlich ganz langsam, jedes Wort betonend, der alte Mann.

„Dann sprichst du anders, Vater, als du vor Kurzem zu den Offizieren gesprochen hast: „ein Schuft, wer ein Mädchen sitzen läßt!" Zwar hindert mich kein anderer Grund, als mein Wort, zurückzutreten, aber für einen Offizier ist das ebensoviel. Dein Sohn hat keine Lust, ein Schuft zu sein!"

Des Obersten Gestalt schien zusammenzusinken. Vor sein geistiges Auge trat die Szene mit dem Musketier Schneider, der das Bauernmädchen sitzen ließ. Was er als Oberst damals zu den Offizieren gesprochen, das fiel nun alles auf ihn selbst zurück; er war seit jenem Vorfall der Erste, der in die Lage kam, die Grundsätze, die er verkündigt hatte, hochzuhalten, sein eigener Sohn der Erste, der darnach handeln mußte.

Nur zu gut erkannte er die Schwierigkeit der Lage, in der sich Otto befand. Handelte er als Offizier, so brachte er durch die Mésalliance mit einer Arbeiterstochter Schande über die Familie, die es nicht dulden durfte, daß eines ihrer Glieder sich so wegwarf; hielt Otto die Familienehre hoch, so handelte er als Offizier verächtlich, und daß die Vernunft mit ihm durchgegangen war, daß die Liebe dem jungen Menschen zum unklugen Geständnis seiner Gefühle fortgerissen hatte in einer Stunde, da er mit dem Leben abgeschlossen zu haben glaubte, war doch nur zu leicht verständlich. Das war nicht Schuld, was diesen und ihn selber traf.

Baron von Fels fuhr sich mit der Hand über die Stirn und blickte empor. Tante Auguste war leise aus dem Zimmer gegangen; sein Sohn stand ihm noch gegenüber. Der Oberst winkte ihm stumm, zu folgen und ging voran in das anstoßende Zimmer.

Eine Zeitlang sah der Oberst nachdenklich vor sich hin, dann begann er: „Otto, die Freude, die ich über den glücklichen Verlauf deines Duells hatte und der Stolz auf dein ritterliches Verhalten,

der mich erfüllte, haben einen starken Stoß erlitten. Der heutige Tag, der mir ein stolzer Gedenktag sein sollte, ist zu einem Tag der Trauer für mich geworden."

Er winkte mit der Hand, als Otto sprechen wollte.

„Unterbrich mich nicht! Ich verstehe dich vollkommen und mache dir gar keinen Vorwurf. Ich will dir nur als Vater, Oberst und Haupt der Familie dreierlei zu bedenken geben. Als Vater sage ich dir: Ich verstehe es, daß dich in jener Stunde die Ueberlegung verließ und du Fräulein Müller von deiner Liebe sprachst, wozu es unter anderen Umständen vielleicht niemals gekommen wäre, und wir wollen mit dieser Tatsache als einer gegebenen rechnen. Als Oberst und Offizier muß ich billigen, daß du an deinem, dem Mädchen gegebenen Wort festhältst, aber ich muß dich auch darauf aufmerksam machen, daß du mit der Veröffentlichung deiner Verlobung den Abschied nehmen müßtest, da du keiner Offiziersdame zumuten könntest, euern Verlobungsbesuch zu empfangen; die Folgen, wenn du im Offizierskorps verbliebest, kannst du dir selbst vorstellen.

Aber nun kommt das für uns beide Schmerzlichste: als Haupt der Familie von Fels muß ich dir sagen, daß ich die Verbindung eines männlichen Mitgliedes der Familie mit einem Mädchen aus Arbeiterkreisen niemals dulden kann und werde. An dem Tag, an dem ich die offizielle Mitteilung von der Verlobung mit Fräulein Müller erhalte, die ich als Haupt der Familie zuerst und ehe sie gedruckt ist, erwarte, sind deine Beziehungen zur Familie vollständig und für immer abgebrochen. Weder mein Haus, noch eines deiner Verwandten wird dir, deiner Frau oder euren Kindern geöffnet sein. Mit anderen Worten, mit dieser Verbindung hörst du nicht nur auf Offizier, sondern du hörst auch auf, Mitglied der Familie zu sein, deren Namen Jahrhunderte der Stolz ihrer Träger war.

Ich fühle mit dir, mein Sohn, aber ich weiß dir in dieser Lage nur einen Rat, und den gibt dir der Vater, denke daran, daß es eine Stunde der Erregung war, die das Bewußtsein oder den Glauben zu lieben in dir wachrief; kein Mensch kann sagen, ob dein Gefühl echt ist und nicht Selbsttäuschung und ob auch, was bei dem Mädchen für dich sprach, nicht mehr Mitleid, als wahre Liebe war. Sünde wäre es von euch beiden, euch in unvernünftigem Festhalten an dem in einer schwachen Stunde gegebenen Wort durch's ganze Leben aneinander zu ketten, um für's ganze Leben mit einander unglücklich zu werden. Verbrechen wäre es, solcher unglücklichen Ehe zuliebe Karriere und Familie aufzugeben.

Prüfe dich also, prüfet euch beide! Legt eine Zeit der Trennung zwischen euch, wartet mit der Verlobung zu, bis die Gerichtsverhandlung vorüber und die Festungszeit zu Ende ist; viel

wird's ja nicht geben. In dieser Zeit haltet Einkehr in euch selbst, und wenn ihr dann der Ansicht seid, daß eins von Beiden sich vorschnell gebunden hat, dann tretet mutig zurück, und alles ist ja wieder gut. Wenn du aber noch glaubst, einen Verrat an dem Mädchen zu begehen, wenn du sie bittest, zurückzutreten, dann tue, was du mußt, und trage auch die Folgen! Auf eines aber mache ich dich noch aufmerksam: Deine Mutter war aus vornehmer, aber armer Familie; auf die paar tausend Mark, die sie zu erwarten hatte, habe ich zu Gunsten ihrer Geschwister verzichtet. Wenn du dich von der Familie lossagst, halte ich mich nicht für berechtigt, dir mehr als den Pflichtteil auszusetzen; vor meinen Tod hast du keinen Pfennig zu erwarten. Das sage ich nicht, um deine Entschlüsse zu beeinträchtigen, sondern um dich in den Stand zu setzen, dem Mädchen jede Illusion zu nehmen und ihren Entschluß zu einem ganz freien und überlegenen zu machen. Du hast mich verstanden?"

„Gewiß Vater, aber wozu warten, da ich dir die Antwort schon heute geben kann?

„Weil du mir und Tante Auguste so viel Rücksicht schuldig bist, daß du uns wenigstens die Gewißheit läßest, du habest alles was du von dir warfst deinem Glück und nicht deinem Unglück geopfert. Den Trost, mein Sohn, wirst du deinem Vater, der am Grabe all seiner Hoffnungen und schon mit einem Fuße in seinem eigenen Grabe steht, nicht rauben wollen. Und wenns zum Bruche komen soll, dann brauch ich Zeit, mich drein zu finden!"

Zum ersten Male seit Otto den eisennervigen Vater kannte, sah er Tränen in seinen Augen stehen.

„Du verlangst also von mir Vater . . . ."

„Daß du mit der Bekanntgabe der Verlobung wartest, bis du von der Festung zurück bist, daß du so lange das Mädchen nicht siehst und ihr nicht schreibst."

„Ich warte, Vater! Sie diese Zeit gar nicht zu sehen, kann ich dir nicht versprechen. Ich sage ihr heute, was wir geredet haben, werde meine Braut aber nur aus besonderen Anlässen, vielleicht vor der Gerichtsverhandlung, vor Antritt der Festungshaft, besuchen. Daß wir uns aber schreiben, kannst du uns nicht verwehren."

„Gerade das verlange ich von dir, weil es mir allein die Ueberzeugung geben kann, daß euere Neigung keine flüchtige ist."

„Ich kann nicht, Vater!"

„Und wenn es die letzte Bitte ist, die dein Vater an dich richtet? der letzte Wunsch, denn du deinem Vater erfüllen kannst?"

Da stand Otto auf und streckte dem Vater die Hand hin.

„Ich verspreche es dir, Vater!"

Der Oberst erhob sich und schlug ein. Er schien in dieser Stunde alt geworden. Nicht hart und klar, wie sonst und doch

gutmütig, sondern traurig und müd und verschleiert war der Blick, mit dem er in die Augen des Sohnes sah. Auch seine Stimme klang anders, wie wenn etwas, das ihr Klang gegeben, gesprungen wäre. Ich danke dir Otto! Geh!"

Er ging.

* * *

Zwei Stunden später saß Otto im Salon der Geheimrätin von Ucker und erzählte den drei ihm lieben Bewohnern der Villa, was sich zwischen ihm und dem Vater zugetragen hatte.

Die Geheimrätin und Wilhelm sagten wenig dazu. Sie mußten dem Obersten wie seinem Sohne gleichermaßen recht geben und bedauerten lebhaft das Leid, das ein hartes Geschick über ihnen so teuere Menschen brachte. Taktvoll zogen sie sich zurück, um dem jungen Paar eine halbe Stunde zu ungestörter Aussprache zu geben.

Tränen perlten in Friedels Augen.

„Otto, das Opfer ist zu groß, das du mir bringen willst! Willst du mich frei geben, so zürne ich dir nicht. Sag's mir, ich will zu überwinden suchen."

„Friedel! Beantworte mir nur zwei Fragen ganz nach der Wahrheit. Willst du, Lieb?"

Friedel nickte. Er setzte sich und zog sie auf seine Knie, ihr tief in die braunen Augen blickend.

„Was sagt dein Herz, wenn du mich frei gibst?"

„Es blutet, und ich wollte, daß es bräche."

„Was sagst du, wenn ich alles hinter mich werfe, weil ich ohne dich nicht leben kann und als ganz armer Mensch, der ganz von vorne anfangen muß, um dich werbe?, willst du warten, bis ich dich holen kann?

„Wenn du's nicht anders tust, warte ich, und wenn's nach mir geht„ helfe ich dir!"

„Dann bist du mein für's Leben!"

* * *

Zum letzten Male tranken sie zusammen Tee. Frau von Ucker verstand es, eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Otto schied, nachdem er und Friedel nochmals das Wort getauscht, fest aneinander zu halten und sah, getreu dem Versprechen, das er seinem Vater gegeben hatte, seine heimlich Verlobte erst an dem Tage wieder, da er sich nachmittags in Paradeuniform zur Gerichtsverhandlung begab.

In Offizierskreisen sah man dieser Verhandlung mit Spannung entgegen, da man durch sie Aufklärung über die Beweggründe zu dem Zweikampf, der die Gesellschaft beider Garnisonsstädte in Aufregung versetzt hatte, zu erhalten hoffte. Man glaubte,

daß Otto aus seinem bisher beobachteten Stillschweigen heraustreten müsse, weil allerhand Gerede im Umlauf war, das ihn selbst mit Irma von Hochberg in Verbindung zu bringen suchte.

Aber diese Hoffnung wurde getäuscht. Otto verweigerte jede Auskunft über die Veranlassung zum Duell und beschränkte sich darauf, auf sein Ehrenwort zu erklären, daß seine Beweggründe die edelsten gewesen seien. Auch Herr von Hochberg bestätigte ihm dies, mit der Bemerkung, daß er dem Leutnant von Fels sein Wort gegeben habe, nichts weiter auszusagen.

Es hatten sich in der Gesellschaft zwei Parteien gebildet, von denen die eine für Otto, die andere für den getöteten Arco war. Diese letztere sagte nämlich, daß, da Otto Leutnant Arco seit seiner Versetzung nicht mehr gesehen hatte, die Veranlassung weit zurückliegen müsse. Dann aber, argumentierte man, hätte Otto den Zweikampf früher suchen oder auf alle Fälle vermeiden müssen, nachdem Arco Bräutigam war und durch seinen Tod eine Dame mitbetroffen wurde. Ja manche waren geneigt zu glauben,, daß Otto gerade den Umstand der Verlobung benützt habe, um von Arco etwas zu fordern, was dieser andernfalls sicher abgelehnt hätte, in der Annahme, daß er mit Rücksicht auf seine Braut einem Duell aus dem Wege gehen werde. Zum mindesten nahm man, da Graf Hanstein ein so ausgezeichneter Pistolenschütze gewesen war, an, daß er Otto absichtlich habe nur verwunden wollen und machte es seinem Gegner zum Vorwurf, daß er ihn mit Ueberlegung getötet habe, während der Ehre doch auch durch eine Verwundung Genüge getan gewesen wäre.

Die Frage nach der Ursache des Duells lief also beinahe auf die Frage hinaus, welcher von beiden Gegnern überhaupt und im Duell selbst ehrenvoller gehandelt habe. Deshalb bemühte sich das Kriegsgericht nach Kräften, über diesen Punkt Aufklärung zu schaffen. Da brachte einer Licht in die Sache, an den niemand zuvor gedacht hatte. Es war der Arzt, der dem Duell angewohnt, Arco verbunden und ins Lazarett gebracht hatte. Er sollte Auskunft darüber geben, ob die Verletzung Arcos unbedingt tödlich gewesen sei oder anderen Ursachen zugeschrieben werden müsse.

„Die Verletzung war schwer, trotzdem kann man sie nicht für unbedingt tödlich erklären," sagte er. „Wenn auch mancher Mann mit schwacher Körperkonstitution einer derartigen Verletzung zweifellos erlegen wäre, so hätte doch die Mehrzahl von Männern von der Größe, Körperkraft und sportlichen Körperdurchbildung des Grafen von Hanstein die Verwundung sicherlich überstanden; umgekehrt darf man behaupten, daß Graf Arco von Hanstein, wohl auch einer wesentlich leichteren Verletzung erlegen wäre, denn was am meisten einer Heilung im Wege stand, war die durch eine unheilbare Krankheit verursachte Durchgiftung des Körpers.

die bereits den ganzen Organismus ergriffen hatte. Graf Hanstein hätte sicherlich nicht mehr allzulange zu leben, wohl aber in Bälde dauerndes Siechtum zu erwarten gehabt. Kein Arzt, der darum gewußt hätte, hätte dulden dürfen, daß er in den Stand der Ehe trat, kein Mensch mit Ehr- und Pflichtgefühl, der in seiner Lage gewesen wäre, hätte auch nur daran gedacht, eine Frau an sich zu ketten. Als Arzt kann ich also nicht behaupten, daß die Kugel des Barons von Fels das Glück eines Brautpaares zerstört hat; vom ärztlichen Standpunkt aus hat sie Unglück verhütet."

Bewegung ging durch den Saal. Nun wars am Tage, was Irma von Hochberg Ottos Eingreifen zu danken hatte und welches Verbrechen Graf Hanstein an dem Tage, da er seine Braut zum Altare führen wollte, begangen hätte.

Der die Anklage vertretende Kriegsgerichtsrat plädierte selbst auf die geringste wegen Uebertretung des Duellverbotes zulässige Strafe, mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß, wenn jemals ein Offizier sich und das Offizierkorps mit einer Duellforderung geehrt habe, es hier der Fall gewesen sei. Stolz beglückwünschte der Oberst, als das Gericht sich zur Beratung zurückgezogen hatte, als Erster den Sohn zu seinem moralischen Siege über den Buchstaben des Gesetzes.

Das Urteil, das auf drei Monate Festung lautete, stempelte Otto erst recht zum Helden.

* * *

„Jetzt beginnt unsere Prüfungszeit, Lieb," sagte Otto zu Friedel, als er Abschied nahm, um seine Festungsstrafe anzutreten, die er dazu zu benützen gedachte, sich auf einen neuen Beruf vorzubereiten.

„Denke daran, daß ich nicht schreibe weil ich es meinem Vater versprochen habe und fürchte nie, daß ich andern Sinnes werden könnte. Laß' mir die Gewißheit als Trost, daß du nicht eine Sekunde lang an mir zweifelst."

„Nie, Otto, nie!" sagte das Mädchen schlicht, und sie schieden, fest auf einander vertrauend.

* * *

Die Tage auf der Festung taten Otto, der ja dort volle Bewegungsfreiheit hatte und sich beschäfigen konnte, wie er wollte, körperlich nud geistig gut. Er hatte sich um Anstellung in der Waffenabteilung der Fabrik B. in G., den Heimatort Friedels, beworben, Zusage erhalten und arbeitete nun mit Eifer daran, sich die Grundlagen kaufmännischen Wissens anzueignen.

Zwar tauschten die Liebenden selbst keine Zeile miteinander, aber mit Wilhelm stand Otto dafür in umso regerem Verkehr, und jeden Morgen prangten in einem Glas an Friedels Platz als

stumme Grüße des fernen Geliebten frische Blumen, für die Wilhelm sorgte, und eine davon lag, gepreßt, sicherlich dem nächsten Briefe des Leutnants von Ucker an seinen Freund bei, ohne daß ein Wort verriet, wer sie gepreßt und gesendet habe. War auch nicht nötig!

— — —

Je mehr sich die Tage der Festungshaft dem Ende zuneigten, desto mehr wuchs die Aufregung bei Otto, Friedel und dem Obersten, woran natürlich Tante Auguste lebhaften Anteil nahm und auch die Geheimrätin Ucker und ihr Sohn nicht unbeteiligt waren.

Mit dem Vater hatte Otto ebenfalls keinen Brief gewechselt, nur durch Tante Auguste, der er wöchentlich einmal schrieb, ließ er ihn regelmäßig grüßen und empfing einen kurzen Gruß von ihm. Als aber eines Tages Tante Auguste dem Schwager mitteilte, daß Otto in drei Tagen heimkomme, aber bei Frau von Ucker zu mittag sei und erst zum Abendbrot nach Hause kommen werde, war es mit des Obersten erzwungener Ruhe vorbei.

Der Tag der Entlassung kam. Blumen schmückten den festlichen Tisch und die Gürtel der Festkleider der alten und der jungen Dame, die mit Wilhelm zusammen Otto in der Villa Ucker erwarteten; Blumen brachte Otto mit. Aber kaum waren sie nach der ersten Begrüßung ins Zimmer getreten, als Otto Friedel unters Kinn faßte und ihr in die Augen sah?

„Hast du an mich gedacht?"

„Täglich! Stündlich!"

„Was glaubst du, zu welchem Entschlusse ich auf der Festung gekommen bin?"

„Zu dem gleichen wie ich."

„Und der wäre?"

„Daß ich nie von dir lassen kann!"

„Und du hast nie daran gezweifelt?"

„Nie!"

Wortlos hielten sie sich in seligem Kusse umschlungen. Als Friedel sich aus Ottos Armen löste, faßte dieser ihre beiden Hände.

* * *

„Heute sage ich's meinem Vater. Dann kehrst du zu deinen Eltern zurück und ich hole mir ihr Jawort und du bist vor der Welt meine Braut."

„Dein Vater tut mir so leid," sagte Friedel. „Um wieviel schöner wäre es, wenn du dich zwar von der Verwandtschaft gelöst hättest, wenn es nun durchaus nicht anders geht, aber das Band zwischen dir und deinem Vater nicht zerrissen worden wäre."

Zur gleichen Stunde trafen in der Villa Fels zwei amtliche Schreiben eines nordischen Amtsgerichtes, eines an den Obersten, eines an Otto ein. Es war die Mitteilung, daß ein Verwandter

der verstorbenen Baronin das Zeitliche gesegnet und dieser bezw. ihren Erben einen erheblichen Teil seines sehr beträchtlichen Vermögens hinterlasse habe. Der Anteil seiner Frau fiel zur Hälfte an den Obersten, zur Hälfte an seinen Sohn.

Das war für den Baron eine Erleichterung bei seinem Entschlusse, die Beziehungen zu Otto für immer zu lösen, wenn dieser, woran er nicht zweifelte, da er ja zuerst zu Frau von Ucker gegangen war, ihm heute Abend die Nachricht von der endgültigen Verlobung mit Friedel Müller brachte. Otto erhielt etwa 200 000 Mark, hatte also einen finanziellen Rückhalt für seine Existenz, und der Oberst brauchte sich keine Gewissensbisse zu machen, wenn er selbst den Sohn bis auf den Pflichtteil enterbte. Dazu fühlte er sich aber verpflichtet, weil sein sehr großes Vermögen ererbtes Geld war, das die von Fels gewiß nicht gesammelt hatten, damit es einmal an die Kinder einer Arbeiterstocher fiele; es sollte dereinst ärmeren Seitenlinien zugute kommen, die den Glanz des alten Namens zu wahren wußten und die Familientraditionen hoch hielten.

Ein weiterer Grund, obwohl er ihn sich selbst nicht recht eingestand, war aber doch wohl der, daß er Otto durch den Vermögensverlust empfindlich dafür zu strafen gedachte, daß er ihm die Familienschande bereitet hatte, denn wenn er sich auch sagte, daß der Sohn nicht unehrenhaft gehandelt habe, auch der Schmerz darüber, daß Otto ihm verloren sei, ihn milder stimmte, so zürnte der stolze Baron doch sehr, daß sein Sohn sich von dem Arbeitermädchen nicht von vorneherein fern gehalten hatte.

Gegen Abend kam Otto. Tante Auguste begrüßte ihn mit Tränen, der Baron mit großer Zurückhaltung. Man begab sich sofort zum Abendessen und berührte das Thema, das alle am meisten bewegen mußte, mit keinem Wort. Nach Tisch gab der Oberst Otto schweigend den Brief des Amtsgerichts. Otto las ihn und dachte daran, wie sich Friedel darüber freuen würde, mit der er nun ein Hochzeitsreise machen und sorgenlos leben konnte. Mit der Trennung vom Vaterhause und der Verwandtschaft hatte er sich in den drei Monaten auf der Festung vollständig abgefunden. Zwar wäre es falsch gewesen, anzunehmen, daß ihm der Bruch nicht nahe ging; im Gegenteil, er liebte die Tante wie eine Mutter und hing sehr an dem Obersten, in dem er das Ideal eines Mannes, Aristokraten, Offiziers und Vaters erblickte. Aber die Liebe zu Friedel erfüllte ihn so, daß neben ihr alles andere verblaßte.

„Ich hätte mit dir zu reden, Vater," sagte er, den Brief aus der Hand legend.

„Was ich dir unter vier Augen zu sagen hatte, habe ich dir schon gesagt, und was du mir heute zu sagen hast, wird, denke ich, Tante Auguste gleichermaßen angehen."

Otto nickte.

„Ich wollte dir nur sagen, daß in den drei Monaten der Trennung von Friedel meine Liebe zu ihr eher größer geworden ist, daß sie in einigen Tagen nach Hause gehen wird und ich dann bei ihren Eltern um sie anhalte. Vater, ich wollte dich um deinen Segen bitten und dich, Tante Auguste!"

Da war es mit der Fassung des Obersten vorbei.

„Also doch!", rief er aus, und Schmerz und Zorn sprangen ihm über die Lippen und ließen ihn Worte finden, die den Sohn wie Peitschenhiebe trafen.

„Bist du mein Sohn? Hältst du so die Grundsätze hoch, die ich dich gelehrt? Dreihundert Jahre ist unser Wappenschild blank gewesen, nun kommst du, der nach mir das Haupt der Familie sein sollte und ziehst es selbst in den Schmutz! Ein Arbeitermädchen Baronin von Fels! Wahrlich dein Name scheint dir nicht viel zu gelten, daß du ihn so vergibst! Der Stolz der Familie solltest du sein! Mein Stolz bist du gewesen! Deiner Mutter ist wohl geschehen, als sie in unsere Familiengruft flüchtete, und ich wollte dich lieber dort, als mit der Arbeiterstochter vor dem Altare sehen oder wünschte, daß ich gestorben wäre, ehe ich diesen Tag erleben mußte! Geh' mit ihr, wohin du willst, aber betritt niemals mehr meine Schwelle! Wir beide sind fertig für immer!"

Otto war bleich geworden.

„Vater," rief er, „du tust mir unrecht!"

„Willst du mich lehren, Knabe, was recht getan ist?"

Jetzt schoß dem Jungen das Blut zu Kopf. Sein Atem ging in Stößen und er rang nach Worten. Die alte Dame, die zitternd den Auftritt mit angehört hatte, fürchtete Unheil und mischte sich ein.

„Schweig', Otto, mir zuliebe," bat sie. Dann wandte sie sich zu ihrem Schwager. „Herbert, du bist erregt, weil du den Jungen lieb hast und weißt nicht, was du sagst. Geh' zu Bett, sammle dich und laß' uns morgen ruhig reden. Otto geht, aber im Vaterhause wird er immer willkommen sein."

„Niemals, brauste der Oberst auf. „Ich hab's gesagt und dabei bleibt's."

„Dann kann ich ja heute noch gehen, Vater."

„Otto!", schrie Tante Auguste auf.

Auch über den Oberst kam es bei diesen Worten wie eine Ernüchterung. Zum ersten Male trat die Wirklichkeit, daß er seinen Sohn verlieren müsse, ganz nahe an ihn heran und er erkannte, wie schwer sie ihn traf. Seine Hände tasteten nach der Lehne des Stuhles. Lange sah er vor sich nieder, während seine Züge den inneren Kampf verrieten.

„Was ich gesagt habe," hub er endlich, wie zu sich selber sprechend, an, „das bleibt gesagt." Dann sah er auf. „Doch wir wollen nicht so im Zorne scheiden; es ist genug, daß wir im Schmerze auseinander gehen! Bleibe, bis du gehen mußt, dann laß' uns scheiden, wie Männer, die sich auf einer Reise getroffen haben und wissen, daß sie sich trennen müssen, weil sie am Ziele der gemeinsamen Fahrt angekommen sind."

Die Worte schnitten dem Jungen doch tief ins Herz, und Tante Auguste weinte leise vor sich hin.

„Du bleibst?"

„Ich bleibe, Vater!"

„Gut! Morgen erwarte ich deine dienstliche Meldung! Gute Nacht!" Hinter ihm schloß sich die Tür.

„Siehst du," suchte Tante Auguste den Neffen zur trösten, „er wird schon ruhiger, und alles wird wieder gut werden."

Otto kannte den Vater zu gut, um sich der Täuschung hinzugeben, daß sich der Oberst anders besinnen würde. Wenn er aus diesem Hause ging, ging er für immer, das wußte er genau. Noch am gleichen Abend begab er sich in die Villa Ucker, wo man ihn erwartete, um Bericht zu erstatten und Friedel nicht in Ungewißheit und unnötiger Sorge wegen des Verlaufs der Unterredung zu lassen.

Am andern Morgen machte Otto wie gewöhnlich Dienst. Nachmittags ließ er sich in Paradeuniform durch die Ordonnanz bei seinem Vater melden. Die Schärpe über der Brust, den Helm mit dem Roßschweif in der Hand, trat er ein.

„Herr Leutnant von Fels?", wandte sich der Oberst in fragendem Ton an ihn.

Otto schlug das Herz fast höher, als er diesen ganz dienstlichen Ton vernahm. Aber er riß sich zusammen. In tadelloser Haltung stand er vor dem Vater.

„Herr Oberst, ich bitte, die dienstliche Meldung machen zu dürfen, daß ich mich mit einer jungen Dame verlobt habe und die Verlobung demnächst zu veröffentlichen gedenke."

„Wer ist die Dame, Herr Leutnant?"

„Fräulein Friedel Müller, die Tochter eines Arbeiters in G."

„Die Tochter eines Arbeiters?" Dann werden Sie Ihr Fräulein Braut wohl nicht bei unseren Offiziersdamen einführen wollen?"

„Ich bitte, um meinen Abschied einkommen zu dürfen."

„Es tut mir leid, Herr Leutnant von Fels, daß das Regiment einen so tüchtigen Offizier verlieren muß. Ich spreche als Oberst meine Anerkennung für die dienstliche Führung aus und wünsche Befriedigung und Glück in der neuen Laufbahn."

Er reichte dem Leutnant die Hand, nicht wärmer und nicht kälter, als er sie jedem Andern aus gleichem Anlaß gereicht hätte,

und Otto durchlief ein seltsames Zucken, als er seine Rechte in die des fremd vor ihm stehenden Vaters legte.

„Danke gehorsamst, Herr Oberst!"

„Was wird der neue Beruf sein, Herr Leutnant?"

Kein Satz, kein Wort unterblieb oder wurde mehr gesprochen, als es einem andern gegenüber der Fall gewesen wäre.

„Ich habe Stellung auf dem Kontor der Waffenfabrik in G., Herr Oberst."

„Ich bin überzeugt, Sie werden sie zur Zufriedenheit Ihrer Vorgesetzten ausfüllen, Herr Leutnant. Uebrigens werden Sie anläßlich Ihrer Verlobung Urlaub wünschen, bis Ihr Abschied bewilligt ist, und ich möchte Ihnen angesichts der durch die gesellschaftliche Stellung Ihres Fräulein Braut gegebenen besonderen Umstände empfehlen, diesen heute schon anzutreten."

Otto fuhr auf.

„Vater!"

„Herr Leutnant von Fels?"

Otto verstand die Zurechtweisung und biß sich auf die Lippen.

„Herr Oberst, ich hatte nicht gedacht, so plötzlich aus dem Dienst zu gehen. Ich wollte gerne, wie andere, Abschied von der Kompagnie und den Kameraden nehmen. Es wäre mir lieber, meinen Urlaub erst unmittelbar vor der Bekanntgabe meiner Verlobung anzutreten."

„Mir wäre es aus dienstlichen Gründen lieber, Herr Leutnant, wenn Sie Ihren Urlaub antreten, solange noch niemand von Ihrer Absicht weiß, damit es im Offizierskorps möglichst wenig Gerede gibt. Ich denke, Sie werden sich meinen Wünschen fügen."

„Gewiß, Herr Oberst! Aber es tut mir weh, so ohne Feierlichkeit die Uniform ablegen zu müssen, die ich so gerne getragen."

„Trösten Sie sich mit Ihrem Vater, Herr Leutnant, der die Uniform in gleicher Weise und länger, als Sie, getragen hat und sie in der gleichen Stunde auszieht."

Otto sah den Oberst mit erschrocken geweiteten Augen an. Die Hand auf dem Degengriff zitterte. Jetzt erst begriff er ganz, was er dem Vater getan.

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen, Herr Leutnant."

„Nein, Herr Oberst," würgte Otto, vor dem sich alles zu drehen begann, mühsam hervor.

„Dann wünsche ich Ihnen Glück auf den Weg."

Mechanisch verbeugte sich Otto, der kaum mehr wußte, was er tat. Mechanisch schritt er zur Tür, verbeugte sich abermals und ging hinaus.

Kaum aber war er draußen, so warf er Helm, Schärpe und Degen von sich, stürmte ins Zimmer zurück und warf sich mit dem Aufschrei „Vater, Vater,!" vor dem Mann mit dem Greisengesicht, der jetzt gebrochen im Lehnstuhl saß, auf die Kniee.

„Vater, das habe ich dir nicht antun wollen!"

„Laß' gut sein, Junge, ich hab' ja die Uniform lange genug getragen."

„Vater, vergib mir!"

„Ist schon geschehen! Laß' uns stark sein, Otto, wir — waren ja beide — Soldaten!"

* * *

Der Tag nach dieser bedeutungsvollen Unterredung zwischen Vater und Sohn wurde ein ereignisreicher für zwei Familien, die von dem, was die Bewohner von Fels und von Ucker bewegte, bisher noch keine Ahnung gehabt hatten, nämlich für die Familie des Gutsbesitzers von Hochberg und die des Fabrikarbeiters Müller in G.

Auf Gut Hochberg wurde die Aufregung durch eine telegraphische Anfrage des Obersten von Fels hervorgerufen, ob er sofort kommen und einige Wochen zu Besuch bleiben dürfe, worauf man ihm natürlich zurück depeschierte, daß er herzlich willkommen sei. Und während man alles im Gutshause für würdigen Empfang und Unterbringung des so überraschend angemeldeten Gastes herrichtete, erging man sich in Mutmaßungen über die Ursache dieses Besuchs. Wohltätig wirkte die dadurch geschaffene häusliche Aufregung auf Irma ein, die seit dem Tode ihres Bräutigams sich ganz in sich selbst zurückgezogen hatte und nun an allem, was den Besuch des Obersten betraf, lebhaften Anteil nahm.

In dem kleinen schmucken Häuschen der Arbeiterkolonie in G., das der Vorarbeiter Müller bewohnte, wurde die Aufregung durch einen dicken Brief Friedels verursacht, der Frau Müller schon von außen so verdächtig dick vorkam.

Er war mit der Nachmittagspost gekommen und wurde Frau Müller im Garten übergeben, wo sie gerade mit Hilfe ihrer 12jährigen Tochter Klara mit Wäscheaufhängen beschäftigt war.

Frau Friederike trocknete die Hände an der Schürze ab, nahm eine Haarnadel aus ihrer kleidsamen Frisur und öffnete den Brief mit Sorgfalt. Zuerst sah sie nach der Seitenzahl des letzten Blattes.

20 Seiten! Was bedeutete das? Hatte Friedel gekündigt? war das ein Klagebrief? Aber das Mädel hatte doch immer so zufrieden geschrieben, nur in den letzten Monaten selten und seit einiger Zeit gar nicht mehr! Frau Friederike hatte immer das Gefühl gehabt, daß es mit Friedels Schweigen eine besondere Bewandtnis haben müsse und ahnte, daß sie mit diesem dicken Brief die Aufklärung in Händen hatte.

* * *

Vater Müller, war ein stattlicher, breitschultriger Mann, Mitte der 40er Jahre, mit vollem, frischem Gesicht, blondem Vollbart,

etwas dunklerem, glattgescheiteltem Haupthaar, stets gut, auch bei der Arbeit sauber gekleidet, nüchtern, im Beruf Meister, ja geradezu ein Künstler auf der Schleifbank, außerhalb des Geschäftes freundlich und hilfsbereit gegen jedermann, insbesondere auch ein tüchtiger Landwirt und Bienenzüchter und wegen dieser Eigenschaften und seines offenen und geraden Charakters bei Vorgesetzten wie Untergebenen und Mitbürgern gleichermaßen wohl gelitten.

In den Augen mancher Leute hatte er zwar den großen Fehler, daß er überzeugter Sozialdemokrat und Vorstand des dem Metallarbeiterverband angeschlossenen Sozialdemokratischen-Vereins des Ortes war, dem allein über tausend Arbeiter der großen Fabrik von F. angehörten. Indessen mußte sich jedermann sagen, daß wenn alle so reif, ernst, erfahren und tolerant wären, wie der Vorarbeiter Karl Müller, der Parteihader in Deutschland um vieles gemildert wäre. Bei solcher Beliebtheit war es kein Wunder, daß Vater Müller, zumal ihm Beredsamkeit eigen war, die Vorstandschaft fast aller Vereine inne hatte, deren Mitgliederschaft überwiegend aus Arbeitern bestand: Des Arbeiterradfahrerbundes „Solidarität", des Gesangvereins „Maschinenbauer", des Bienenzüchter- und des Kaninchenzüchtervereins und des Vereins „Arbeiterbildung."

Dabei fiel es ihm nicht ein, über den Vereinsehrenposten die Bestellung seines Gartens oder gar seine Familie zu vernachlässigen, wenn er auch die Erziehung seiner beiden Töchter, an denen er übrigens mit außerordentlicher Liebe hing, ganz Frau Friederike überließ. Er ging nur regelmäßig einmal wöchentlich in die von einem Lehrer geleitete Singstunde und vierzehntägig in die Vorträge des „Arbeiterbildungs-Vereines." Den übrigen Vereinen hatte er, als man ihn zur Annahme der Vorstandschaft drängte, von vornherein erklärt, daß er kein Wirtshausbruder sei und auch keiner werden wolle und nur annehme, wenn man damit einverstanden sei, daß er sich auf die Führung der Geschäfte und des Vorsitzes bei der Monatsversammlung beschränke.

„Pünktlich wie eine Uhr" — wie Frau Friederikes Ausdruck lautete — pflegte ihr Mann abends heimzukommen, begleitet von dem älteren Neffen Erwin, der in der Fabrik lernte und vom Onkel in strenger Zucht gehalten wurde. Erwartungsvoll stand sie mit Klärchen und dem jüngeren Neffen Heinrich am Gartentor, als sie zu ihrer Enttäuschung, statt der Männer, die sonst um diese Zeit die von Vorgärten umsäumte Straße heraufkamen, eine Schar sich jagender und balgender Jungen erblickte, die es durchaus nicht eilig hatten, nach Hause zu kommen.

„Erwin", rief sie, als sie unter den Hauptschreiern ihren Neffen erblickte und drohte ihm mit der Faust. Der wurde rot und verlegen und kam eiligst heran. Frau Friederike empfing ihn mit

einer kräftigen Maulschelle. „Lausbub! was hast du dich herumzubalgen, anstatt anständig nach Hause zu gehen, wenn der Onkel einmal nicht dabei ist?"

„Wir haben ja nur Spaß gemacht," entschuldigte sich der Junge.

„Das ist mir ganz gleich," entgegnete die Tante, „solange ihr bei uns seid, benehmt ihr euch anständig, wie ichs von meinen Kindern auch verlangen würde, sonst bring ichs euch bei!"

„Wo ist denn der Vater?" rief Klärchen dazwischen, „macht er Ueberstunden?"

„Nein," antwortete Erwin, der froh war, das für ihn so heikle Gesprächsthema wechseln zu können. „Der Arbeiterausschuß hat eine Versammlung, weil ein neuer Beamter kommen soll. Die Arbeiter sind alle in die Wirtshäuser gegangen, wo ihnen nach der Sitzung die Ausschußmitglieder Bericht geben sollen."

Frau Friederike seufzte. „Da werden wieder so ein paar Schreier eine Gelegenheit suchen, zum Streik zu hetzen. Na, der Onkel wird sie schon zur Vernunft bringen."

— — —

Im „Kreuz", in dessen einem Nebenzimmer der Arbeiterausschuß der Fabrik zu einer eiligen Sitzung sich zusammengefunden hatte, ging es sehr laut her. Schankraum, Nebenzimmer und Saal waren, wie in allen Arbeiterlokalen, von trinkenden, disputierenden und rauchenden Arbeitern überfüllt, die sich alle lebhaft mit dem gleichen Gegenstand, dem die Beratung des Ausschusses galt, beschäftigten: mit der Einstellung eines Offiziers in das Betriebsbüro, der besonders mit Personalsachen betraut werden sollte. Dagegen lief die Arbeiterschaft Sturm. Den meisten wäre es ja vollständig gleich gewesen, aber ein paar ganz Radikale hatten es verstanden, die Uebrigen scharf zu machen, mit der Behauptung, daß die Einstellung eines aktiven Offiziers (als ob man an den Reserve-Offizier-Ingenieuren und Direktoren nicht genug hätte!) und noch dazu eines richtiggehenden Barons, von Fels hieß der Mensch, wie die Anschläge in den Fabrikräumen besagten, den Beginn der Einführung des militärischen Subordinationssystems in die Fabrik bedeute. Am Ersten des nächsten Monats sollte er eintreten; stürmisch hatte man vom Ausschuß verlangt, daß er dagegen protestiere und der Werkdirektion die Forderung der Arbeiter, auf die Einstellung des Barons von Fels zu verzichten, übermittelt.

Die älteren Arbeiter, an ihrer Spitze der Schleifer Müller, waren von der Billigkeit dieser Forderung durchaus nicht überzeugt. Eine Dreierkommission unter Führung Müllers war bereits bei der Direktion vorstellig geworden und hatte erfahren, daß es sich um einen Leutnant handle, der eine tadellose Per-

sönlichkeit sei, wegen seiner bevorstehenden Verheiratung mit einer Bürgerlichen die Uniform ausgezogen habe oder ausziehen werde, was doch gewiß für ein soziales Empfinden spreche, Da der Posten frei geworden war, habe man dem Leutnant diesen gegeben, weil er am wenigsten kaufmännische oder technische Kenntnisse, die der Baron erst zu erwerben bestrebt sei, dafür aber umso mehr Persönlichkeit, Takt, soziales Verständnis und Arbeitsfreudigkeit erfordere, Eigenschaften, über welche doch gerade Leutnant von Fels nach allem in hervorragendem Maße verfüge. Der Leutnant wünsche gar nichts, als eine bescheidene Existenz.

Die Dreierkommission sah das ein, aber die Arbeiter waren bereits so verhetzt, daß eine Betriebsabstimmung vorgenommen werden mußte, die Stimmenmehrheit gegen die Einstellung des Barons ergab. Nun hatte die Fabrikleitung in einem Anschlag bekannt gegeben, daß sie sich diesen durch nichts gerechtfertigten Eingriff in ihre Rechte nicht gefallen und im Vertrauen auf den vernünftigen Teil der Arbeiterschaft Leutnant von Fels seinen Posten am Ersten des kommenden Monats antreten lasse, überzeugt, daß mit seiner Berufung den Interessen der Arbeiter selbst am besten gedient sei.

Darauf verlangte die Mehrheit vom Ausschuß stürmisch, daß er der Direktion gegenüber entschieden auftrete und dem Ausschuß blieb angesichts der herrschenden Stimmung eigentlich nichts mehr übrig, als den Wortlaut der Forderung und die sonstigen mit deren Uebermittelung zusammenhängenden Einzelheiten und Aeußerlichkeiten zu beraten.

Auch im Ausschuß ging es lebhaft zu, da natürlich die älteren Mitglieder dafür waren, den Auftrag abzulehnen und mit dem Rücktritt zu drohen. Man ließ sich aber schließlich durch die Erwägung umstimmen, daß man damit den Unternehmern ein Bild der Uneinigkeit innerhalb der Arbeiterschaft gäbe, was im Interesse des Gewerkschaftsgedankens vermieden werden müsse. Man beschloß also, dem Wunsch der Mehrheit nachzukommen, formulierte die Forderung und bestimmte Carl Müller als Sprecher. Er gab die Zusage, alles aufzubieten, um die Werksleitung zum Nachgeben zu bewegen. Die Hauptsache aber war der Beschluß, schon am andern Morgen bei der Direktion vorstellig zu werden, damit die Sache so bald als möglich beigelegt werde und wieder Ruhe einkehre.

Mit den ermahnenden Worten, sich ruhig zu verhalten und keine Unbesonnenheiten und Disziplinwidrigkeiten zu begehen, schloß der Schleifer Müller die Versammlung, und während die Mitglieder des Ausschusses sich in die verschiedenen Lokale begaben, um dort Bericht zu erstatten und überall die Gelegenheit benützt wurde, „noch Eines" zu trinken und auf das Unternehmertum im allgemeinen zu schimpfen, begab sich Karl Müller nach Hause.

Klärchen stand unter der Gartentür, alarmierte die andern und unter Vorantritt der Mutter wurde Vater feierlich „eingeholt" und im Triumphe ins Haus geleitet.

„Was habt ihr denn?" fragte er immer und immer wieder und war wirklich recht neugierig, als er das Haus betrat; wie wuchs aber sein Erstaunen, als er auf dem mit gewohnter Sauberkeit hergerichteten Tisch Blumen sah. „Herrgott!" rief er, sich an die Stirn fassend, „hat denn jemand Geburtstag und ich hab's vergessen?" „Friedel hat geschrieben!" mußte Klärchen, ihr Herz erleichternd, ausrufen.

„Bist du —!" schnitt ihr Frau Friederike mit nicht mißzuverstehender Handbewegung das Wort ab und Klärchen, die wußte, daß das einmal gelockerte Handgelenk der Mutter die Leichtigkeit der Bewegung den Tag über behielt, schwieg, aber dem Vater über die Schulter zu sehen, konnte sie nicht unterlassen, und Frau Friederike wehrte es ihr auch nicht; sie hielt es aber für geraten, ihr eheweibliches Vorrecht, erste Ueberbringerin der Nachricht zu sein, dadurch zu sichern, daß sie ergänzend hinzufügte: „Ja, Friedel hat sich verlobt!"

„Taugt er was?" fragte der Vater zurück, ehe er zu lesen begann.

„Und ob!" antwortete die Mutter. „Lies nur, du wirst Augen machen!"

Und Vater Müller las.

Schon im nächsten Augenblick aber warf er den Brief wütend auf den Tisch. „Himmelherrgott!" fluchte er los, „da hört doch alles auf! Ein fiediges Donnerwerten soll da reinfahren! Ausgerechnet der Baron von Fels!"

„Was hast du gegen ihn?" fragte Frau Friederike, die wie aus allen Himmeln gestürzt war. Kennst du ihn denn?"

„Vierzehn Tage ärgerte ich mich schon mit ihm herum," antwortete scheltend ihr Mann, „und morgen soll ich bei der Direktion zum letzten Mal verlangen, daß er nicht eingestellt wird."

Die Frau war platt, aber ihr weiblicher Instinkt sagte ihr, daß der Zusammenhang, den sie schwach zu ahnen begann, sie und ihr Haus zu einer Ortsberühmtheit machen müsse. Sie nötigte den Mann zum Sitzen und Essen, las den Brief laut vor, damit endlich auch die Neugier der Kinder gestillt wurde, lies sich über die Arbeiterversammlung berichten und meinte zum Schluß, Messer und Gabel aus der Hand legend: „Karl, das ist ja großartig! Natürlich wird er jetzt eingestellt, wenn er eine Arbeiterstochter heiratet, der zu Liebe er auf Rang und Stand und Vermögen verzichtet hat; die Werksleitung ist dir zu Dank verpflichtet, die Arbeiter ebenfalls, alles weiß und spricht davon und es wird eine Hochzeit geben, wie noch nie eine im Ort gefeiert worden ist."

Ihr Mann sah sie überrascht an. Von der Seite hatte er die Sache allerdings noch nicht betrachtet. Als die Kinder zu Bett gegangen waren, saßen die beiden Ehegatten noch lange und berieten eifrig zusammen.

Friedel wünschte, daß die Eltern sie abholten. Einmal weil Frau Geheimrat von Ucker es sich nicht nehmen lassen wollte, eine richtige kleine Verlobungsfeier zu veranstalten und dann, weil sie selbst kein Aufsehen liebte, es aber sicherlich Aufsehen erregt hätte, wenn Otto, solange er noch die Uniform trug, ins Haus kam. Daß ihr Verlobter in die Fabrik von B. eintreten werde, hatte sie nicht geschrieben. Vielleicht absichtlich, um den Eltern eine Ueberraschung aufzusparen oder weil sie es vor lauter anderen Neuigkeiten zu bemerken übersehen hatte.

Die Eltern sollten übermorgen früh fahren, um die Mittagszeit eintreffen, im Hotel übernachten und andern Tags mit ihr nach Hause zurückkehren. Kurz vor Tisch würde Otto in der Villa Ucker eintreffen und aufs Friedels besonderen Wunsch ohne große Förmlichkeit bei den Eltern um sie anhalten.

Vater und Mutter Müller beschlossen — wobei Frau Friederike die treibende Kraft war, — daß morgen Mutter alles zur Reise herrichten, Vater aber in die Fabrik gehen und den Arbeitern den Brief der Tochter wenigstens inhaltlich bekanntgeben, dann auf der Direktion um Urlaub bitten solle. An Friedel wollte man telegraphieren, Klärchen mitnehmen und die beiden Jungen zum Essen und Schlafen zu einer befreundeten Familie schicken.

Ueberflüssig, zu bemerken, daß weder die Eltern, noch Klärchen, als sie es erfuhr, noch Friedel, die im Bangen war, wie man ihren Brief zu Hause aufnehmen würde, in dieser Nacht kein Auge zutaten.

* * *

Am andern Morgen kam der Vorarbeiter Müller gegen seine Gewohnheit als einer der Letzten in die Fabrik, arbeitete bis zur Frühstückspause, nach der die Abordnung sich zur Direktion begeben sollte, für Zwei, sah kaum auf und lächelte nur manchmal heimlich vor sich hin, wenn er an die Gesichter dachte, die es nachher geben würde.

Als die Pause kam, versammelte sich alles im großen Frühstücksraum. Man sah mit Spannung dem „Abmarsch" der Abordnung entgegen und war einigermaßen erstaunt, als Schleifer Müller, der Führer und Sprecher der Abordnung, das Wort ergriff:

Kollegen!" rief er mit lauter Stimme, „ich habe euch eine wichtige Mitteilung zu machen, die unseren gestrigen Beschluß wohl umstoßen wird. Gestern habe ich einen Brief meiner Tochter Friedel erhalten, der alles in anderem Lichte erscheinen läßt.

Baron von Fels hat sich mit meiner Tochter verlobt, ihr zu Liebe hat er sich mit seiner Familie überworfen! Ihretwegen zieht er die Uniform aus. Als Schwiegersohn eines Arbeiters aber könnt ihr ihn nicht bekämpfen. Damit, daß er alles hinter sich wirft und ein Mädchen aus euren Kreisen heiratet, ist er einer der Unsrigen geworden. Weder ich, noch die Werksleitung haben das gewußt. Ich gehe jetzt auf die Direktion, um mir Urlaub zu nehmen und meine Tochter heimzuholen und denke, Ihr seid wohl alle mit mir der Ansicht, daß die übrigen Kollegen ruhig dableiben können."

Ein tausendstimmiges Freudengejohle folgte seinen Worten und man drängte sich heran, ihm Glück zu wünschen und ihm die Hand zu schütteln. Zwar versuchten einige Radaubrüder, dagegen zu opponieren, aber sie merkten bald, daß die Stimmung so sehr gegen sie war, daß sie es vorzogen, möglichst unbemerkt zu bleiben.

Die Direktion, die durch Spitzel von dem, übrigens auch allgemein bekannten, gestrigen Beschluß des Arbeiterausschußes unterrichtet war, war nicht weniger, als vorhin die Arbeiter überrascht, daß Müller allein erschien und unter Vorlegung des Briefes seiner Tochter um Urlaub bat. Natürlich wurde ihm dieser sofort bewilligt, und der Generaldirektor, ein Menschenkenner, benützte die Gelegenheit, die Arbeiterschaft gründlich zu versöhnen. Er ließ aus diesem „nicht alltäglichen Anlaß" eine Stunde früher feiern und die Arbeiter in der Kantine auf Werkskosten mit Bier bewirten. Müller erhielt drei Tage Urlaub, den er sofort antreten durfte, damit er seiner Frau bei den Vorbereitungen helfen und nach der Rückkehr einen Tag mit der Tochter verplaudern könne.

Am andern Morgen begab sich das Ehepaar Müller zur Bahn und hatte die Genugtuung, auf dem Wege feststellen zu können, daß alle Frauen ihnen neidisch nachsahen. Das hätte sich Frau Friederike freilich selbst nie träumen lassen, daß sie einmal Schwiegermutter eines Barons werden würde, also von jeher Mutter einer richtigen künftigen Baronin gewesen war.

Die Fahrt ging gut von statten, wenn es auch den Schleifer ein wenig verdroß, daß seine Frau jedem Neueinsteigenden die Geschichte mit dem Baron Schwiegersohn auf die Nase band.

An der Bahn wurden sie von Friedel und Leutnant von Ucker abgeholt und im Wagen nach der Villa gebracht, während das Handgepäck sogleich dem Diener des Hotels, in dem man Nachtquartier für sie bestellt hatte, übergeben wurde. Klärchen, die neben dem Kutscher hatte Platz nehmen sollen, war lieber der Einladung der Schwester, auf ihrem Schoß zu sitzen, gefolgt.

Sie war war es auch allein, die manchmal, zumal beim Betreten der Villa, unziemliche Neugierde verriet. Herr und Frau Müller wußten sich dagegen recht wohl in die etwas eigenartige

Lage zu schicken und in einer Weise zu bewegen, die die Verwunderung des Leutnants von Ucker und seiner die Gäste mit Herzlichkeit bewillkommnenden Mutter erregte.

Bei Frau Friederike kam das wohl daher, daß sie früher Köchin in vornehmen Häusern gewesen war, Vater Müller kam seine Belesenheit zustatten und außerdem hatten sich beide infolge des Umstandes, daß Vater Müller als Vorstand so vieler Vereine oft mit seiner Frau in großem Kreise eine bevorzugte Stellung einnahm, eine gewisse Sicherheit des Auftretens erworben. Uebrigens waren beide sehr helle Köpfe mit gesunden Anschauungen, mit denen man sich wohl unterhalten konnte. Der Geheimrätin und Wilhelm waren die zwei natürlichen Menschen lieber, als manches Paar, das sich auf ihren Sesseln schon breit gemacht hatte und bei dem Einbildung die einzige Bildung war.

Dann kam der große Augenblick, in dem der Bräutigam erschien. Ein Blick auf die beiden Schwiegereltern, die ihm sofort sympathisch waren, ließ ihn gleich den rechten Ton finden. Kaum hatte man sich gegenseitig vorgestellt, so nahm er Friedel um die Hüfte, trat mit ihr vor die beiden noch recht jung aussehenden Alten und sagte lächelnd, aber mit einer Stimme, aus der die tiefe innere Bewegung sprach: „Geben Sie mir das zum Glücklichmachen; wir haben uns ja so lieb."

Das war so anders, als die Eltern erwartet hatten, so schlicht und herzlich, daß Vater und Mutter vor Bewegung kein Wort hervorbrachten, sondern, vor Freude strahlend die Hände des Paares eineinanderlegten. Otto, der sich die Eltern seiner Braut ganz anders vorgestellt hatte, war angenehm enttäuscht über deren stattliches Aeußere und noch mehr über die in ihren offenen Mienen sich kund tuende aufrichtige Herzlichkeit. Ihm, der so schwer unter der Starrheit des Vaters gelitten hatte, tat das wohl. Herzhaft umschlang er die verdutzte Frau Friederike und gab ihr einen richtigen Kuß. Dann küßte er auch die kleine Klara, und damit war die Stimmung hergestellt.

Bei Tische erzählte Vater Müller, was sich gestern und heute im Werk zugetragen hatte und welchen Eindruck der Brief Friedels zunächst auf ihn gemacht habe. Otto war begreiflicherweise überrascht, zweifelte aber nicht, daß der Vorfall, wie die Schwiegermama es voraussagte, sie zu Ortsberühmtheiten machen und seine Stellung den Arbeitern gegenüber erleichtern werde.

Ernst wurde die Stimmung, als Otto erzählte, wie er gestern Morgen beim Erwachen Tante Auguste allein und an des Vaters Stelle einen Brief vorgefunden habe, worin ihm dieser seine Abreise nach Hochberg, wo er seine Pensionierung abwarten wollte, mitteilte. Der Tag, an dem er seinem Vater die dienstliche Meldung von seiner Verlobung gemacht hatte, war also der letzte gewesen, an dem er ihn sah.

Otto wußte aber nicht, daß, so wie er zwei Tage vor dem Duell mit Arco morgens in das Zimmer des Vaters getreten war, dieser gestern früh leise in das Schlafzimmer des festschlafenden Otto gekommen war und lange betend, mit umflortem Blick, am Lager des Sohnes gestanden hatte.

* * *

Die Tage nach der Heimkehr der Braut ins Elternhaus gestalteten sich zu Festtagen. Zunächst sorgte Mutter für ein entzückendes Mädchenstübchen, indem sie die Neffen in die Bodenkammer umquartierte und die beiden Töchter in ihr altes, ganz neu hergerichtetes Reich wieder einsetzte, wozu sie einen herzhaften Griff in die Sparkasse tat.

Bei der Anteilnahme der weiblichen Bevölkerung war es selbstverständlich, daß das ganze Dorf den „Roman" der Schleiferstochter und ihres adeligen Bräutigams kannte, daß die Hochzeit so schnell als möglich stattfinden sollte, weil Otto das Zimmer, das seine Schwiegereltern bei Kaufmann Klein für ihn gemietet hatten, bald mit dem freundlichen Beamtenhäuschen vertauschen wollte, das durch den Wegzug seines Vorgängers bereits leer war und dessen Herrichtung nach des jungen Paares Geschmack und Wünschen sofort nach Ottos Eintreffen in G. in Angriff genommen werden sollte.

Friedel freute sich kindlich darauf, nach Rückkehr von der Hochzeitsreise, die sie in den Süden führen und bis ins neue Jahr hinein dauern sollte, in dem Schmuckkästchen zu hausen.

Gleich gute Aufnahme fand Otto bei Vorgesetzten wie Untergebenen im Geschäft. Sein freundliches offenes Wesen gewann alle Herzen, sein in rastloser Arbeit erworbenes Können sicherte ihm Achtung und Wertschätzung. Die Werksleitung, die trotz besten Willens bisher kein Vertauensverhältnis zur Arbeiterschaft hatte herstellen können und zusehen mußte, wie das Geschäft unter den ewigen Reibereien Schaden litt, erkannte sofort den Wert des Einflusses von Ottos Persönlichkeit auf die Arbeiter und ernannte ihn kurz vor der Hochzeit zum stellvertretenden Mitgliede des Direktoriums mit dem Titel „Personaldirektor" und entsprechendem Gehalt.

Demgemäß beteiligte sich auch das Werk an der Hochzeitsfeier des neuen Direktors. Das ganze Direktorium und zahlreiche Abordnungen der Arbeiter und Angestellten sollten ihr beiwohnen.

Der Hochzeitstag brach an.

Den ganzen Morgen kamen Telegramme früherer Kameraden und Bekannten, von denen jedoch niemand als Uckers geladen

war. Daß seine Verwandten nichts von sich hören ließen, wunderte Otto nicht, aber trotzdem legte er ein Telegramm nach dem andern enttäuscht aus der Hand: Wenigstens vom Vater und Tante Auguste, von der er kurzen aber herzlichen Abschied genommen hatte, hätte er einen letzten Gruß erwartet. Endlich, fast als die Letzten, kamen zwei Telegramme aus der Poststation bei Hochberg an. Das erste, das Otto mit zitternden Fingern öffnete, war von der Familie des Gutsbesitzers, von der schon vor Tagen durch ein großstädtisches Geschäft eine kostbare Bronce-Statue eingetroffen war; das zweite war das heißersehnte vom Vater. Otto stieg es zur Kehle auf, als er die wenigen Worte las: „Segen auf deinem Lebensweg! Dein Vater."

Gegen halb 11 Uhr fuhr er zur Bahn, um die Geheimrätin von Ucker und Wilhelm abzuholen.

Vielleicht hatte ihnen Tante Auguste einen Brief mitgegeben.

Kaum hielt der Zug, da sprang Wilhelm von Ucker aus einem Abteil erster Klasse und half galant einer Dame in grauem Seidenkleid beim Aussteigen. Otto eilte hinzu, um Frau von Ucker ebenfalls noch behilflich sein zu können. Doch ehe ganz dort war, stand die Dame schon auf dem Bahnsteig und blickte suchend um sich. Wie angewurzelt blieb Otto stehen, als ihr Blick ihn traf. Herrgott! das war gar nicht die Geheimrätin! Das war — — ja war's denn zu glauben? „Tante Auguste!", rief er und stürzte auf sie zu. Tante Auguste drückte immer und immer wieder ihrem Neffen die Hand.

In Ottos Wohnung bat Tante Auguste Otto ins Nebenzimmer.

Sie hielt zwei Päckchen in der Hand. „Das ist von mir!" sagte sie, das erste überreichend, aus dessen mehrfacher Papierumhüllung Otto einen von Tante Auguste bisher sorgfältig aufbewahrten Siegelring ihres Vaters, also Ottos Großvaters mütterlichseits herausschälte. Gerührt dankte er der Tante.

Aber seine Stimme brach ab und sein Herz begann zu klopfen, als sie ihm das zweite, größere Päckchen hinreichte.

Was mochte es sein, was ihm der Vater zum Abschied und Andenken am Hochzeitstage sandte?

Tief neigte er, während er Papier um Papier löste, den Kopf herab, damit Tante Auguste seine Bewegung nicht sehen sollte. Erstaunt hielt er ein älteres Etui aus weißem Sammet in der Hand, das er noch nie gesehen hatte. Als er es öffnete, lag vor ihm — — — — eine kostbare goldene, mit Steinen besetzte Taschenuhr, in deren Sprungdeckel unter Glas das von Künstlerhand gemalte Medaillonbild von Ottos Mutter eingelassen war. Es war das Stück, mit dem die Baronin einst, alles was sie an Geld besaß daran wendend, ihrem Manne am Hochzeitstag dafür gedankt hatte,

daß er ihren Geschwistern zuliebe auf die Mitgift verzichtete; es war das Hochzeitsgeschenk der Mutter für den Vater, das Beste, Köstlichste, was er besaß. Otto war tief bewegt.

„Du sollst sie heute tragen, wie sie einst dein Vater am Hochzeitstage trug," sagte Tante Auguste.

Sie mußte ihm helfen, die Uhr anzuziehen, so sehr zitterten seine Hände.

Otto nahm die alte Tante in seine Arme und küßte sie voll Rührung.

„Danke dem Vater, Tante Auguste! Danke ihm tausendmal von mir!"

Nach der Trauung begab man sich in den Festsaal.

Der Generaldirektor eröffnete den Reigen der Tischreden. Dann wechselten Aufführungen von Kindern mit Vorträgen der Kapelle und des Gesangvereins ab, bis am Abend der Tanz folgte.

Tante Auguste und von Uckers hatten vorgehabt, mit dem Abendzug wieder heimzufahren, aber der Wunsch, der Hausweihe anzuwohnen, ließ sie bleiben. In zuvorkommender Weise stellte ihnen der Generaldirektor seine Fremdenzimmer zur Verfügung.

Punkt 10 Uhr ertönte auf der Straße schmetterndes Trompetensignal. Man eilte an die Fenster und sah drunten die Musiker, von Fackelträgern umgeben und Kinder, brennende Lampions tragend, zum Zug geordnet.

Hinter dem Geistlichen, dicht vor dem Brautpaar, schritten Klärchen und Kaufmann Kleins Lenchen, Brot und Salz auf Tellern tragend.

Das Haus lag, während alle andern umher erleuchtet waren, völlig dunkel hinter dem Vorgarten da. Gartentor und Haustüre waren geschlossen. Der Geistliche, vom Meßner den Schlüssel empfangend, schloß sie auf. Vor dem dunkeln Hausflur und dem Spalier der Kinder machte das junge Ehepaar halt, indes der Pfarrer hineinging und im Flur die vom Meßner in einem silbernen Leuchter gehaltene Kerze entzündete.

In wundervoller Symbolik schritt er dann, nur vom Meßner begleitet, als erster Licht machend, durch alle Räume des Hauses, während die Kapelle einen Choral spielte.

Endlich öffnete sich ein Fenster des ersten Stockwerkes neben der Haustür, unter dem man einen hölzernen, mit Blumen geschmückten Tritt angebracht hatte, den das junge Paar bestieg. Die Musik schwieg, der Geistliche erschien am erleuchteten Fenster und überreichte dem Manne durch das Fenster hindurch unter Gebet und Ansprache auf einem schwarzen Sammetkissen die geweihten Schlüssel des Hauses. „Der Herr segne euern Eingang und Ausgang", schloß er seine Rede und trat vom Fenster.

Das Paar trat vom Tritt herunter und empfing vor der Haustür, während die Musik abermals zu einem Choral einsetzte, den Abschiedskuß der Eltern und Tante Auguftens. Dann schritten sie hinter den Brot und Salz tragenden Mädchen ins Haus. Unter der Zimmertür erwartete sie der Geistliche und nahm sie, die Frau rechts, den Mann links führend, an der Hand. So gingen sie hinter den beiden Mädchen, die immer die Symbole des täglichen Brotes vor ihnen hertrugen, durch alle Räume, zuletzt in die neben der Küche gelegene Speisekammer, wo die Mädchen ihre Teller niederstellten und mit reichlichen, dort für sie bereitliegenden Geschenken entlassen wurden.

Während die Kinder mit dem Mesner, ihre Geschenke im Arm, das Haus verließen, trat der Geistliche mit dem Ehepaar auf den Balkon im oberen Stockwerk. Bei ihrem Anblick stimmten Kapelle, Kirchenchor und Gesangverein das Lied an: „So nimm denn meine Hände und führe mich", in das der Geistliche und alle die dicht gedrängten Untenstehenden mächtig mit einfielen. Dann geleitete der Pfarrer beide zurück bis zur Schlafzimmertür, worauf sie Hand in Hand durch die Tür hineinschritten. Der Geistliche zog die Tür ins Schloß und verließ das Haus, worauf die Kapelle noch einen Choral spielte. Damit war die Feier zu Ende.

Die älteren Teilnehmer gingen nach Hause, die jüngeren kehrten in den Festsaal zurück und huldigten dem Tanz bis in die Morgenstunden.

Als die Musik verklungen war und man annehmen konnte, daß sich die Menge verlaufen habe, schloß Otto gemeinsam mit Friedel, die das Hochzeitskleid mit einem Hauskleid vertauscht hatte, das Haus, ließ die Läden herab und löschte die Lichter, die entbehrlich waren.

Morgen Abend wollten sie die Hochzeitsreise antreten, nachdem sie tagsüber, der Sitte gemäß, sich im Haus aufgehalten hatten, Arbeit würde die junge Frau nicht haben, Mutter hatte alles vorgesehen, daß Friedel nur warm zu machen und aufzutragen brauchte und die Mutter würde auch, bis sie zurückkehrten, alles wieder in Ordnung bringen.

Um 8 Uhr andern Abends fuhr das Automobil der Werksleitung vor, das das junge Paar zu der etwas entfernten Schnellzugsstation bringen sollte.

Man hielt kurze Zeit vor dem Hause der Eltern an, wo alles schon unter der Gartentür nach den Lichtern des Wagens Ausschau hielt, gab den Schlüsselbund in Mutters treue Hände und empfing Blumen und Abschiedswünsche. Dann gings fort zur Bahn, in ein Abteil zweiter Klasse, in dessen weiche Polster zurückgelehnt, Friedel im Arm ihres Mannes, selig wie ein Kind, den Wundern des Südens entgegenfuhr.

Auf der Veranda des Hotels „Zur blauen Grotte" auf Capri saß die junge Baronin von Fels nach dem Frühstück allein am Tisch. Ihr Mann hatte sich für einen Augenblick zum Hotelier begeben, um einiges mit ihm zu besprechen, blieb aber ziemlich lange.

Friedel füllte die Zeit damit aus, vor sich hinträumend im Geiste noch einmal den wunderbaren Anblick der gestern besichtigten berühmten blauen Grotte auf sich wirken zu lassen. Und von da schweiften ihre Gedanken weiter zurück.

Die wunderbare Bahnfahrt von Neapel hierher, dicht am Meeresufer hin, um den rauchenden Vesuv herum, vorbei an villenbestandenen Hügeln und berühmten Städten, wie Portici. Torre del Greco, Castellamare und den Citronengärten Sorrents! Wunderbar! und wunderbar alles, was vorher gewesen! Die Seefahrt von Lyon, die Rhone entlang, nach Marseille, die Fahrt von Lausanne nach Genf, fast um den halben Genfersee herum.

Die ganze wundervolle Eisenbahnfahrt von Rorschach quer durch die Schweiz, über St. Gallen, Winterthur, Zürich, Zug, Luzern, Bern, Freiburg nach Lausanne!

Vorher die Dampferfahrt von Konstanz über den Bodensee! Die prächtige Fahrt mit der Schwarzwaldbahn nach Triberg! Aber das Schönste, Wundervollste war doch das Bewußtsein, zusammen mit ihm, dem geliebten Manne, alle diese Wunder zu schauen, seine Nähe zu fühlen, zu wissen „nun bin ich sein", kurz alle die Seligkeiten und Wonnen, die das Wort „Hochzeitsreise" in sich schließt!

Mit ihr freuten sich aber auch die Eltern, die ständig durch Kartengrüße und Briefe über den Verlauf und die wichtigsten Ereignisse der Reise unterrichtet wurden, vor allem aber Klärchen, die, wie sie schieb, auf dem Atlas die Fahrt verfolgte und den Reiseweg mit Rotstift eintrug.

Friedel packte die Lust, das Gleiche zu tun,, um sich die Reise recht lebhaft vorstellen zu könen. In Ottos Brieftasche, die auf dem Tisch lag, war ein guter Atlas in der Größe und Dicke des Taschenfahrplans. Auch ein Rotstift fand sich darin. Nach einander schlug sie die Karten von Süd-Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Italien auf, verband alle auf der Fahrt berührten Punkte mit einer dicken roten Linie, und es machte ihr viel Spaß, festzustellen, daß tatsächlich, wie sie aus dem bisherigen mehr oberflächlichen Studium der Karte ungefähr im Kopf gehabt hatte, die Schweiz fast genau mitten durch geschnitten war.

Eben war ihr Rotstift durch das Mittelländische Meer gefahren und in Neapel gelandet, als Ottos Stimme und sein herzliches Lachen hinter ihr ertönte.

„Na, Schatzele, was machst du denn da?"

„Ich habe die ganze Reise mit dem Rotstift verfolgt. Himmlisch ist das, da kann man sich alles viel lebhafter vorstellen! Jetzt setz' dich einmal her, Schatz, und sage mir, wie wir weiter reisen, damit ich das auch einzeichnen kann!"

„Es gibt eine richtige Rundreise, Liebling, mit ein paar Zickzacklinien, damit du ja recht viel siehst. Wir haben ja drei Monate Zeit, da ich doch mit dem Werk vereinbart habe, daß meine Anstellung dafür erst als zwei Monate später erfolgt gilt. Also paß auf!"

Er zog seinen Stuhl dicht neben den ihrigen, schlang den rechten Arm um seine reizende Frau und begann: : „Von Capri zurück nach Neapel . . . ."

„Erst muß ich von Neapel nach Capri gekommen sein!" lachte Friedel und holte den ihr noch fehlenden kurzen Strich nach. „Also jetzt von Capri wieder nach Neapel! Hab's. Weiter!"

„Von Neapel mit der Bahn über Capua, Carigliano nach Rom."

„Rom! Das muß wundervoll sein!"

„Von Rom über Civitavecchia, Livorno nach Pisa."

„Pisa, da steht doch der schiefe Turm?"

„Ja, mein Schatz! Geographie gut."

„Du, ich war in allem gut! Merk' dir das!" antwortete Friedel in komischem Ernst, schelmisch mit dem Finger drohend.

„Mag sein", erwiderte Otto, „aber als Frauchen bist du sehr gut!"

Friedel hielt ihm den Mund zu. „Du sollst jetzt kein dummes Zeug reden! Weiter! Von Pisa gehts wohin?"

„Ueber Carrara, wo der Marmor herkommt, nach Genua und von da nach Nizza an der Rivera."

„Das geht ja immer am Meer entlang! Schatz, das ist einzig Und Genua und die Riviera! Ich freue mich unsinnig darauf!"

„In Genua halten wir uns bei der Hinfahrt nur einen Tag auf, denn wir fahren von Nizza, wo wir Weihnachten verbringen, wieder dahin zurück und dann über Alessandria nach Turin. Hast du's Lieb?"

„Jawohl, Herr Baron, nur weiter!"

„Von Turin geht's durch die ganze Po-Ebene nach Mailand, Brescia, Verona, Padua . . ."

„Padua! Weiter!"

„Venedig!"

„Schatz!" mit einem Freudenschrei umarmte Friedel stürmisch ihren Mann. „Dafür bekommst du einen Extrakuß!"

Nach diesem Intermezzo trug sie die rote Linie von Padua nach Venedig ein.

„Und dann geht's heim?" fragte sie darauf.

„Auf vielen Umwegen, Lieb. Von Venedig gehts nach Triest und von dort machen wir einen Abstecher nach Miramare. Das Märchenschloß mußt du doch gesehen haben."

Friedel sah traumverloren vor sich hin. „Miramare! ich kenn' es aus Bildern. Paradiesisch schön muß es sein," fuhr sie nach einer Weile fort, „ist es nicht schade, daß all die schönen Punkte im Ausland liegen?"

„Ist Deutschland nicht auch an Schönheiten reich? Du warst doch vom Schwarzwald so begeistert und wieviel kennst du von Deutschland noch nicht? Die Nordsee und die Ostsee, die Haide und die sächsische Schweiz! Die alten Städte und etwas, so schön, wie es kein Land der Erde aufzuweisen hat, der Rhein mit seinen stolzen Burgen!"

„Ich weiß, ich möchte das alles einmal sehen; ich meine nur, in Deutschland ist alles stimmungsvoller, die Fremde hat mehr Gigantisches!"

„Du sollst nicht heimkehren, ohne solches auch in der Heimat gesehen zu haben. Nimm noch einmal deinen Rotstift zur Hand. Wir fahren von Triest über Udine, Villach, durchs Pustertal, die Drau entlang über den Brenner nach Innsbruck. Dann durch's Inntal nach Kufstein und von da in den bayerischen Zipfel hinein, der durch den Chiemsee, Reichenhall, Berchtesgaden und den Königssee berühmt ist, dann über München, Augsburg Nürnberg mit seiner alten Burg, Bayreuth, die Festspielstadt der Welt, Coburg und durch das Thüringerland nach Hause; dann hast du mehr als nur landschaftliche Schönheiten genossen: Bayreuth, Weimar, die Wartburg! welches Land hat ähnliches aufzuweisen?"

„Ich verstehe dich wohl," nickte Friedel. „Luther, Goethe, Wagner, die großen Männer macht Deutschland niemand nach! Schatz, wenn wir einen Sohn bekommen, wünschte ich, daß er auch so ein Großer würde. Mutter eines solches Mannes zu sein, auf den die Welt mit Bewunderung blickt, denk' dir, wie schön!"

Otto umschlang sie mit beiden Armen und lachte. „Na, damit hats ja noch gute Wege!"

Friedel senkte den Kopf und wurde rot. Dann hob sie langsam das Gesichtchen wieder und sah Otto mit großen runden Kinderaugen treuherzig an. „Du," meinte sie leise, „sag's nicht so laut!"

Otto sah verblüfft auf. „Ist das wahr, Goldiges!"

Friedel zuckte die Achseln. „Vielleicht! . . ."

Da schloß Otto sie stürmisch in die Arme und küßte sie innig und lang.

„Freust du dich?" fragte Friedel ganz leise.

Otto nickte. „Und wie, mein Schatz!"

„So — — so wie ich?" und wieder glühte ihr Köpfchen, das sich an Ottos Brust vergrub.

„Liebling, wenn es ein Mädchen gibt, dann heißt es aber wie du."

„Und wenn's ein Bub ist, wie du!"

Otto schwieg einen Augenblick, dann schüttelte er langsam den Kopf. „Nein Lieb! — — dann heißt er Herbert, wie mein Vater!"

Friedel verstand ihn, nickte, strich ihm mit der Hand durch das Haar und suchte das Weh, das aus seiner Stimme klang, mit einem Scherzwort zu verscheuchen. „Du das ist fein! Herbert der Große gibt's noch nicht!"

Otto mußte lachen und war wieder heiter.

Nach einer ganzen Weile fing Friedel unvermittelt wieder an: „Sag' einmal, ist es wahr, daß das, was die Mutter an dem Tag empfindet, an dem sie dem Mann ihr Geheimnis verrät, den Charakter des Kindes bestimmt?"

„Hab' ich noch nie gehört, wer sagt denn das?"

„Mutter sagt's. Man soll recht sehr auf jede Empfindung achten und sich vor schädlichen Gemütsbewegungen hüten."

„Das kann ja recht werden," meinte Otto lachend, „bis jetzt bestand die Bewegung in Küssen!"

„Ach geh'!" wehrte Friedel ab.

„Wenn's das nicht ist, muß der Junge Weltreisender werden oder das Mädel einen Weltreisenden heiraten. An Deutschland hängt er jedenfalls nicht sehr."

„Das ist nicht wahr," verteidigte sich die junge Frau. „Weißt du, daß mich oft beim Anblick gerade des Wundervollsten und Schönsten ein unendliches Sehnen nach der Heimat ergreift? Es ist nicht Wandertrieb, der mich erfüllt, der mich weitertreibt und immer weiter, sondern der brennende Wunsch, zu lernen, zu schauen, Freude am Großen, Erhabenen. Und was ich dir vorhin sagte, Deutschland hat so Gigantisches nicht, das sage ich mir oft selber vor, um das Heimweh durch Wissensdrang zu beschwichtigen."

In diesem Augenblick brachte der Kellner die Post. Otto empfing einen Brief Wilhelms von Ucker, Friedel einen solchen der Mutter. Beide lasen schweigend.

Als Otto den Brief, in dem ihm der Freund über seinen Vater, Tante Auguste, Regimentskameraden und -Angelegenheiten, über Jagd, Theater usw. berichtete, gelesen hatte und aus der Hand legte, sah er, daß Friedel weinte. Er sprang auf.

„Kind! Liebling! Was ist dir denn? Hast du schlechte Nachrichten?"

Sie zeigte auf eine Stelle des Briefes, während ihre Tränen weiterflossen.

Otto nahm den Brief und las. „Heute hat Vater den Weihnachtsbaum gebracht. Wir haben ordentlich kalt, ziemlich Schnee, der wohl über Weihnachten anhalten wird. Die Kinder freuen sich

sehr darauf, aber für Vater und mich wird es traurig sein, das erste Mal ohne dich! Wir trösten uns damit, daß es dir und deinem Mann gut geht und daß du so viel, viel Schöneres siehst, als unsere kahlen Bäume und verschneiten Felder . . . ."

Otto zog seine Frau auf den Schoß. „Liebling, gefällt dir's denn nicht in Italien? War die Schweiz, Marseille, das Meer nicht schön? Freust du dich nicht auf die Weiterreise?"

„Doch, Otto," sagte Friedel, die Tränen trocknend, „es ist ja alles so wunderschön und wenn es Frühjahr oder Sommer wäre, wollte ich noch lange nicht nach Hause gehen, bis ich alles gesehen hätte. Ich habe mich so auf die Riviera gefreut, auf Venedig und Miramar. Aber Weihnachten ohne Schnee und Tannenbaum, ohne Gabentisch und Weihnachtslieder! Ich bring's nicht fertig, Liebster! Wir wollen zu Weihnachten heim!"

Otto küßte sie auf das seidige Haar. „Und alles nicht sehen, wovon wir vorhin sprachen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Heim, Schatz, heim, nur heim, daß wir am Weihnachtsabend zu Hause sind und das neue Jahr dort beginnen!"

„Sogar ein neues Jahrzehnt! Das wollen wir lieben in unserem Häuschen feiern, als hier in diesem Wunderland?"

„Tausendmal lieber!"

„Dann müssen wir aber gleich fahren und können uns nirgends lange aufhalten. Ein paar Tage für Rom wird alles sein, was uns bleibt. Oder wollen wir gar nichts mehr sehen?"

„O doch, doch," sagte Friedel lebhaft, „ich sehe gern noch recht viel, wenn ich nur weiß, daß wir Weihnachten zu Hause sind. Ich freue mich sogar doppelt darüber!"

Otto zog Atlas und Rotstift heraus. „Wollen wir sehen, was sich tun läßt."

„Du Guter", sagte Friedel mit leuchtenden Augen, umschlang ihn zärtlich und küßte ihn.

„Machen wir es so," schlug Otto vor: „Wir fahren nach Rom und Pisa, biegen dann östlich ab und besuchen Florenz, von da auf dem kürzesten Wege über Bologna, Ferrara, Padua nach Venedig und Triest. Dann kannst du Miramar doch sehen und wir fahren von Insbruck—Kufstein, anstatt nach Berchtesgaden, direkt über München nach Hause."

„Fein, Schatz," rief Friedel voll Freude. „Wann kommen wir heim?"

„Wir richten es so ein, daß wir gerade am Heiligabend zu Hause sind."

„Dann wollen wir's gleich der Mutter schreiben, damit sie sich freut und alles bequem herrichten kann, ohne sich abplagen zu müssen. Komm!"

Sie zog ihren Mann mit fort auf's Zimmer und setzte sich gleich zum Schreiben hin. Otto holte galant das Schreibzeug herbei, setzte sich seiner Frau gegenüber und sah ihr zu.

„Jetzt hast du ja doch deine große Gemütsbewegung gehabt," sagte er lächelnd. „Welchen Einfluß meinst du, daß sie haben könne, wenn's nun ein Junge wäre?"

„Dann hat er Deutschland lieb, wie du!"

* * *

Weihnachtsabend! Wo auf der Welt wird er so schön wie in Deutschland gefeiert?

In Friedels Vaterhaus sah man ihm diesmal mit doppelt freudiger Erregung entgegen; Vater und Klärchen durften mit dem Werksauto, das die Direktion für Otto zur Schnellzugsstation schickte, dem jungen Paar entgegenfahren, um es abzuholen.

Mutter hatte natürlich alle Hände voll zu tun. Was hatte sie nur für Sorge gehabt, um das Häuschen der „Kinder" seit Tagen gründlich zu durchwärmen. Einen Waschkorb voll Weihnachtsgebäck aller Sorten, Buttergebäck, Springerle, Pfeffernüsse, Lebkuchen, Anisplätzchen, Zimmtsterne, Mandelhäufchen usw. hatte sie gebacken, damit Friedel ja über Neujahr hinaus Vorrat haben sollte.

Der Tisch in der großen Stube war ausgezogen, mit weißen Tüchern gedeckt und darauf, mit Tannenzweigen geschmückt, die Gaben ausgebreitet, die niemand noch hatte sehen dürfen. Mitten auf dem Tisch stand der Baum, ganz weiß, nur mit Silberhaar, künstlichem Schnee und einer Unmenge weißer Kerzen, geschmückt. Niemand durfte, seitdem der Gabentisch gerichtet war, das Zimmer betreten.

Vorher schon hatte Klärchen den Klavierdeckel öffnen und die Noten zurechtlegen, Heinrich den Violinnotenständer richten müssen. Klärchens Zimmer war durch Umräumen in ein gemütliches Speisezimmer verwandelt worden, in dem das verspätete Mittagessen, (der Zug kam etwa um 3 Uhr an) eingenommen werden sollte. Frau Friederike hatte ausdrücklich dagegen protestiert, daß das junge Paar im Speisewagen essen wollte und sie nur einen Kaffee richten sollte.

Endlich fuhr das Auto an und man begab sich nach herzlicher Begrüßung gleich zu Tisch, wo Friedel nicht genug erzählen konnte.

Als es dunkel wurde, ging Mutter den Baum anzünden. Otto ließ es sich nicht nehmen, mitzugehen und die reichen Geschenke, die er für Friedel, die Eltern und die Kinder mitgebracht hatte, selbst aufzubauen. Aber die Mutter machte zur Bedingung, daß er wieder hinausging, ehe der Baum brannte und erst auf ihr Klingelzeichen Hand in Hand mit seiner Frau eintrat.

So geschah's. Ein Lichtmeer flutete ihnen entgegen, als die Tür sich öffnete; Klärchen und Heinrich gingen zu ihren Instrumenten und spielten die alten, ewig jungen Weihnachtslieder „Stille Nacht" und „O du fröhliche Weihnachtszeit", die alle, erst zaghaft, dann immer sicherer werdend mitsangen. Dann wurde jedes zu seinen Gaben geführt und das Oeffnen, Staunen, Schauen, Freuen, Danken wollte kein Ende nehmen.

Es war echte, rechte deutsche Weihnachtsstimmung!

* * *

Auch Oberst von Fels war zu Weihnachten nach Hause gekommen, um mit Tante Auguste bei einem kleinen Bäumchen und einigen gegenseitig gegebenen Geschenke zu feiern. Da Ottos Namen auf Wunsch des Obersten im Hause nicht mehr genannt werden durfte, plauderte man von anderem, namentlich von des Obersten Aufenthalt auf Gut Hochberg, wo man ihn wie ein Familienmitglied behandelt hatte und wohin er demnächst wieder fahren wollte, um Neujahr auf dem Gutshof im Kreise zahlreicher Offiziere zu feiern. Tante Auguste war zu Sylvester zu Frau von Ucker geladen.

Man begab sich ziemlich zeitig zur Ruhe, aber als Tante Auguste aus dem Zimmer ging, verlor sie „aus Versehen", den dicken Brief, der am Morgen von Otto für sie gekommen war und der die Schilderung seiner Hochzeitsreise und seines Glücks enthielt.

Der Oberst fand ihn und las ihn beim Lampenschein und es war ihm, als ob er dabei erst Weihnachten feiere.

— — —

Die Jahreswende 1910/11 feierte die Familie Müller in Ottos und Friedels gemütlichem Heim, das bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal Gäste sah. Als das neue Jahr mit Glockengeläute, Schießen, Gläserklingen und Prositrufen begrüßt, eingezogen war, hielt Vater Müller eine kleine Rede, die mit dem Wunsche schloß, daß das Jahr allen nur Gutes und Angenehmes bringen möge.

Mitte August brachte es auch einen kräftigen Stammhalter ins Häuschen, der dem Großvater Veranlassung zu einer Taufrede gab.

Von da ab ging das Leben imEltern- und Tochterhaus seinen gewöhnlichen Gang. Friedel war ihrem Manne die treuste, liebevollste und besorgteste Gattin, ihrem kleinen Herbert die beste Mutter.

Frau Friederike erfüllte ihren Pflichtenkreis nach wie vor, wenn er auch dadurch erweitert war, daß sie täglich nach der Tochter und dem Enkel sah und in allen Fällen, wo Frauenrat, Erfahrung und Hilfe erwünscht schien, im Direktorhäuschen damit aushalf.

Schon nach einem Jahre gab es im Leben der Familie des jungen Direktors von Fels eine einschneidende Aenderung.

Ein befreundeter, tüchtiger, aber mittelloser Ingenieur, Angestellter einer Berliner Firma, den Otto durch seine häufigen Geschäftsbesuche beim B.'schen Werke kannte, hatte einen sehr praktischen Gebrauchsgegenstand konstruiert und bestimmte Otto, sich an der Ausbeutung der Erfindung, die patentiert wurde, zu beteiligen. Eine gerade zum Verkauf stehende Metallwarenfabrik in Berlin wurde gekauft und brachte schon im ersten Jahre unter der Leitung des Ingenieurs, der mehrere andere Artikel angliederte, solche Gewinne, daß man den Betrieb erheblich ausdehnen mußte und Otto seine Stellung in G. aufgab, um nach Berlin überzusiedeln und die kaufmännische Leitung der Fabrik zu übernehmen.

Nach einem weiteren Jahre war er ein derart gemachter Mann, daß er seiner Frau zum dritten Hochzeitstage Villa und Wagen und Pferde schenkte.

Auch im Hause des Obersten von Fels vollzog sich ganz plötzlich eine große Umwälzung.

Als Tante Auguste, die das nie übersah, zum dritten Hochzeitstag gratulierte, erzählte sie in ihrem Briefe beiläufig, daß sie wiederum Pflegemutter, diesmal eines reizenden 6jährigen Nichtchens, Tochter ihres in Ostpreußen als Major lebenden jüngsten Bruders geworden sei, dessen Frau vor kurzem gestorben war. Tante Auguste hatte das Kind einst über die Taufe gehoben, weshalb es ihren Namen trug. Sie erzählte auch, daß der Oberst im Umgang mit dem plappernden Ding ordentlich anfange, wieder jung zu werden.

Von da an wurden auch ihre sonst so regelmäßigen Briefe immer seltener und hörten zuletzt fast ganz auf. Man hatte in der Villa Fels Ersatz für den verlorenen Sohn gefunden.

Eines Tages aber, als Herbert mit Frau und Kind von einer Wagenfahrt zurückkehrte, fand er zu Hause einen Brief von Tante Auguste vor, dessen Adresse so merkwürdig zittrig geschrieben war, daß Herbert ihn besorgt öffnete. Sollte die Tante krank oder in Aufregung gelesen sein? Als Herbert gelesen hatte, sank er auf einen Stuhl nieder, und der Brief entglitt seiner Hand.

So fand ihn Friedel, die das Ausgehkleid mit einem leichten Hauskleid vertauscht hatte, als sie eintrat.

„Was hast du, Männele?" fragte sie ihn. Otto gab ihr den Brief. „Mein Vater hat all sein Geld verloren."

Friedel machte der Brief gleichen Kummer.

Tröstend trat sie zu ihrem Mann, legte die Arme um seinen Hals und sagte, ihren Kopf dicht an den seinen schmiegend: „Nimm dir's nicht so zu Herzen. Natürlich dulden wir nicht, daß dein Vater Haus und Einrichtung verkauft, um von dem

Erlös leben zu können. Er soll seine Tage in seinem Heim beschließen; wir helfen ihm."

„Das ist nicht so leicht, Schatz. Vater läßt sich nicht helfen. Erst recht nicht, so lange er sich durch den Verkauf der Villa noch selber helfen kann. Aber Tante Auguste hat recht, es wird ihm das Herz brechen, wenn er aus dem Hause gehen muß, in dem er so viele Jahre gelebt hat und die Einrichtung verkaufen soll, von der jedes Stück zusammen mit der Mutter und für die Mutter gekauft wurde."

„Was willst du dann tun?"

„Wir müssen einen Weg finden, ihm zu helfen, ohne daß er es weiß! Aber wie?"

„Kauf' du das Haus mit Einrichtung und schenke oder vermiete es ihm, wie er's annimmt."

„Nimmt er nie an! Zudem möchte ich es ihm ersparen, daß sein Verlust überhaupt in der Oeffentlichkeit bekannt wird."

„Ich weiß was, Männele. Wir machen es so, als ob er gar nicht alles verloren hätte, als ob der Hauptteil, die Papiere, die ihm der Gauner von Freund veruntreut hat, noch nicht oder nicht alle verkauft, sondern wieder gefunden worden seien."

„Das wäre die einzige Möglichkeit, aber ihr steht eine Schwierigkeit entgegen.."

Welche, Schatz?"

„Daß ich soviel Geld nicht flüssig habe und nicht flüssig machen kann. Es steckt alles im Geschäft und ist vom Geschäft aus in Papieren angelegt. Ich kann nur über den mir buchmäßig zustehenden Gewinnanteil verfügen, und du weißt ja, daß erst kürzlich Jahresabschluß war und mein Teilhaber und ich alles irgendwie freie Geld, des bevorstehenden Neubaues wegen, wieder ins Geschäfts gesteckt haben. Was wir in diesem Jahre zum Leben brauchen, entnehmen wir vorschußweise der Geschäftskasse a Konto Gewinn des neuen Rechnungsjahres. Die paar tausend Mark, die auf der Bank liegen, spielen gar keine Rolle".

„Dann leihe doch, was du brauchst."

„Ginge nur, wenn ich ein Hypothek auf die Villa aufnähme. die gehörte aber erstens dir und zweitens kann ich sie so hoch nicht belasten, da der Schätzungswert nur 200 000 Mark beträgt; zur Verwirklichung deines Vorschlags brauchten wir aber mindestens 300 000 Mark, damit Vater von den Zinsen gut leben kann. Es wird ihm noch schwer genug fallen, da er doch über zwei Millionen verloren hat."

Friedel sah ihn erstaunt an.

„Unser Haus hat doch mehr Wert als 300 000 Mark!"

„Verkaufswert, Schatz! Aber nicht zum Belasten! Kommerzienrat Wingenroth hat erst kürzlich vorsichtig angefragt, ob

es mir nicht für 500 000 Mark feil sei, weil ihn die Lage reizt. Natürlich hab' ich abgelehnt."

Friedel rang einen Augenblick mit sich selbst, dann brachte sie ihren Mund ganz an ihres Mannes Ohr und flüsterte fast unhörbar, mit stockendem Atem: „Verkaufs ihm Schatz!"

„Lieb! Ist das dein Ernst?"

„Mein voller Ernst."

„Das Haus, das ich dir gab? Den wundervollen Garten, der dir so viele Freude machte? Den Wagen? Die Pferde: das alles willst du hergeben?"

„Leicht nicht, aber für deinen Vater schon. Ich danke ihm ja viel, viel mehr, als das! Dich selbst!"

Otto sah vor sich hin. „Das Opfer ist zu groß!"

„Vielleicht ist's gar kein Opfer. Wir nehmen eine schöne Wohnung in der Stadt oder mieten uns eine kleinere Villa, das kannst du von deinen Einnahmen leicht bezahlen. Wenn du deinem Vater nur so viel gibst, wie du vorhin sagtest, können wir sogar noch zweimalhunderttausend Mark für uns zurücklegen, was vielleicht ganz nützlich ist, da du dich so sehr festgelegt hast. Wenn kein anderer Weg gangbar ist, müssen wir's auch schon um unserer Selbstwillen tun, denn wir würden uns ja doch unseres Hauses nicht mehr freuen, wenn wir deinen Vater aus dem Seinen vertrieben wüßten."

Otto nahm Friedels Kopf zwischen seine Hände und sah seiner Frau lange in die braunen Augen.

„Wollen wir's tun?"

Friedel nickte. „Es ist ja dein Vater!"

* * *

Oberst a. D. von Fels saß wieder auf seinem Lieblingsplatz in dem Ledersessel vor dem Schreibtisch am Fenster. Sein Haar war weiß geworden, sein Gesicht gelb und tief gefurcht, und seit den letzten Wochen ging er, dem man bis dahin den ehemaligen Offizier von weitem an der Haltung angesehen hatte, leicht gebückt. Es war nach Tisch, bei dem nur die 8jährige Gustel, des Hauses Pflegling und Sonnenschein, die um 2 Uhr wieder zur Schule mußte, gegessen hatte. Jetzt war sie fort. Tante Auguste schlief, wie täglich, im Nebenzimmer. Der Oberst starrte gedanken verloren vor sich hin. Daß draußen der Mai lachte, fühlte er nicht. Er dachte darüber nach, wie alles gekommen war und wie es wohl noch kommen würde.

Angefangen hatte es mit seinem leichtsinnigen Neffen Viktor, für den er zwei Spielschulden bezahlte und, kaum daß er ihn glücklich nach Amerika abgeschoben hatte, zur Rettung der Familienehre noch von diesem auf seinen Namen gefälschte Wechsel hatte

einlösen müssen, deren Erlös der saubere Neffe als „Betriebskapital" in die neue Welt mitgenommen hatte.

Dann war noch ein Mädchen aufgetaucht, die Unterstützung für ein von Viktor hinterlassenes zweijähriges Kind verlangte, die der Abgeschobene bisher bezahlt hatte, und bald darauf meldete sich ein zweites Mädchen, das der Niederkunft erst entgegen sah. Es war für den stolzen Baron ein harter Schlag gewesen, aber er hatte ihn überwunden.

Um wenigstens den seit dem Kapitalsverlust verbundenen Zinsausfall wieder einzubringen, verkaufte er einen großen Teil seiner mündelsicheren Papiere und legte das Geld in Aktien einer Gesellschaft der Metallbranche an, die damals zur Ausbeutung neuer Erfindungen Kapital annahm und jahrelang hohe Dividenden zahlte. Vor drei Jahren wurde die Fabrik fast von heute auf morgen dadurch lahmgelegt, daß ein Berliner Ingenieur sich Verbesserungen fast aller Spezialartikel der Firma patentieren ließ und seine besseren Apparate in eigener, rasch aufblühender Fabrik herstellte, wodurch die bedeutenden Lagervorräte der A. G. über Nacht entwertet wurden. Die Generalversammlung beschloß, von der bei Fortführung der Fabrik unvermeidlichen Umstellung abzusehen; das Unternehmen liquidierte, und Oberst von Fels erhielt nur einen kleinen Teil seines Kapitals wieder, womit, einschließlich des ihm durch seinen Neffen verursachten Verlustes, die Hälfte seines Vermögens verloren war. Daß Ottos Fabrik die Siegerin in diesem Konkurrenzkampf war, ahnten weder Vater noch Sohn.

Zur gleichen Zeit tauchten Gerüchte über einen möglichen Krieg auf, und da gerade auch mehrere Papiere, die der Oberst besaß, ausgelost wurden, er also doch genötigt war, Geld neu anzulegen beschloß er auf Anraten eines Freundes, seine ganze Kapitalanlage einer Neuordnung zu unterziehen.

Dieser Freund war lange Jahre Direktor der Bank gewesen, mit der der Oberst arbeitete, hatte vor mehreren Jahren das sehr große elterliche Vermögen geerbt, sich damit als Bankier selbständig gemacht und das junge Geschäft sehr rasch gehoben.

Baron von Fels, der durch die Fehlschläge seiner Finanzoperation ängstlich geworden war, Neuanlagen von Geldern selbst zu tätigen, überließ dem Freund als tüchtigen Fachmann die Verwaltung seines Vermögens und stellte ihm Generalvollmacht aus.

Mit dem Aufschwung des Geschäfts fing aber die Frau des Bankiers an, verschwenderisch zu werden. Die Harmonie der Ehe ging in die Brüche; die Frau hielt sich Liebhaber, machte hinter dem Rücken des Mannes Schulden, die er bezahlen mußte, darauf begann er, sich mit Weibern abzugeben und sein Geschäft zu vernachlässigen. Um wieder hochzukommen, spekulierte er, verlor und erschoß sich. Ueber seinen Nachlaß wurde Konkurs eröffnet,

und es stellte sich heraus, daß er auf Grund der Generalvollmacht alle Papiere seines Freundes ohne dessen Wissen veräußert und das Geld verspekuliert hatte.

Oberst von Fels besaß nichts mehr, als seine Villa und die Einrichtung. Die mußte er nun verkaufen, um von dem Erlös als einfacher Privatmann leben zu können. Ihm taten am meisten Tante Auguste und das kleine Mädel leid.

An sich selber dachte er zuerst garnicht. Aber als der Agent, den er mit dem Verkauf beauftragt hatte, ein Angebot nach dem andern übermittelte und die Zeit zur Entscheidung drängte, erkannte der Oberst, wie schwer es ihm wurde, sich aus der Umgebung, mit der er verwachsen war, loszureißen und daß es ihm vollends unmöglich sei, sich auch nur von einem Stück zu trennen, das ihn an seine längst verstorbene Gattin erinnerte.

Heute sollte der Agent kommen und der Verkauf des Hauses endgültig geregelt werden, da der Abgeber des höchsten Gebots, der von auswärts zuziehen wollte, Entscheidung verlangte. Dann stand vierzehn Tage später die Möbelauktion in der Zeitung. Der Oberst stöhnte bei dem Gedanken auf. Es war entsetzlich, sich das auszumalen!

Schrill tönte die Klingel durch's Haus. Der alte Mann fuhr auf. Schon der Agent? Er stand auf, tat einige Schritte und brach am Tisch in die Knie.

So traf ihn Tante Auguste, die vom Klingeln geweckt, aus dem Nebenzimmer kam.

„Herbert?", rief sie zu Tode erschrocken. „Was ist dir?" Der Oberst riß sich empor, starrte sie mit wachsgelbem Antlitz an und warf sich dann tränenlos, aber von innerem Schluchzen geschüttelt, der alten Frau an die Brust.

„Der Agent, Auguste! Ich bring's ja nicht fertig!"

„Guten Tag!", rief eine helle Kinderstimme, ein Bücherranzen flog in's Zimemr und eine hellgekleidete Elfengestalt wirbelte herein, wie ein Maiengruß.

Aufatmend nahm sie der Oberst in die Arme, hob sich hoch und küßte sie. „Du bist es, Wildfang?", sagte er, „wann war denn die Schule aus?"

„Um 4 Uhr, Onkel!" antwortete das herzige Geschöpf, das nun der Tante das lockenumrahmte Gesichtchen zum Kusse bot.

Jetzt erst fiel es dem Oberst ein, nach der Uhr zu sehen.

„Noch eine Stunde!", sagte er mit bedeutungsvollem Blick zu seiner Schwägerin.

Sie nickte stumm. „Wir können vorher noch Tee trinken", meinte sie dann, „damit Gustel zum Lernen kommt."

„Tante, du weinst ja! Warum weinst du denn?"

„Ich bin schon wieder zufrieden", sagte die Tante und ging hinaus.

„Ich helfe dir gleich! Tante", rief ihr das Kind nach, stürmte mit der Büchermappe hinaus und stand einige Minuten darauf mit frisch gewaschenen Händen neben der Tante in der Küche, emsig bemüht, überall mit Hand anzulegen.

Der Oberst begab sich in's Speisezimmer und ließ sich nachdenklich aufs Sofa nieder. Aber als das Dienstmädchen mit dem Teebrett kam und das Kind ihr, vorausstürmend, die Türe öffnete und dann beim Decken des Tisches half, altklug scheltend, weil das Mädchen die Tassen nicht gleichmäßig hinstellte, mußte er wieder lächeln. Sie sorgte auch beim Tee für die Unterhaltung und verschwand dann, um in ihrem neben Tante Augustens Schlafzimmer gelegenen Stübchen die Schulaufgaben zu machen.

Tante Auguste ging in die Küche, der Oberst trat an's Fenster. Er grübelte und grübelte. Eine halbe Stunde noch, dann mußte er zu einem Entschluß gekommen sein. Er wandte sich um und betrachtete Stück für Stück der Einrichtung. Nicht eines war, von dem er sich vorstellen konnte, daß man es hinaustrug, ohne daß sich ihm das Herz zusammenkrampfte. Daß er das hatte erleben müssen! Und zum hundertsten Male ging ihm der Gedanke durch den Kopf, ob es denn sein mußte, daß er's erlebte? Er würde ja nachher doch zusammenbrechen! Was hatten dann Auguste und das Kind von ihm? Die Schwägerin würde ihn verstehen, und das Nichtchen war zu jung, um sehr darunter zu leiden, wenn — — — er ein Ende machte.

Geordnet war Alles. Er hatte längst seine früheren Testamente, in denen die ganze Verwandtschaft bedacht war, infolge seiner Verluste geändert und die Nichte zur Universalerbin eingesetzt mit der Bestimmung, daß, solange seine Schwägerin Auguste lebte, diese Nutznießerin der Hinterlassenschaft sein solle. Ihnen fiel es nicht so schwer, aus dem Haus zu gehen, wie ihm, und der Erlös würde ihnen gut zum Leben reichen.

Um jemand anders brauchte er sich nicht zu kümmern, er hatte ja . . . . doch — — Otto, was würde der Junge dazu sagen, wenn er sich so aus dem Leben stahl? Da fiel ihm ein, daß Otto andernfalls ja doch vom Hausverkauf und der Versteigerung erfahren würde, und dann würde der Junge, der ja sehr reich sein sollte, es vielleicht nicht dulden, und das Haus oder wenigstens die Möbel selber kaufen wollen, um sie ihm zu schenken. Alles, was ihm jetzt so teuer war, wäre dann ein Geschenk des Sohnes, von dem er sich abgewandt hatte, würde ihn ewig daran erinnern, daß er abhängig sei, abhängig vom Sohn. Abhängig sein aber hieß unfrei sein. Er wollte frei bleiben, frei bis zum Tode.

Die Uhr schlug fünf. In einer Viertelstunde kam der Agent. Des Obersten Gestalt straffte sich. In seine Augen kam Leuchten. Mit elastischen Schritten, wie seit Langem nicht mehr, ging er in

sein Schlafzimmer, riegelte die Türe zu, nahm das Bild seiner Frau von der Wand, legte es auf einen kleinen Tisch, setzte sich davor und betrachtete es lange.

Wieder schrillte die Klingel. Da stand der Oberst auf, ging zum Nachttisch, nahm mit festem Griff den immer bereiten Revolver aus der Schublade, entsicherte ihn, setzte sich wieder vor das Bild seiner Frau und hielt die Waffe an die Schläfe. Wenn er den Schritt des Dienstmädchens hörte, das gleich kommen mußte, den Agenten zu melden, sollte es geschehen. Bis zum letzten Augenblick aber wollte er die Züge seiner geliebten Frau in sich einsaugen.

Angestrengt lauschte er. Er hörte leichte Schritte, Gustel, das Kind. Das durfte er nicht erschrecken. Er mußte warten, bis sie wieder hinuntergegangen war. Jetzt klinkte sie an der Tür.

„Onkel", rief sie mit ihrer süßen Stimme, „mach auf!"

„Ja, geh' nur, Kind! Ich komme gleich!"

„Onkel, mach doch auf!", rief sie wieder.

„Ich kann nicht, Kind. Sag' nur, der Herr soll warten!"

Aber Gustel rüttelte wild an der Türfalle, und halb ärgerlich, halb bettelnd klang die Kinderstimme: „Es ist ja gar kein Herr da, Onkel! Laß' mich doch rein! Ich hab' ein Telegramm für dich!"

„Leg's in mein Zimmer Kind, ich komme gleich!"

„Nein," klang es draußen wieder, „ich will es dir selber geben." Die Kinderfäuste trommelten an die Tür.

Der Oberst erhob sich, schloß die Türe auf, und öffnete sie einen Spalt breit.

„Gib's her, Kind!"

„Ich will rein!" sagte das Nichtchen, „ich will sehen, wie es aussieht, ich hab' doch noch kein Telegramm gesehen!"

„Wart' einen Augenblick," sagte der Onkel, der die Waffe wegtun wollte, „du darfst gleich rein."

Er schob das Kind mit der Hand zurück und wollte rasch die Tür schließen. Da erscholl ein fürchterliches Geschrei: „Au, mein Finger! mein Finger! Au! Au! —"

Das Kind hatte sich eindrängen wollen und den Finger zwischen die Tür gebracht. Der Oberst ließ die Tür fahren, und fing Gustel mit dem Arm auf. Tante Auguste stürmte herein und bemühte sich um die Kleine.

Sie zog die Kleine auf ihren Schoß; da fiel ihr Blick auf die Waffe.

„Herbert", schrie sie auf, „was soll das?"

Sie wollte nach dem Revolver greifen; der Oberst sprang dazwischen und stieß ihren Arm zurück.

„Nicht anrühren!" rief er, „er ist entsichert!"

Er nahm die Waffe, sicherte sie und tat sie an ihren Platz. Aus Tante Augustens Augen rollten dicke Tränen. Das Kind vergaß den Schmerz, als es die Tante weinen sah. „Nicht weinen, Tante, nicht weinen!" flehte es.

Der Oberst sprach kein Wort. Mechanisch hob er das Telegramm auf, das am Boden lag, mechanisch öffnete er es. Dann begann er zu zittern. War denn das möglich? „Papiere gefunden, Ihr Geld gerettet!" stand da und darunter der Name des Rechtsanwaltes, der den Konkurs des Bankiers verwaltete.

„Auguste!", schrie der Oberst auf, sank vor dem Bett nieder, grub das Gesicht in die Kissen und weinte, weinte, wie ein Kind. Die große und die kleine Auguste suchten ihn vergebens zu beruhigen. Fünf Minuten später klopfte das Mädchen an die Türe und meldete Herrn Mayer, den Häuseragenten.

* * *

Otto und Friedel gingen mit Kommerzienrat Wingenroth durch alle Räume ihrer Villa. Der Besucher war hochbefriedigt. „Ich kaufe das Haus," erklärte er, als sie in Herberts Arbeitszimmer zurückgekehrt waren. „Mit der verlangten Anzahlung von 300 000 Mark bin ich einverstanden."

„Und die besondere Bedingung, die Anzahlung sofort an Herrn Rechtsanwalt Frey in H. zu überweisen?" warf Otto ein.

„Einverstanden!"

* * *

Acht Tage darauf kam ein großer Brief von Tante Auguste, in dem sie sich beeilte, die freudige Mitteilung zu machen, daß der Betrüger nicht, wie man geglaubt hatte, alle Papiere veruntreut habe, sondern ein Teil wieder gefunden worden sei. Dann kam die Schilderung der Szene in des Obersten Schlafzimmer, wo buchstäblich durch Kinderhand der Oberst im letzten Augenblick vom selbstgewählten Tode zurückgehalten worden war.

Otto nahm seine Frau, die über seine Schulter mitgelesen hatte, in die Arme, zog sie an sich und sagte leise, mit bewegter Stimme: „Du hast recht gehabt, Liebling! wir sind belohnt!"

* * *

Krieg! Die halbe Welt gegen Deutschland in Waffen! Während man in Frankreich und Belgien seit Monaten offen davon sprach, daß es Krieg mit Deutschland geben würde, sodaß es in Paris bald die Spatzen von den Dächern pfiffen, während die in den östlichen Teilen des russischen Riesenreiches stationierten Teile der Armee des Zaren seit April 1914 mobilisiert und in Anmarsch nach der Westgrenze waren, wollte man im ahnungslosen Deutschland an den Krieg noch nicht glauben, als schon der Zustand der drohenden Kriegsgefahr erklärt war. Aber die Mobilmachung kam und mit ihr die Woge der Begeisterung, die alle deutschen

Herzen ergriff, als man erkannte, daß es gelte, Weib und Kind, Vater und Mutter, Haus und Herd gegen französische Rachsucht und englischen Krämerneid zu verteidigen.

Mit ihr kam auch das große Abschiednehmen. Und unter den ersten, die ziehen mußten, war Otto von Fels, der seit langen, langen Jahren zum ersten Male wieder in Uniform vor Friedel stand, wie damals, als er sie zuerst gesehen. Aber so weh auch das Scheiden ist, sein Weib und sein Sohn ließen es sich nicht nehmen, ihn zur Bahn zu begleiten und hielten ihr Versprechen, keine Tränen zu vergießen. Herbert tat es auch für die Folge nicht, doch Frau Friedel weinte im stillen Kämmerlein, zumal in schlaflosen Nächten, umso mehr.

Auch Ottos Teilhaber, der ebenfalls Reserveleutnant war, mußte gehen.

Manche gingen auch, die nicht hätten zu gehen brauchen. Unter diesen der pensionierte Oberst von Fels, der es durchsetzte, daß man ihn verwendete, wenn er auch enttäuscht war, daß man ihm statt eines Frontkommandos das Generalkommando seines Wohnortes übertrug. Vier Tage später, als die aktiven Regimenter schon an der Grenze standen, erkrankte der Kommandeur des Reserveregiments, dessen aktives Oberst von Fels früher kommandiert hatte. Dieses Reserveregiment wurde in einer benachbarten Stadt aufgestellt. Baron von Fels wurde gefragt, ob er es in's Feld führen wolle und jagte ja.

Er nahm Abschied von Auguste und der Kleinen, fuhr zum Regiment und ließ dort zunächst die Offiziere zu sich kommen, um sie kennen zu lernen und eine Ansprache zu halten. Erst empfing er die Meldung der Bataillons-, dann die der Kompagnieführer. Die Hand an der Mütze trat einer nach dem Anderen in militärischer Haltung von ihn hin und nannte seinen Namen und seine Kompagnie. Der Oberst dankte dem ersten, zweiten, dritten. —

„Leutnant von Fels, Kompagnieführer der 4. Kompagnie!"

Vater und Sohn standen sich gegenüber. Ein kurzer Augenblick nur, dann trat auch er zurück, aber in diesem Augenblick suchte jeder in den Zügen des andern dessen Gedanken zu lesen.

Als nach der Ansprache die Offiziere entlassen waren und abtraten, winkte der Oberst Otto heran. Der legte die Hand an die Mütze und stand, mit keiner Wimper zuckend, da.

„Herr Leutnant von Fels, Sie haben vor vielen Jahren die Uniform ausgezogen; wie ist es Ihnen seither ergangen?"

„Danke gehorsamst, Herr Oberst, recht gut!"

„Ich weiß, daß Sie damals gleich eine Stellung als Direktor in einer Fabrik in G. fanden und dann Ihre Hochzeitsreise nach Italien machten. Seitdem habe ich nichts mehr von Ihnen gehört. Wie gings Ihnen dann?"

„Ich wurde Teilhaber einer Fabrik in Berlin."

„Verdienen gut?"

„Sehr gut, Herr Oberst."

„Da haben Sie's wohl zu einer Villa im Grunewald oder Westend gebracht?"

„Habe ich gehabt, Herr Oberst."

„Warum nicht mehr?"

„Verkauft, Herr Oberst!"

„Doch nicht, weil Sie Verluste hatten?"

„Nein, Herr Oberst!"

„Welches ist Ihre Fabrik?"

„Metallwaren- und Apparatefabrik von Dr Ing. Breitenthal und Co.!"

Der Oberst erbleichte.

„Ihrer Konkurrenz verdanke ich den Verlust von nahezu einer Million, die bei der Blombergapparate G.m.b.H. angelegt waren."

Nun wurde Otto blaß.

„Herr Oberst, ich habe nie darum gewußt."

„Ich glaub' es Ihnen! Lassen wir die Sache! Haben Sie Kinder?"

„Einen Jungen, Herr Oberst!"

„Der heißt wohl wie der Vater?"

„Nein, Herr Oberst."

„Wie, denn?"

„Herbert, wie der Großvater!"

Schweigen. — — —

„Im allgemeinen pflegt man Kindern nicht den Namen von Personen zu geben, denen man grollt."

„Ich habe meinem Vater nie gegrollt. Herr Oberst!"

„Das war edel, Herr Leutnant!"

Ein Wink mit der Hand; Otto war entlassen.

Als er abends nach dem Dienst in seinem Zimmer saß, läutete es draußen. Aber noch ehe die Ordonnanz melden konnte, ging die Tür auf und der Oberst trat ein.

Otto sprang auf.

„Ja, komm' zu dir, mein Sohn. Laß' uns alles vergessen; wer weiß, ob einer wiederkehrt, und kommen wir beide heim, dann sei mein Sohn, wie früher!"

Zwei Männerhände legten sich fest ineinander. Man trank zusammen Wein und stieß auf glückliche Heimkehr und auf die Lieben zu Hause an.

„Ich hab' auch wieder ein Kind, meine Nichte. Ein herziger Racker, sag' ich dir. Wenn du einen Tag Urlaub haben willst, um dich von Tante Auguste zu verabschieden, kannst du dir unsere Gustel angucken."

„Gern, Vater, von Herzen gern!"

„Aber nur von morgens bis abends, man weiß nie, wann wir fort müssen."

Später mußte Otto noch seiner Frau schreiben, und der Oberst setzte einen Gruß an sie und Herbert darunter.

„Junge," sagte der alte Mann beim Abschied, „wer hätte gedacht, daß ein Krieg kommen muß, um uns wieder zusammenzubringen?"

Von jetzt ab kommst du jeden Abend zu mir, solange wir hier sind, denn wer weiß, ob es draußen noch geht."

— — —

Der Brief Ottos rief daheim ebenso große Freude hervor, wie sein Besuch bei Tante Auguste. Spät abends kehrte er zu seinem Regiment zurück. Drei Tage später wurden sie alarmiert und fuhren in der Morgenfrühe an die Westfront.

Unaufhaltsam drangen die deutschen Heere vor, täglich neue Erfolge erringend. In diesem Anfangsstadium des Bewegungskrieges, wo man noch nicht, wie später, durch übermäßige Offiziersverluste klug gemacht, die Taktik des Angriffs vollkommen geändert hatte, stürmten die Offiziere noch mit gezogenem Degen den Mannschaften voraus.

Eines Tages hatte das Regiment eine Höhe zu stürmen. Da der Angriff ins Stocken kam, ging Oberst von Fels selbst mit seinem Adjutanten von Bataillon zu Bataillon, am dritten anfangend, um die Leute aufzumuntern, und wirklich wirkte der Anblick des mit Todesverachtung drch den Granatenregen schreitenden „Alten" anfeuernd auf die Soldaten, deren stark gelichtete Reihen zu wanken drohten. Plötzlich stand der Oberst seinem Sohn gegenüber, den er seit Wochen nicht mehr gesehen hatte.

„Junge, heute kannst du dir den Stern verdienen", rief er ihm zu, ihm die Hand reichend: „und wenn du's nach Hause schreibst, dann grüß' mir deine Frau und den Buben. Halt' deine Leute in der Hand, und macht, daß ihr vorwärts kommt. Wir liegen ja da gerade im tollsten Artilleriefeuer. Je weiter vorne, desto besser!"

„Es war nur einem Atempause; wir haben einen Volltreffer gehabt," gab Otto zurück. Dann rief er, sich umwendend, den Kugellärm überbrüllend in die Kompagnie hinein: „Vorarbeiten!"

„Vorarbeiten!" gab brüllend ein Mann nach dem andern das Kommando weiter.

Mit Befriedigung sah der Oberst zu, wie bald da, bald dort ein Mann aufsprang, ein paar Schritte vorlief und sich blitzschnell wieder auf den Bauch warf.

„Gut. gut, Leute!" rief er ihnen zu.

In diesem Augenblick schlug in kurzer Entfernung vor ihnen eine schwere Granate ein. Eine haushohe Fontaine von Erdstücken

und Splittern sprang empor und prasselte in weiter Streuung auf die Kompagnie nieder. Den Leutnant traf ein kleiner Splitter in's Bein, ein großer zerschmetterte ihm den linken Arm. Blutüberströmt brach er zusammen. Der Oberst warf sich über den Sohn und riß ihm den Rock auf.

„Nicht da," sagte mit matter Stimme der vor Schmerz halb Ohnmächtige. „Der Arm!"

Sein Vater und der Adjutant schnitten ihm den Rockärmel und das eine Hosenbein ab und verbanden ihn, so gut sie konnten.

„Wie ist dir, Otto?", fragte der Oberst, sich zu ihm niederbeugend.

„Gut", wollte Otto antworten, aber er konnte es nicht, denn aus des Vaters Munde schoß ihm ein Blutstrom über das Gesicht. Ein Infanteriegeschoß hatte den Obersten in die Brust getroffen. Schwer sank er neben dem Sohn ins Gras, im Todeskampf mit eisernem Griff dessen unverletzte Rechte umkrallend. Ein schwarzblauer Schatten senkte sich auf sein Gesicht. Mit höchster Anstrengung öffnete er halb die Lider und lallend kam es mit dem letzten Hauch über seine Lippen: „Mein Sohn! mein lieber Sohn!"

Der Schwerverwundete versuchte, sich mühsam etwas emporzurichten, und in die starren Züge des Vaters zu schauen.

„Ist — er — tot?", fragte er mit matter Stimme den Adjutanten. Der nickte stumm und nahm den Helm vom Kopf.

Bewußtlos sank der Leutnant zurück.

* * *

Namenlos war Tante Augustens Schmerz über den Tod des Schwagers und Frau Friedels Angst und Sorge um das Leben des Gatten. Innig schloßen sich die beiden Frauen, in der Sorge um Otto sich findend, aneinander an. Tante Auguste schrieb einen herzlichen Brief, dem Kinderhand rührende Worte beigefügt hatte. Herzlich schrieb Friedel der alten Dame zurück.

Nach Wochen kam ein Brief des Leutnants, von der Hand einer Pflegeschwester geschrieben, aus einem deutschen Lazarett, der den Bericht des Adjutanten bestätigte und ergänzte und worin Otto Tante Auguste und ihren Pflegling, da der kleinen Gustel Vater ebenfalls im Felde stand, seines Schutzes versicherte.

Abermals trafen nach Wochen auf Drängen des Genesenden Friedel und Herbert zu mehrtägigem Aufenthalt in der Villa Fels ein und fuhren von dort gemeinsam mit der Tante und Gustel zum Besuch Ottos in's Lazarett. In diesen Tagen schloß sich das kleine Mädchen sehr an die neue Tante und den neuen Vetter an. Zu ersterer fühlte sie sich aus Mitleid hingezogen und aus Bewunderung für deren seltene Schönheit; den kleinen Kerl bemutterte sie nach allen Regeln der Kunst und kam sich dabei furchtbar wichtig vor.

„Wenn ich bis Weihnachten geheilt bin", sagte der Leutnant, „kommt ihr über die Ferien zu uns, und wir feiern und trauern zusammen." Er sah auf seinen Verband an der rechten Schulter. „Ich weiß nicht, ob ich den Flügel behalte, aber ich gäbe ihn gerne daran, wenn ich den Vater dadurch wieder holen könnte!"

Wirklich standen zu Weihnachten fünf Menschen unter dem Lichterbaum in Ottos Wohnung in Berlin. Drei große ernste und zwei kleine fröhliche.

Von Friedels Eltern war ein Brief an alle gekommen. Sie feierten Weihnachten mit einem Gast, einem jungen reklamierten Ingenieur der B.'schen Werke, der dort die Fabrikation von Kriegsmaterial einführte, wobei Vater Müller seine beste Stütze war und der an der 17jährigen Klara sichtlich Gefallen fand.

* * *

Die allgemeine Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges erfüllte sich nicht. Als das Frühjahr kam, ging Otto, der vollständig geheilt war, als Oberleutnant wieder zur Front ab. Bald darauf kam die Nachricht, daß Gustels Vater gefallen sei. 14 Tage später fand Ottos Teilhaber den Heldentod. Dessen Angehörige bestanden der Erbteilung wegen auf dem Verkauf der stillstehenden Fabrik. Der Ingenieur Paul Lindemann, der gern gesehene Gast des Müllerschen Hauses, erbot sich, den Verkauf zu übernehmen und Ottos Interesse zu wahren. Einige Wochen später war sie mit allem Inventar verkauft und Lindemann wies aus dem Briefwechsel nach, daß er wesentlich mehr erzielt hatte, als ursprünglich geboten war, denn noch standen ja viele Fabriken still und die allgemeine Umstellung auf Kriegsbedarf hatte noch nicht begonnen. Otto dankte dem Ingenieur für seine Hilfe und bot ihm eine Provision an, die dieser aber ablehnte. Frau Friedel schloß auf Anraten ihres Mannes ihre Berliner Wohnung zu und siedelte mit ihrem Söhnchen zu Tante Auguste über, um dieser, die seit dem Tode ihres Schwagers körperlich und seelisch zusammengebrochen war, Gesellschafterin und Pflegerin und der kleinen Gustel Mutter zu sein.

Paul Lindemann wurde seitdem mehr als je von den Müllerschen Eheleuten geehrt und benützte seine häufigen Besuche in dem schmucken Arbeiterhäuschen dazu, Klaras Herz zu erobern. Niemand ahnte, daß er es aus Berechnung tat; wie hätte man auch auf einen solchen Gedanken kommen können, da Klara doch die Tochter eines einfachen Arbeiters war, dessen Ersparnisse kaum für eine Aussteuer gereicht hätten, wie sie der Ingenieur von seiner Frau erwarten durfte. Und doch war es so. Lindemann, der es verstand, trotz seiner körperlichen Tauglichkeit von Front und Kampf verschont zu bleiben, kämpfte hinter der Front einen Kampf um sein Ziel, recht bald Millionär zu werden, den er mit wahrhaft strategischer Umsicht führte.

Obwohl er von Hause aus keine nennenswerten Mittel besaß, hatte er, als er vernahm, daß Ottos Fabrik verkauft werden sollte, sofort den Plan gefaßt, sie in seine Hand zu bringen. Er war zu einem Berliner Häusermakler gegangen, indem er einen von ihm gefälschten Brief Ottos vorlegte, daß der Oberleutnant von Fels seine Fabrik durch einen sogenannten Strohmann für sich zu kaufen wünsche und unter Benützung der Generalvollmacht, die Otto ihm ausgestellt hatte, erledigte er mit Jakob Goldmark den ganzen Handel. Goldmark erwarb die Fabrik auf seinen Namen, während durch Vertrag abgemacht wurde, daß Lindemann der Eigentümer sei und die Fabrik innerhalb eines Jahres zu einem um 20 Prozent höheren Preis zuzüglich einer weiteren Provision für Goldmark von diesem wieder kaufen dürfe, wenn er einen bestimmten Teil des Kaufpreises als Anzahlung leiste, während Goldmark den Rest als Hypothek stehen ließ.

Der Jude roch zwar gleich den Braten, aber er tat, als merke er nichts. Er sagte sich nämlich, daß ein so abgefeimter Bursche, als der sich Lindemann entpuppt hatte, schon Mittel und Wege finden werde, sich das Geld zu verschaffen, schlimmstenfalls war an der Fabrik nichts verloren.

Lindemann ging nun ganz raffiniert zu Werke. Er beabsichtigte, Klara, die er ja auch wirklich gern hatte, zu heiraten und dann als Ottos Schwager von diesem die Summe, die er benötigte, als Darlehen zur angeblichen Gründung eines „kleinen Geschäfts" zu leihen. Dann wollte er sich, um von dem B.schen Werke loszukommen, einziehen, aber sofort von Goldmark als dem nominellen Besitzer der Fabrik wieder reklamieren lassen, sie als Geschäftsführer in Gang bringen und dann auf Grund seines Vorkaufsrechts übernehmen.

Den wegen Klaras Jugend von Frau Friederike zu erwartenden Widerstand hoffte er dadurch zu umgehen, daß er bei Erhalt seiner Einberufung um Klara warb und sich dann kriegstrauen ließ. Rasch entschlossen und doch vorsichtig, wie er war, machte er schon beim nächsten Besuch eine entsprechende Andeutung. Die Antwort, die Frau Friederike in ihrer robusten Art gab, war so kurz und klar, daß sie jeden andern abgeschreckt hätte.

Die vernünftige Frau sagte nämlich, daß Kriegstrauungen zwar etwas fürs Gefühl, aber nichts für den Verstand seien. Sie seien berechtigt bei Brautpaaren, die sich schon vor dem Krieg Treue für's Leben geschworen hätten, jedoch frevelhaft bei Leuten, die sich kaum kennten. Entweder würde das junge Ding von Frau als Witwe und Mutter um ihre Jugend betrogen, oder die Ehe würde, wenn der Mann am Leben bliebe, später vielleicht unglücklich werden. Gegen eine Verlobung nach dem Kriege habe sie, wenn sich die beiden noch liebten, nichts einzuwenden, jetzt

aber könne nicht einmal von dieser, viel weniger von einer Kriegstrauung im Falle der Einberufung Lindemanns die Rede sein.

Klara ging einige Tage mit verweinten Augen umher; Paul aber versprach ihr, der Mutter Sinn noch zu wenden, wenn er wirklich einberufen werden sollte, was ja noch gar nicht feststehe; er habe nur einmal von der Möglichkeit gesprochen. Frau Müller glaubte, diese Frage ein für allemal erledigt zu haben, als sie bald darauf Klara wieder so unbefangen und heiter wie sonst sah.

Freilich, wenn sie das nächtliche Wispern, Flüstern und Küssen am Zaun gehört hätte, wäre sie vielleicht nicht ganz so zuversichtlich geblieben, denn Lindemann setzte dem Mädchen immer wieder damit zu, daß er um ihr Jawort bat, weil er wieder zum „letzten Male" reklamiert sei.

Frau Friederike war zu sehr mit ihren Neffen beschäftigt, die beide, auch der Realschüler, in der Fabrik Granaten drehten und die demnächst das Müllersche Haus verlassen und zu ihrer nach G. übersiedelnden Mutter ziehen sollten, die sie mit ihrem guten Verdienst wohl ernähren konnten und für die es angesichts der immer mehr zunehmenden Lebensmittelknappheit in den Städten auf dem Lande natürlich besser war, als in ihrer Dachkammerwohnung in der Stadt. Vater Müller hatte es bei der Werksleitung durchgesetzt, daß die drei ein frei gewordenes Arbeiterhäuschen erhielten und Frau Friederike, die immer Hilfsbereite, setzte drüben alles sorgfältig in Stand, wie sie es einst im Häuschen, das Otto und Friedel beziehen sollten, getan hatte.

Dem Ingenieur war diese Umgestaltung des Müllerschen Hauswesens Wasser auf die Mühle. Die lang gesuchte Gelegenheit, mit dem ihn blind liebenden Mädchen allein zu sein, würde sich nun sicherlich weit eher finden. Er hatte recht. Die Luftveränderung setzte der Mutter der beiden Knaben sehr zu, und die ungewohnte Ruhe ließ eine längst in ihr steckende, immer wieder durch Arbeit gewaltsam zurückgedrängte Krankheit zum Durchbruch kommen. Wochenlang war die ohnehin schwächliche Frau ans Krankenbett gefesselt. Klara und ihre Mutter teilten sich in die Pflege der Kranken und die Mitbesorgung ihres Haushalts. So war Klara jeden zweiten Tag allein, und Lindemann wußte es einzurichten, daß er gerade dann frei hatte. Erst kam er offen auf einen Augenblick, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen und zu fragen, wann er seine so schmerzlich entbehrten Abendbesuche wieder machen dürfe, dann blieb er länger und schließlich kam er heimlich durch den Hintergarten.

Eines Tages hatte er wirklich den roten Zettel, den Gestellungsbefehl, erhalten und als er jetzt bei den Eltern um Klaras Hand anhielt, da gab es wohl ein großes Schelten und Weinen,

doch das Jawort der Eltern erhielt Paul auch. Die Kriegstrauung fand statt.

„Ich habe immer gemeint, Klara müßte auch einmal einen so ehrenfesten Mann bekommen, wie du, wenn er auch ein armer Arbeiter gewesen wäre, wie Vater," schrieb Frau Friederike an ihre Tochter Friedel, „und nun fürchte ich sehr, daß sie in ihr Unglück gelaufen ist." Sechs Wochen später schrieb der neue Schwiegersohn Paul, daß er für eine Berliner Fabrik reklamiert sei. Bald darauf erhielt er gegen die bestimmte Zusicherung der Rückzahlung in zwei Raten nach je 6 Monaten von seinem Schwager Otto von Fels 70 000 Mark geliehen. Niemand in der Verwandtschaft wußte, daß die „Granatenbude", die Paul aufgemacht hatte, Ottos ehemalige Fabrik sei. Niemand wußte auch, wie viel er verdiente. Er zahlte Otto die Schuld pünktlich heim, füllte die großen Räume bis in den letzten Winkel mit Werkbänken und fügte Neubau auf Neubau hinzu. Er konnte es, denn er verdiente Millionen. Bald kaufte er eine Villa am Kurfürstendamm, deren Besitzer als Reserveoffizier gefallen war.

Die Eltern, die zur Taufe des zweiten Kindes — das erste war mehrere Monate früher, als es Frau Friederike angenehm war, auf die Welt gekommen — nach Berlin kamen, waren höchlich erstaunt. Gern hätten sie Pauls Fabrik gesehen, aber Paul zeigte sie ihnen unter allerhand Ausflüchten ebenso wenig, wie seiner Schwägerin Friedel, als diese einmal nach ihren in Berlin verbliebenen Möbeln sah.

Der Krieg ging weiter und brachte immer mehr Elend, Not, Kummer und Leid und Trauer über hunderttausende deutscher Familien, aber dem Kriegslieferanten Paul Lindemann, der sogar mit Jakob Goldmark zusammen neben seiner Fabrik unter anderer Firma eine Handelsgesellschaft betrieb, die mit allem handelte, was dem hungernden deutschen Volk durch Schieber und Wucherer an guten Nahrungsmitteln entzogen und an schlechtem Kriegsersatz dafür vorgeworfen wurde, brachte er Geld und immer mehr Geld.

Dafür gab er auch ab und zu für's Rote Kreuz und zeichnete bei allen Sammlungen. Nur Kriegsanleihe zeichnete er nicht, dazu war er zu vorsichtig.

* * *

In dem nun ganz still gewordenen Müllerschen Arbeiterhaus spürte man die Fortdauer des Krieges zumeist an den immer kürzer werdenden Arbeitspausen des Vaters.

In der Villa Fels zählte man die Kriegsjahre nach den Urlaubsbesuchen Ottos, spürte sie an der immer fühlbarer werdenden Lebensmittelnot und merkte sie an den Kindern, die zwar schnell heranwuchsen, aber blaß und hager waren, trotzdem sie die

Ferien zur Auffütterung bei den Großeltern auf dem Lande verbrachten. Ihre kindlichen Beschäftigungen, die sich mit den Jahren änderten, waren ein Spiegelbild der wachsenden Not des deutschen Volkes.

Anfänglich machten sie Liebespaketchen, die sie ins Feld sandten und sammelten die eingehenden Dankschreiben in einem Ansichtspostkartenalbum; dann half Gustels Klasse in einer Volksküche täglich beim Kartoffelschälen, Bohnenabziehen usw., machte Botengänge und trug im Winter Kohlen. Der kleine Herbert kam in die Schule und lieferte schon im ersten Jahr seine Blei- und Zinnsoldaten ab, Gustel half Kindersachen nähen und wärmende Kleidungsstücke für Soldaten stricken. Später fiel den Kindern die Aufgabe zu, von Haus zu Haus Goldstücke und, als es diese nicht mehr gab, Messing-, Kupfer- und Nickelgegenstände zu sammeln. Dann sparten sie ihren Zucker, ihre Brotmarken, schließlich auch ihren Süßstoff für arme Kinder und hielten zu Weihnachten gründliche Musterung unter den Beständen an Kleidern und Spielsachen.

So trat die Not des Volkes in jeder Gestalt an die Kleinen heran, aber, nach ihren schwachen Kräften helfend, sie zu lindern, spürten sie selbst sie weniger, da sie sich andern gegenüber reich vorkamen.

Umsomehr aber seufzten die Großen unter den Lasten der Entbehrungen des Krieges und immer lauter und banger und dringender wurde die Frage: Wann wird wieder Frieden werden? Doppelt bang fragten es sich die beiden Frauen in der Villa Fels, als im September 1918 Otto zum zweiten Male, wenn auch nur leicht, verwundet wurde. Bald war er wieder hergestellt und kam für einige Wochen als Führer der Genesenden-Kompagnie in seine Heimatstadt. Er wohnte in der Villa Fels und hatte so die Freude, täglich bei Frau nud Kind zu sein.

Oft sprach er mit den Frauen über den Krieg und sein vermutliches Ende. Immer wieder richtete er sie auf, wenn sie verzagen wollten, aber die Beobachtung der Vorgänge in der Reichsregierung erfüllten ihn mit größerer Sorge, als er sich anmerken ließ. Er atmete auf, als Prinz Max von Baden Reichskanzler wurde und war ganz niedergeschlagen, als dessen Friedensangebot die Lage im Innern und an der Front in einem ganz neuen Lichte zeigte.

Schwer traf ihn der Ausbruch der Revolution. Seine Genesenden verlangten stürmisch die sofortige Entlassung, es gelang ihm, sie durch gütliches Zureden dazu zu bringen, daß sie das Entlassungsgeschäft nicht durch unvernünftiges Verhalten erschwerten. Im Begriff. nach Hause zu gehen, traf er den alten Generaloberarzt, der ihm mit vor Empörung zitternder Stimme erzählte,

daß er im ersten Lazarett, das er heute besucht hatte, beleidigt und angegriffen worden sei, aber trotzdem pflichtgemäß die übrigen Lazarette besuchen werde. Otto begleitete ihn und fand schon im nächsten Krankenhause Veranlassung, den weißhaarigen Herrn gegen die Beschimpfungen junger Burschen in Schutz zu nehmen.

So imponierend wirkte sein Auftreten, daß entgegen der getroffenen Abmachung, keinen Offizier mehr zu grüßen, ihm beim Hinausgehen einer, wie üblich, die Türe aufriß und fast alle die Hacken zusammennahmen. Nur ein paar Flegel brachten es fertig, in ihrer lungernden Haltung zu verharren und einer glaubte, dadurch besonderen Mut zu beweisen, daß er dem alten Arzt den Rauch der sonst im Krankensaal streng verbotenen Zigarette ins Gesicht blies.

Zusammen mit dem alten Herrn ging Baron von Fels nun von Lazarett zu Lazarett, wo sich überall mit geringen Abweichungen die gleiche Szene wiederholte. Von Aufregung und Anstrengung erschöpft, traten die beiden Herren nach 1 Uhr den Heimweg an. Auf der Straße wurden sie von einer Schar angetrunkener Soldaten und jungen, mit diesen von Wirtschaft zu Wirtschaft ziehenden Arbeitern angefallen, die ihnen die Degen abnehmen und die Achselstücke herunterreißen wollten.

Hauptmann von Fels versuchte, die Leute durch gütliches Zureden zur Vernunft zu bringen, was auf diese in ihrer Trunkenheit aber nicht den geringsten Eindruck machte. Man rempelte die Offiziere an und stürzte, als sie sich das verbaten, in der rohesten Weise über sie her. Beide wehrten sich mannhaft und dem Hauptmann gelang es, seine Angreifer in die Flucht zu schlagen. Den alten Arzt hatte man inzwischen zu Boden geworfen, ihm die Achselstücke abgerissen und den Degen aus der Scheide genommen. Eben wollte ihn einer der Rohlinge zerbrechen, als er von Baron von Fels eine Ohrfeige erhielt, daß er wie ein Sack zu Boden stürzte. Otto nahm den Degen des Arztes an sich, zog den seinigen und ging gegen die Bengel vor, die es auf einen Zusammenstoß nicht ankommen ließen, sondern in Hast die Flucht ergriffen. Dann half er dem Arzt auf, gab ihm seinen Degen wieder und begleitete ihn nach Hause.

Er selbst erreichte unangefochten seine Wohnung, nur einmal wurde ihm von hinten ein Stein nachgeworfen.

Kaum aber saß man, nachdem sich die allgemeine Aufregung über Ottos Bericht von den Geschehnissen gelegt hatte, zu Tisch, als das Telephon klingelte und Otto die Nachricht erhielt, daß der Arzt sich aus Schmerz über die ihm widerfahrene Beschimpfung erschossen habe. Der alte Sanitäts-Offizier hatte den Verlust seiner Achselstücke nicht überleben können.

Mehr noch als der Ausbruch der Revolution erschütterte Otto die Unterzeichnung des schmachvollen Waffenstillstandes. Er meinte, das deutsche Volk müsse sich erheben und lieber untergehen, als sich unter das schimpfliche Joch beugen, und es kostete ihn viel Ueberwindung, sich zu der Erkenntnis durchzuringen, daß angesichts der Lauheit des Bürgertums nichts anderes zu machen sei, als sich auf den Boden der Tatsachen zu stellen und mit Hand anzulegen am Wiederaufbau des zertretenen deutschen Vaterlandes. Zudem hoffte er, im Vertrauen darauf, daß die so unerwartet siegreichen Feinde den niedergezwungenen aber unbesiegten Gegner ritterlich behandeln würden, auf einen erträglichen Friedensschluß.

Zunächst galt es nun, für seine Familie zu sorgen, da die heraufsteigende Teuerung das nicht sehr große Vermögen bald zu verschlingen drohte. Otto, der nicht wußte, was aus seiner Fabrik geworden war, wollte den Versuch machen, ob er sie nicht wieder kaufen oder sich wenigstens daran beteiligen könne. So fuhr er mit seiner Frau und seinem Söhnchen nach Berlin, bezog zunächst seine Wohnung wieder und fuhr dann eines Tages zur Fabrik hinaus, die nach dem Adreßbuch einer Aktiengesellschaft gehörte. Zwar hatte er gestutzt, als er als Generaldirektor einen Paul Lindemann verzeichnet fand, sagte sich aber, daß dies nur eine zufällige Namensgleichheit sein könne. Er wurde in ein Wartezimmer geführt, da der Direktor noch nicht da war und benützte die Zeit, vom Fenster aus die umfangreichen Erweiterungsbauten zu bestaunen. Am meisten wunderte er sich darüber, daß die Fabrik die Umstellung auf den Friedensbedarf bereits wieder vollzogen und unter dem Namen „Metallwerke" Kochgeschirre und andere Gegenstände aus Aluminium, Messing usw. herstellte, wozu das Rohmaterial offenbar aus Heeresgut stammte.

In anderen Werkstätten schien man Automobil-, Fahrrad-, Lokomotiven- und Waggonteile herzustellen. Jedenfalls war anscheinend das ganze gewaltige Werk nahezu voll beschäftigt. Die Werksleitung mußte es verstanden haben, in einer Zeit, wo noch niemand arbeiten wollte und viele Fabriken nicht wußten, was sie beginnen sollten, genügend Arbeiter und Aufträge zu bekommen.

Endlich fuhr unten ein Automobil vor, aber das Glasdach über dem Eingang hinderte Otto, zu sehen, wer ausstieg. Schwere langsame Schritte kamen die Treppe herauf und verloren sich unweit vom Wartezimmer.

Paul Lindemann war höchst unangenehm überrascht, als ihm der Portier die Karte des Barons von Fels brachte. „Lassen Sie den Herrn noch warten, bis ich Ihnen sage, daß ich ihn sprechen kann." Der Portier ging. Lindemann nahm den Hörer des Tischtelephons in die Hand und ließ sich mit seiner Wohnung verbinden. Aergerlicherweise war seine Frau nicht zu Hause Er

gab dem Diener den Auftrag, das ganze Personal zu unterrichten, daß man, wenn ein Herr oder Frau von Fels nach ihm oder seiner Gattin fragen würde, sagen solle, die Herrschaften seien verreist. Man soll das auch seiner Frau ausrichten und ihr sagen, daß sie ihn nach ihrer Rückkehr gleich anrufen möge. Zugleich gab er Anweisung, alles zu einer längeren Reise herzurichten, die er abends noch antreten wolle. Er war nämlich fest entschlossen, den glücklichen Umstand, daß sein Schwager ihn persönlich nie gesehen hatte, dazu zu benützen, sich ihm gegenüber zu verleugnen und sich dann durch eine größere Reise der unvermeidlichen Auseinandersetzung so lange als möglich zu entziehen.

Er klingelte; der Portier kam und bat gleich darauf Otto, ihm in das Arbeitszimmer des Generaldirektors zu folgen. Kommerzienrat Lindemann — woher er den Titel hatte, wußte nur er selbst — lag, als Otto in dessen mit dunkeln Eichen- und Ledermöbeln vornehm ausgestattetes Arbeitszimmer trat, mit übereinandergelegten von sich gestreckten Beinen schon mehr faul als bequem in einem Sessel, die „Frankfurter Zeitung" in der Hand, eine Riesen-Zigarre im Mund, dicke Rauchschwaden in die Luft blasend.

Wenn Otto ihn früher gekannt hätte, hätte er gestaunt über die Veränderung, die mit dem Manne zu dessen Nachteil vorgegangen war. Er hatte stets Neigung zur Korpulenz gehabt; nun war sein Bäuchlein zum Bauch, die kleine Platte zur Glatze geworden, das Gesicht war blaurot, dick und gedunsen, die Augen wässerig und klein, dicke Fettschwarten hingen am Hals das Doppelkinn wurde durch einen Kropfansatz verdreifacht, die Hände wirkten wie dicke Kissen, und die Finger, deren jeder einen, mancher sogar zwei und drei blitzende Brillantringe trug, waren wie Würste. Der hellgraue Anzug, die gelben Halbschuhe mit Lederfransen, die farbigen Socken wirkten stutzerhaft und wie er sich nun lässig asthmatisch keuchend erhob, bestätigte er ganz den Eindruck, den Otto auf den ersten Blick von ihm hatte: das Urbild des vollgefressenen Schieberprotzen.

Otto folgte der Einladung, Platz zu nehmen. „Womit kann ich dienen?" fragte der Kommerzienrat, schwer in seinen Sessel plumpsend, wobei er Otto mißtrauisch musterte.

„Gestatten Sie zunächst eine Frage, Herr Kommerzienrat: ist Ihnen mein Name bekannt?"

„Ich habe nicht die Ehre, Herr von Fels."

„Dann handelt es sich wohl um eine zufällige Namensgleichheit. Ich habe nämlich hier einen Schwager, den ich, da ich im Felde stand, noch nicht persönlich kenne. Er ist ebenfalls Fabrikbesitzer, bewohnt eine Villa am Kurfürstendamm und heißt gleichfalls Paul Lindemann."

„Ach so, Sie dachten das sei ich und wollen Ihren Verwandten besuchen? Es tut mir außerordentlich leid, Herr von Fels, daß Sie sich umsonst bemüht haben. Leider kenne ich Ihren Herrn Schwager nicht, viel weniger, daß ich die Ehre hätte, er selbst zu sein." Damit erhob er sich, zum Zeichen daß er die Unterredung als beendet betrachtete.

Otto blieb sitzen. „Sie irren. Mein Besuch galt nicht meinem Schwager, sondern dem Generaldirektor Ihrer Fabrik, einerlei wer es sei. Ich habe mich nur über das Spiel des Zufalls mit dem Namen gewundert. Ihre Fabrik ist nämlich 1911 von mir gegründet worden und wurde 1915, als mein Teilhaber gefallen war, an einen Herrn Goldmark verkauft. Ich wollte nun sehen, ob ich sie wieder zurückkaufen oder mich an dem Unternehmen mit einigen hundert Mille beteiligen könnte."

„Bedaure unendlich, Herr von Fels. Wie Sie sehen, ist die Fabrik in die Hände einer Aktiengesellschaft übergegangen; eine Beteiligung wäre also nur durch Aktienerwerb möglich; diese befinden sich aber in durchaus festen Händen zu drei Viertel in den Meinigen."

Otto erhob sich. „Dann entschuldigen Sie die Störung, Herr Kommerzienrat."

„Bitte sehr! Sie werden jetzt wohl Ihren Herrn Schwager aufsuchen?"

„Gewiß, Herr Kommerzienrat, ich will sehen, ob er mir bei der Anlage meines Geldes behilflich sein kan. Guten Morgen, Herr Kommerzienrat!"

„Habe die Ehre!"

* * *

Eine Stunde später fuhr Otto mit Frau und Kind, die Straßenbahn benutzend, zur Wohnung seines Schwagers. Als sie in der Nähe des Hauses gingen, fuhr gerade ein Automobil an und hielt vor dem Hause. Eine elegant gekleidete Dame stieg aus, in der Friedel sofort ihre Schwester Klara erkannte. Sie rief sie an, Klara ging freudig überrascht auf sie zu, schien aber bei Ottos Anblick doch sehr verlegen zu werden. Man ging ins Haus. Klara bot Erfrischungen, da in ihrem Hause sehr spät gespeist wurde.

Sie sah schlecht und verkümmert aus und erzählte auf die teilnehmende Frage der Schwester, daß ihre Ehe nicht mehr glücklich sei. Ihr Mann ging Nebenwege, überließ die Fabrik sich selbst und verbrachte die Nächte in berüchtigten Millionärs-Vergnügungsstätten. Er war oft im Sektrausch und sie und die beiden Kinder litten furchtbar unter seinen Launen. Die Kinder kamen aus der Schule, begrüßten Onkel und Tante und freuten sich über den kleinen Vetter, mit dem sie ins Spielzimmer gingen, um ihm ihre vielen Herrlichkeiten zu zeigen.

Jetzt fiel es Otto ein, zu erzählen, daß er am Morgen seine frühere Fabrik besucht und dort einen Namensvetter des Schwagers getroffen habe. Klara, die erst zwei Jahre nach ihrer Verheiratung von ihrem Mann erfahren hatte, auf welche Weise die Fabrik in seinen Besitz gekommen und daß sie früher Ottos Eigentum gewesen war, wurde bleich und still. Schließlich entschuldigte sie sich und ging in ein entlegenes Zimmer, um von dort aus zu telephonieren. Man sagte ihr aber, daß der Kommerzienrat nur eine Stunde im Büro geblieben sei. Kaum war sie wieder bei den Gästen, als Lindemanns Auto vorfuhr. Herbert warf einen Blick durchs Fenster und dann einen zweiten zu seiner Schwägerin. Da wußte sie, daß er ihren Mann gesehen und erkannt hatte und die Katastrophe des Zusammentreffens unabwendbar bevorstand. Unfähig, sich zu erheben oder ein Wort hervorzubringen, saß sie in ihrem Sessel und preßte die Hand auf das vor Angst wild pochende Herz. Ihr Anblick gab Otto die Gewißtheit, daß sie Mitwisserin, aber nicht Mitschuldige war. Er erhob sich und stand mit über der Brust gekreuzten Armen hoch aufgerichtet,, den Blick auf die Tür geheftet, da. Sie ging auf. Der Kommerzienrat trat ein — — — und prallte zurück. Otto schritt langsam auf ihn zu. Einen Schritt vor ihm machte er Halt, spie auf den Boden und sagte mit eisiger Ruhe: „Pfui Teufel!" Dann nahm er seine sprachlose Frau, die den Zusammenhang ahnte, am Arm und führte sie hinaus. Sie riefen das Kind und gingen. Niemand folgte ihnen.

* * *

Paul Lindemann schrieb an Otto sowohl, wie an seinen Schwiegervater Müller, der auf einen Brief Friedels hin dem Schwiegersohn in Berlin die dicksten Grobheiten gesagt hatte, je einen langen Entschuldigungsbrief, worin er behauptete, daß es ihm fern gelegen habe, Otto zu betrügen. Otto würdigte den Brief keiner, Vater Müller einer sehr eingehenden Antwort, die von Liebenswürdigkeiten strotzte, und Frau Friederike drückte in einer Nachschrift ihre Ansicht recht unzweideutig aus.

Otto beteiligte sich nun zunächst still an einem Unternehmen, das, wenn ein annehmbarer Friede zustande kam, hohe Gewinne versprach, mußte aber hierzu, da er sein ganzes Geld in Kriegsanleihe angelegt hatte, diese veräußern und einen empfindlichen Verlust in Kauf nehmen. Er selbst machte es sich zur Aufgabe, als freier Schriftsteller am Wiederaufbau mitzuwirken. Die Einnahmen aus dieser Tätigkeit reichten jedoch nicht für die immer mehr steigenden Kosten der Lebenshaltung, sodaß er auf seine Zinsenerträgnisse angewiesen war, die durch die Vermögensabgabe erheblich litten. Als nun noch infolge des niederschmetternden Friedensschlusses und des Sinkens der Valuta das Unternehmen verkrachte, war sein Vermögen bis auf einen kleinen Rest

zusammengeschmolzen. Die Wohnung in Berlin hatte er gleich aufgegeben und die Möbel in zwei gemietete Kammern untergebracht, da er sich richtig sagte, daß sie an Wert nur gewinnen konnten, wenn die Teuerung fortschrite, einmal verkauft, aber so leicht nicht wieder zu beschaffen wären. Er wohnte nun mit seiner Familie im oberen Stockwerk der Villa Fels, während Tante Auguste das Erdgeschoß inne hatte.

Nun mußte er sehen, da er sich bei der Not des Vaterlandes verpflichtet fühlte, seine schriftstellerische Tätigkeit zur Aufklärung der Massen fortzusetzen, diese so einzustellen, daß ihre Erträgnisse zum Lebensunterhalt ausreichten.

Unter dem Eindruck der immer maßloser werdenden Forderungen der Feinde schrieb er das folgende Lied, das ihm ein Freund in Musik setzte und das in kurzer Zeit als „deutsches Trutzlied" außerordentliche Verbreitung fand:

Deutsch woll'n wir sein! *)

Nie soll's dem Feind' gelingen,
Uns in sein Joch zu zwingen!
Ob unser Schwert zerbrochen liegt,
Wir sind im Kampfe unbesiegt
Und ungebeugt ist unser Stolz,
Wie deutscher Eichen hartes Holz!
Wir schwören bei dem höchsten Gott
Dir, Deutschland, in der höchsten Not:
Deutsch woll'n wir sein und bleiben!

Will welscher Haß befehlen
Und deutsches Land uns stehlen,
Ob Bruderstämm' man von uns reißt,
Die Treue uns zusammenschweißt.
Wir stehen wie ein Fels von Erz
Im Sturm der Zeit, deutsch unser Herz!
Und ernten wir drum Hohn und Spott,
Wir bauen fest auf unsern Gott!
Deutsch woll'n wir sein und bleiben!

Nicht Feindeshaß noch Neiden
Beirret uns im Leiden;
Wir geh'n den Pfad der deutschen Pflicht,
Uns strahlt von fern der Zukunft Licht!

---

*) Für Musikfreunde: Dieses Lied ist von Gustav Otto Loeffler, Leipzig, Kaiser-Wilhelmstraße 76, vertont worden und von diesem zu beziehen. Der Verfasser.

Seh'n wir nicht selbst das End der Nacht,
Sei's Kind und Kindeskind vermacht
Das stolze Trutzwort noch im Tod:
Wir bauen fest auf unsern Gott!
Deutsch woll'n wir sein und bleiben!

Gott wird uns treu behüten!
Mit wucht'gem Schlag wir schmieden
Dereinst ein neues stolzes Reich
An Ruhm und Macht dem alten gleich!
Gesprengt die Kett' der Sklaverei!
Wir atmen, wie die Väter, frei
Und schwören bei dem höchsten Gott,
Der uns errettet aus der Not:
Frei woll'n wir sein und bleiben!

Dann schrieb er eine Broschüre, die großen Anklang fand und wenn sein Gewinn, weil sie billig verkauft wurde, auch verhältnismäßig gering war, so brachte sie ihm doch eine ansehnliche Summe, da sie überaus stark gekauft wurde.

Dadurch ermutigt, schrieb er größere Sachen. Zwei bekannte Komponisten hatten ihn auf eine launige Skizze hin, die in einer großen Tageszeitung erschienen war, um je ein Libretto gebeten. Er schrieb für den ersten einen Operetten-, für den andern einen Operntext. Die nächsten Arbeiten waren ein Lustspiel und ein Drama, die von Sachverständigen sehr gelobt wurden und an alle größeren Bühnen zum Versand kamen. Otto rechnete fest damit, daß sein bekannter Name als Schriftsteller deren sofortige Annahme und baldige Ausführung verbürge und begann mit den Vorarbeiten zu einem großen Sensationsroman, von dem er sich besonders viel versprach.

Allerdings mußte er, da die Bescheide der Bühnen doch viel länger ausblieben, als er gedacht hatte, sein kleines Kapital zur Bestreitung der Haushaltungskosten mit heranziehen, aber er tat es unbedenklich, da er sich sagte, daß er binnen ganz kurzer Zeit mit sehr hohen Einnahmen werde rechnen können.

Friedel unterstützte ihn bei seiner Arbeit kräftig, indem sie ihre längst vergessenen Kontorwissenschaften und Künste wieder übte, nach seinem Diktat stenographierte, auf der Schreibmaschine, deren Anschaffung bei den jetzigen Preisen ebenfalls einen tiefen Eingriff in das Vermögen erforderlich gemacht hatte, übertrug, und den Versand der immer noch nebenher laufenden Artikel für Tageszeitungen und die Versandkontrolle besorgte.

Arbeit und Hoffnung, die allein das Leben lebenswert machen, halfen ihnen, die schwere Zeit, die für Deutschland nach Unterzeichnung des Ultimatums hereingebrochen war, ertragen.

Im Hause Vater Müllers war man von solchen Sorgen unberührt. Still und ruhig war es darin geworden, seit die beiden Alten allein standen. Vater Müller verdiente gut und die beiden Leutchen stellten ja keinerlei Ansprüche ans Leben. Die Briefe der Kinder waren die einzige Abwechslung und sie freuten sich, wenn sie gute Nachrichten enthielten. Und doch kam die Sorge auch ins Müllersche Haus.

Eines Tages stand ganz unerwartet Klara mit ihren beiden Kindern vor der Tür des Vaterhauses. Ihr Mann hatte sie in so skandalöser Weise mit einer anderen betrogen, daß sie in der Gesellschaft unmöglich geworden war, und als seine Frau ihm darüber Vorwürfe machte, war es zu einer heftigen Szene gekommen, in deren Verlauf Lindemann Klara geschlagen hatte. Am gleichen Tag war Klara mit ihren Kindern abgereist und bestand auf der Scheidung. Nun mußte sie den Eltern, um ihr Herz zu erleichtern und ihnen ein Bild von den Leiden zu geben, die sie in ihrer Ehe erduldet hatte, vieles beichten. Der Vater war tief empört und er und Otto traten dem charakterlosen Schieber gegenüber männlich für das arme Weib ein.

Lindemann aber ging, um sich der Pflicht, seine Frau nach der Scheidung standesgemäß zu verhalten, zu entziehen, so weit, daß er im Scheidungsprozeß den Versuch machte, ihr einen Ehebruch anzudichten.

Klara war fassungslos, als sie dies erfuhr; tagelang ging sie mit verweinten Augen umher, und als wieder ein Schriftsatz von Pauls Rechtsanwalt eintraf, erlitt sie einen Nervenanfall, der sie auf's Krankenlager warf, und im Fieber stürzte sie sich aus dem Fenster und fand einen qualvollen Tod.

Gleich nach der Beerdigung, zu der Klaras Mann nicht erschien, reiste Otto nach Berlin, um von Paul Lindemann Genugtuung für die Ehre der toten Frau zu fordern. Der aber war ins Ausland geflohen. Die tiefgebeugten Großeltern behielten die beiden Kinder bei sich und richteten sich an ihnen langsam wieder auf.

* * *

Otto hatte sich bezüglich seiner Bühnenstücke sehr geirrt. Entweder erhielt er sie ungelesen wieder, oder die Manuskripte kamen nach Monaten völlig zerrissen und unverwendbar, mit Anschreiben zurück, daß sich die Lesekommission für die Annahme nicht habe aussprechen können.

Als er eines Abends mit Friedel im Theater saß und einen himmelschreienden Schund von Lustspiel über sich ergehen lassen mußte, das in Berlin hunderte von Aufführungen erlebt hatte, sagte Ottos Frau: „Ich möchte doch wissen, wie der Dichter es angefangen hat, um sein Stück anzubringen."

„Man wird eben mit dem Massengeschmack gerechnet und den Kassenerfolg vorausgesehen haben."

Als sie aber bald darauf ein anderes Stück ansahen, das nirgends Beifall fand und doch überall aufgeführt wurde, meinte Otto selbst, er gäbe etwas darum, das Geheimnis dieser Annahme zu ergründen.

Kurz entschlossen, setzte er sich eines Tages auf die Bahn und fuhr nach Berlin, um seine Karte bei einem der bekanntesten Schwank-Fabrikanten abzugeben. Er wurde empfangen, zum Tee geladen und kam, um das teuere Fahrgeld ärmer, aber um eine Erfahrung reicher nach Hause.

Das hatte er allerdings nicht gewußt, daß die erfolgreichsten Autoren sich die Berliner Uraufführungen ein gutes Stück Geld kosten ließen und es vorgekommen sein sollte, daß einige dafür Summen von etwa dreißigtausend Mark geopfert hatten, die später aber dadurch wieder hereinkamen, daß man dem Publikum das miserabelste und dümmste Stück durch eine unverschämte Reklame und ein Heer bezahlter Beifallsklatscher, sogenannte Claqueure, als Erfolgstück aufnötigte.

„Wie ist das nur möglich?" fragte Friedel.

„Ich will dir ein Beispiel erzählen. Ein vermögensloser Autor bot sein Stück überall vergebens an. Endlich erklärte sich eine Berliner Bühne bereit, es anzunehmen und 50mal aufzuführen, wenn er 30 000.— Mark bar dafür bezahle. Der Mann lieh sich von einem Juden das Geld, wofür er diesem vertraglich die Hälfte aller seiner künftigen Einnahmen zugestand.

Die Uraufführung fand mit mäßigem Erfolg vor schwachbesetztem Hause statt. Bei den nächsten Aufführungen war der Besuch noch schwächer, bei der siebenten war fast kein Mensch mehr ihm Theater. Aber die Direktion ließ unbekümmert weiter spielen. Nach etwa der zwanzigsten Aufführung sagte sich das Berliner Publikum, daß ein Stück, das so oft gegeben wird, doch etwas besonderes sein müßte und der Besuch besserte sich beträchtlich. Vom dreißigsten Male ab wurde vor ausverkauftem Hause gespielt und das Stück in der Folge einige hundert Male gegeben.

Seine späteren Werke, die wesentlich besser waren, hatten ähnlichen, wenn auch lange nicht den gleichen Erfolg. Nun drückte es den glücklichen Autor sehr, daß er dem Geldverleiher für die paar tausend Mark, die dieser daran gewagt hatte, die Hälfte seines hohen Verdienstes abgeben mußte. Er focht den Vertrag als gegen die guten Sitten verstoßend an und kaufte sich schließlich durch Zahlung der runden Summe von einer halben Million los. Siehst du, so wird es gemacht! Aber ich würde es verschmähen, mich auf solche Weise durchzusetzen, selbst wenn ich es könnte."

Friedel stimmte ihm zu.

„Jetzt wundert es mich nicht mehr," sagte Otto einmal zu Friedel und Tante Auguste, als man abends beisammen saß, „daß sich das deutsche Theaterpublikum moderne Engländer und Franzosen gefallen lassen muß und von den hohen Eintrittspreisen Tantiemen an feindliche Ausländer bezahlt werden, wenn für junge deutsche Dichter einfach keine Möglichkeit besteht, zu Wort zu kommen. Wie unter solchen Umständen eine neue deutsche Literatur geschaffen werden soll, ist mir ein Rätsel und den Herren Theaterdirektoren und Dramaturgen scheint jedes Verständnis dafür abzugehen, daß sie auf diese Weise im Ausland immer mehr den Glauben an die französische Lüge festigen helfen, daß die französische Kultur der Deutschen überlegen, unser Volk ein solches von Barbaren sei."

Dafür machte die Arbeit seiner beiden Komponisten recht gute Fortschritte, und da sie vorzügliche Verbindungen besaßen und wirklich eine glückliche Hand hatten, waren für den folgenden Winter große Erfolge und Einnahmen zu erwarten.

Zunächst aber galt es, die Zeit bis dahin finanziell zu überwinden, und das war nicht leicht, weil der vergangene Winter, in dem Otto seine Bühnenstücke schrieb, fast alles verschlungen hatte. In Durchführung des Erfüllungsprogramms der deutschen Regierung waren die neuen Steuergesetze in Kraft getreten, eine die kleinen Vermögen schwer treffende neuerliche Abgabe erhoben worden und infolge der verdreifachten Kohlenpreise im Laufe des Winters auf das fünf- und sechsfache dessen gestiegen, was man vor Inkrafttreten der neuen Steuergesetze bezahlt hatte. Hunderttausende von Existenzen waren vernichtet und ein Heer von Leuten trat auf den Plan, die bisher von einem geringen Nebenverdienst und den Zuschüssen aus ihrem kleinen Kapital oder auch nur davon gelebt hatten, daß sie die Ersparnisse aus früheren Zeiten langsam wieder aufbrauchten.

Nun forderten diese Hunderttausende im Winter, wo die Zahl der Arbeitslosen ohnehin am höchsten war, Arbeit und Verdienst und bereiteten der Regierung große Schwierigkeiten. Wo man sie unterbringen wollte, verwahrten sich die Arbeitnehmerverbände gegen die preisdrückende Konkurrenz und verlangten zunächst Berücksichtigung ihrer arbeitslosen Mitglieder. Bald trieb die Not das neue Proletariat auf die Straße, Gegendemonstrationen folgten, die Läden waren die halbe Zeit geschlossen, der Eisenbahnverkehr und damit die Güter- und Postbeförderung gerieten ins Stocken, in vielen Gegenden trat Warenmangel ein, während Kohlen- und Kartoffelnot überall herrschten.

Der im Jahr 1920 noch aufsehenerregende Fall, daß von den Berliner Studenten, die durch körperliche Arbeit neben dem Studium ihren Lebensunterhalt verdienen mußten, einer städtischer Straßenkehrer war, wurde Regel, da sich die Verbände unter

dem Zwang der Verhältnisse immer heftiger dagegen stemmten, daß auch die einfachste Facharbeit von Ungelernten und Unorganisierten verrichtet werde. So blieb den Studenten, die an allen Hochschulstädten akademische Arbeits-Vermittlungsstellen ins Leben gerufen hatten, nur die Tätigkeit ganz ungelernter Arbeiter als Erwerbsquelle.

Längst war auch das Beispiel jenes schlesischen Geistlichen, der, weil er mit seinem Einkommen seine Familie nicht ernähren konnte, als Arbeiter in die Kohlengruben gegangen war und sein Seelsorgeramt nebenher versah, nicht mehr vereinzelt.

Die öffentlichen Wärmehallen waren überfüllt von einem Publikum, das sich zum weitaus größten Teil aus Angehörigen der sogenannten besseren Stände zusammensetzte und unter den mit allen möglichen Dingen handelnden Straßenverkäufern sah man männliche, weibliche und Kindergesichter, die auf den ersten Blick verrieten, daß sie bessere Tage gehabt hatten.

Otto und Friedel sprachen oft ernstlich davon, wie man kommenden noch schwereren Zeiten begegnen könne. Die tapfere Frau war fest entschlossen, wenn es sein müsse, durch Dienen mitzuerwerben, aber Otto machte ihr klar, daß es angesichts der großen Arbeitslosigkeit unsozial sei, andern den Verdienst wegzunehmen, solange man es nicht unbedingt nötig habe, um leben zu können.

Ihm selbst aber wurde es bei dem Gedanken daran, daß sie, was er vor Tante Auguste, um sich nicht einem Hilfeanerbieten auszusetzen, verschwieg, mit ihrem Gelde längst zu Ende seien und geradezu dürftig von seinen Einnahmen lebten, recht schwer ums Herz.

Daß das Frühjahr eine Besserung der allgemeinen Lage brachte, änderte an ihrer Lage nichts. Durch Streiks, Putsche, Massenversammlungen, Riesendemonstrationen, Sabotagen usw. hatten es die Arbeiter, Angestellten, Beamten, Notstandsarbeiter und Arbeitslosen dahin gebracht, daß ihr Papiergeldeinkommen, oder ihre Unterstützung mit der immer höher steigenden Teuerung und tiefer sinkenden Valuta einigermaßen Schritt hielt, aber da Otto unglücklicher Weise von seinem Verleger nicht einen Honoraranteil nach Prozenten des Ladenpreises, sondern eine bestimmte Summe von jeder Auflage erhielt und der Verleger, der so warm für soziale Forderungen eintrat, allen Bitten, den Schriftlohn dem um das mehrfache gesteigerten Preis der Bücher anzupassen, gegenüber taub blieb, erfuhr Ottos Einkommen nicht die geringste Erhöhung.

Dafür eröffnete die auf die Entbehrungen und Schrecken des Winters allgemein erneut einsetzende Vergnügungssucht umso glänzendere Aussichten für den Erfolg der Operette und Oper, an

dem Otto in einem Fall zur Hälfte, im andern Fall zu einem Drittel beteiligt sein sollte.

Er arbeitete jetzt an einem großen Roman, der seiner Eigenart wegen einen Sensationserfolg zu bringen versprach und für den er sicher einen Verleger finden mußte.

Inzwischen war das Geld aber sehr knapp geworden, sodaß Frau Friedel nicht wußte, wovon man bis zur Fertigstellung des Manuskriptes leben solle. Otto dachte zuerst daran, auf einem Büro aushilfsweise einige Stunden täglich zu arbeiten oder Heimarbeit zu übernehmen, aber dann rückte ja der Roman so langsam vorwärts, daß die große Einnahme, die über alles hinweghelfen sollte, um Monate hinausgeschoben wurde.

Er wollte versuchen, sich auf andere Weise die paar tausend Mark zu verschaffen, die er brauchte, um seine Arbeit in Ruhe fertigstellen zu können. Es gab ja so viele Millionäre in der Stadt, die da und dort Stiftungen gemacht hatten und überall, wo sie hinkamen, erwarteten, daß man sie als die großen Wohltäter anstaune. Zu einem von diesen wollte er gehen und ihn unter Vorlage des Briefwechsels mit dem Verlag und des Manuskriptstenogramms um ein Darlehen bitten, das er so hoch, wie nur irgend gewünscht, zu verzinsen bereit war.

Frau Friedel äußerte Bedenken. „Du wirst sehen, die Leute geben nur dahin, wo sie denken, daß es an die große Glocke kommt. Solche, die helfen, um zu helfen, findest du unter den wirklich Reichen nicht." Aber Otto war optimistischer; wo ihm im Laufe des Jahres Hunderttausende als Einnahme winkten, konnte doch niemand Bedenken haben, ihm einige tausend Mark vorzustrecken.

Doch Friedel behielt recht. Er mußte von einem zum andern gehen und holte sich überall Absagen, teils empfing man ihn gar nicht, teils sehr kalt, teils mit übertriebener Höflichkeit, auf welch letztere Art des Empfangs dann regelmäßig ein kurzer Brief mit der Post kam, daß man zum eigenen lebhaften Bedauern doch nicht in der Lage sei, aber ein anderer sicher ganz gern helfen werde, und man im übrigen recht guten Erfolg für das neue Werk wünsche. Otto schäumte vor Wut. „Die elenden Schieberseelen!" knirschte er.

Acht Tage kostbarer Zeit waren verloren. Am meisten ärgerten ihn die Absagebriefe, die den Aufdruck „Privatsekretariat" oder gar „Vermögensverwaltung" trugen. Es waren Leute dabei, von denen bekant war, daß sie kaum wußten, wie und wo sie ihr Geld unterbringen sollten. „Allerdings", sagte er zu seiner Frau, „in solchen Händen ist Geld totes Kapital, und wenn ich einmal ein Wort mitzureden hätte, würde ich den Herren Geldsäcken ganz eklig auf die Finger klopfen."

Wie eine Ironie des Schicksals mutete es Otto an, daß am gleichen Abend Tante Auguste klagte, sie habe Hypothekengelder zurückerhalten, sie sehe keine Möglichkeit, sie gut anzulegen, während man doch bei den teueren Zeiten unbedingt darauf angewiesen sei, einen höheren Zins zu bekommen, als ihn die Sparkassen oder Banken gewährten.

Wie gerne hätte Otto gesagt: „Gib sie mir, ich verzinse sie dir mit zehn, mit zwanzig Prozent, nur daß ich in Ruhe arbeiten, meinen Roman fertigschreiben und anbringen kann!"

Aber er brachte es nicht übers Herz. Nie wollte er einstmals sich sagen müssen oder gar sich sagen lassen, daß seine Existenz auf das Geld der Tante gegründet, daß er ohne ihre Hilfe verloren gewesen sei.

Das sagte er auch seiner Frau, als sie eine Andeutung machte, daß Tante Auguste wohl gerne helfen würde und daß ja auch ihr damit geholfen sei, und Friedel verstand ihn.

„Liebling," sagte er eines Tages zu Friedel, „ich mache jetzt meinen letzten Versuch; ob ich durch eine Zeitungsanzeige gegen hohen Zins etwas bekomme, und wenn nicht, dann gehe ich als Eisendreher nach auswärts; wie gut, daß ich in den Zeiten meiner Anfänge als Fabrikbesitzer fleißig mit an der Drehbank stand."

Das war Dienstags. Donnerstags zeigte ihm Tante Auguste seine Anzeige in der Zeitung. „Denke dir, da sucht jemand aus bester Familie mit feinsten persönlichen Referenzen, ein Künstler, der demnächst sehr hohe Einnahmen zu erwarten hat, für kurze Zeit zehn- bis zwanzigtausend Mark oder mehr gegen außerordentlich hohen Zins und ev. Sondervergütung. Willst du mir nicht dahin schreiben?"

Otto versuchte, die Tante durch allerlei Einwendungen davon abzubringen, aber schließlich setzte er sich, da er sich ja unter keinen Umständen veraten durfte, an den Schreibtisch und schrieb die Offerte an sich selbst.

Es war ganz gut so, denn auf diese Weise erhielt er wenigstens ein Angebot, das von jemand ausging, der es ehrlich meinte. Unter den Stoß anderer Zuschriften war die Hälfte von Agenten, sogenannter „Bankhäuser" und „Selbstgeber", denen es lediglich um die Erlangung von Vorschüssen zu tun war. In vielen edeln Absichten waren die Schreiber offenbar alle gleich, nur die Höhe des Vorschusses war verschieden und schwankte zwischen fünfzig und fünfhundert Mark.

Die andere Hälfte ging zu drei Vierteln von Neugierigen aus; an die paar, die übrig blieben, schrieb er unter Aufopferung einer Nachtruhe. Einer gab Antwort; er verlangte solche Sicherheiten, daß Otto nichts hätte zu leihen brauchen, wenn er so viel besessen hätte.

Tante Auguſtens von ihm ſelbſt geſchriebenes Angebot bewahrte er zum Andenken auf.

Am gleichen Tage fuhr er kurz entſchloſſen in einen thüringiſchen Induſtrieort und kam bei einer Automobilfabrik ſofort als Kurbelwellendreher an.

Ein Werkmeiſter war bereit, ihm und ſeiner Frau Koſt und Zweizimmerwohnung zu geben und die Werksleitung gewährte ihm gegen Verpfändung ſeiner Möbel einen Vorſchuß.

Schon nach drei Tagen ſiedelte er mit Friedel nach ſeinem neuen Tätigkeitsort über und ſtand am vierten Tag an der Werkbank.

Frau Friedel haderte nicht mit dem Geſchick, das ſie beide getroffen hatte, ſondern ſprach dem Gatten Mut zu und ſchrieb nach Feierabend am Roman weiter.

Schwerer litt ſie unter der Trenung von dem jetzt 14jährigen Herbert, der das Gymnaſium beſuchte und deshalb nicht mit in die kleine Stadt gekommen, ſondern bei Tante Auguſte geblieben war. Faſt hätte man richtiger geſagt, er ſei bei ſeiner Couſine geblieben, da das Hausweſen der Villa Fels jetzt ganz unter der Leitung des jungen Mädchens ſtand.

Otto und Friedel ahnten nicht, daß das, was ſie als ein widriges Geſchick betrachteten, in Wahrheit das große Ereignis geweſen war, auf das Otto ſehnſüchtig wartete, daß ſein Entſchluß, Arbeiter zu werden, ihn nicht, wie er meinte, von ſeinem Ziel wieder zurückgeworfen, ſondern im Gegenteil ihn auf die Bahn des Erfolges geſchleudert hatte, auf der er zur Erfüllung all ſeiner Hoffnungen und Träume gelangen ſollte.

Er war erſt ganz kurz in der Fabrik, als ein Arbeitskollege auf ihn zutrat und ihn fragte, ob er organiſiert ſei und welcher Partei er angehöre, da die Arbeiter in dieſer Gegend faſt alle, die in der Fabrik beſchäftigten ausnahmlos Kommuniſten waren, die auf anders Organiſierte ſcheel ſahen und Unorganiſierte überhaupt nicht duldeten. Sein Einwand, daß er gar keiner Partei angehören wolle, nützte ihn nichts. Er mußte der kommuniſtiſchen Partei beitreten, wenn er den eben gefundenen Verdienſt nicht ſofort wieder verlieren wollte.

Notgedrungen nahm er an den Verſammlungen teil, aber bald gewannen die Diskuſſionsabende für ihn lebhaftes Intereſſe; er war einer der eifrigſten Sprecher und verſetzte die anderen durch ſein Wiſſen, die ihm eigene ſcharfe Logik, ſeinen klaren Verſtand und eine immer mehr ſich entfaltende glänzende Rednergabe in Staunen. Da dämmerte in ihm die Erkenntnis auf, daß ihm gerade ſeine jetzige Stellung zum Sprungbrett werden könne. Er lüftete den Schleier über ſeine Perſon und in erſtaunlich kurzer Zeit wußte der ganze Ort, daß der bekannte Schriftſteller

Otto von Fels als Dreher arbeite. Man machte ihn zum Vertrauensmann und gab ihm schon sehr bald Gelegenheit, in einer Sache, wo es sich wirklich um die Vertretung berechtigter Arbeiterinteressen gegen das aus Prinzip sich sträubende Unternehmertum handelte, sein Können, seine geradezu diplomatische Geschicklichkeit im Unterhandeln und sein wahrhaft soziales Empfinden zu beweisen.

Durch den Fall, den er hier zu vertreten hatte, war er aber auch innerlich der Sache der Arbeiter weit mehr, als vorher, näher gekommen und nahm gern die Wahl zum Delegierten für einen Bezirkstag an. Dort wurde die Parteileitung auf ihn aufmerksam und bot ihm den Posten eines Arbeitersekretärs an. Er lehnte ab, weil er dann kaum mehr Zeit gehabt hätte, für sich zu arbeiten und doch jede Minute seiner freien Zeit daran wandte, um zu schreiben.

Der Winter kam heran und mit ihm kam für Millionen von Deutschen die Not. Da und dort aufflackernde Streiks waren für den Kundigen Sturmzeichen. Heftiger als je begann die Empörung über die unter dem Druck der Entente zu durchgreifender Abhilfe unfähige Regierung in allen Kreisen der Bevölkerung zu grollen und wuchs mit der plötzlich eintretenden Kälte lawinengleich an. Das allgemeine Interesse wandte sich innerpolitischen Vorgängen zu. Eines Tages las Otto in seiner Schriftstellerzeitung die Anzeige eines Verlags, der politische Schriften suchte. Otto kam auf den Gedanken, eine Sammlung kurzer Aufsätze, die er über wichtige Tagesfragen für sich geschrieben hatte, anzubieten. 14 Tage später war der Vertrag in Ordnung und das erste Honorar an ihn unterwegs. Kurz darauf teilte ihm der Verlag mit, daß auf die Voranzeige im Buchhändlerbörsenblatt so viele Vorausbestellungen eingegangen seien, daß schon die erste Auflage wesentlich erhöht werden konnte. Mit doppeltem Eifer arbeitete Otto, von seiner Frau unterstützt, am nahezu vollendeten Roman und schrieb ihn, da er nicht glaubte, daß die Verleger, mit denen er früher in Unterhandlung gestanden hatte, noch dafür Interesse hätten, selbst in mehreren Fachzeitschriften aus.

Ein Stoß von Angeboten war der Erfolg.

Aber mehr, als durch diese, wurde er bald darauf durch den Besuch des Direktors einer großen Verlagsanstalt überrascht, der den Roman erwarb und einen bedeutenden Vorschuß auf den Tisch legte.

Freudig schrieb Friedel Tante Auguste einen großen Brief. Ihre Wohnung konnte wieder hergerichtet werden, anfangs Dezember wollten sie sie erneut und hoffentlich dauernd beziehen. Am Weihnachtsabend erzählte Otto daheim Tante Auguste, wie es ihm in Thüringen ergangen war. Jetzt dachte er schon wesentlich anders über die Episode seines Lebens, als damals, da sie

begonnen hatte. Beim Austritt aus der Fabrik hatten ihn die Arbeiter, die ihn ihrer Sache nicht mehr verloren gehen lassen wollten, dazu gebracht, daß er mit dem neuen Jahr in die Zentralleitung der Partei eintrat und sich als Kandidat für die nächstjährigen Reichstagswahlen aufstellen ließ.

Diesmal hatte er zugestimmt. Nicht nur, weil er die ersehnte Möglichkeit, sich politisch hervorzutun, vor sich sah, nein, seine Anschauungen über die Parteien hatten sich gründlich geändert. Mit ganzer Seele unterstützte er die Umsturzpläne der Kommunisten. Zwar stand er den eigentlichen letzten Zielen ihres Parteiprogramms vollständig ablehnend gegenüber, aber es war ausgeschlossen, daß die Erfüllungsregierung länger am Ruder bleiben könnte. Ob sie der Entente gegenüber anders hätte handeln können, als sie getan, kam garnicht mehr in Betracht. Es war einfach das zur Tatsache geworden, was jeder vernünftige Mensch bei Unterzeichnung des Ultimatums vorausgesehen hatte; Deutschland *konnte* nicht erfüllen, es ging über seine Kraft! Was man auch begann, um die Entschädigungssummen aufzubringen, es schlug alles fehl, weil mit jeder neuen Steuererhöhung die Löhne und Gehälter stiegen und die Entwertung des Geldes den zahlenmäßigen Mehrertrag wieder wettmachte, weil jede neue Aufgabe das Volksvermögen verminderte, sodaß dessen völlige Aufzehrung schon in naher Zeit eintreten mußte. Täglich waren Deutsche gezwungen, um nur die Steuern zahlen zu können, Häuser, Geschäfte, Aktienbesitz an Ausländer zu verkaufen, die diese bei der völligen Zerrüttung der deutschen Valuta um ein Spottgeld erwarben. Die deutsche Regierung gab immer mehr Reparationsschuldverschreibungen aus, welche die feindlichen Regierungen bald lieber, als alles Andere, nahmen, da die Nachfrage darnach ungeheuer groß war, waren die Besitzer doch in Deutschland von jeder Art Steuern und Abgaben befreit und konnten mit einem Kapital, das zu Hause recht bescheiden gewesen wäre, im deutschen Reich ein Herrenleben führen. Schon begannen die fremden Unternehmer, sich billige Arbeitskräfte dadurch zu verschaffen, daß sie, statt der deutschen, ausländische Arbeiter einstellten, die sich zu Erwerbslosenverbänden zusammenschlossen, und den gemeinsamen Lohn für ein ganzes Jahr in Reparationsschuldverschreibungen auszahlen ließen. Durch den massenhaften Zuzug dieser fremden, auf Deutschland schmarotzenden Elemente war die Wohnungsnot ganz ungeheuerlich gestiegen. Eine riesige Wirtschaftskatastrophe stand vor der Tür, die notwendig einen Aufruhr der Massen nach sich ziehen mußte.

Wären die Reichstags-Neuwahlen nicht so nahe gewesen, so wäre es wohl schon jetzt zur Revolution und zum Bürgerkrieg gekommen. So aber hielt man, in der Ueberzeugung, daß das neue Parlament eine völlig geänderte Zusammensetzung aufweisen

werde, mit letzter Anstrengung noch einmal aus, um zu sehen, ob die kommenden Regierungsmänner vielleicht doch noch einen Ausweg finden würden. Für jeden Kenner der Verhältnisse war es aber klar, daß es sich nur um eine Galgenfrist handelte, die das Volk sich selber gab, da die neue Regierung dem Elend ebensowenig würde steuern können, als die jetzige. Dann blieb dem Volk nichts übrig, als sich selbst gegen die einfach unmögliche weitere Zahlung von Entschädigungen oder die Leistung von Lieferungen an die Entente in dem unerträglichen Maße aufzulehnen. Die machtlose Regierung mußte gehen oder gestürzt werden und mußte einer Vertretung des Auflehnungswillens weichen, wenn nicht ein völliges Chaos herrschen sollte.

Ottos Partei war ursprünglich diejenige, die das Chaos erstrebte, aber das Schicksal Sowjetrußlands, das von dem selbst notleidenden Deutschland hatte vor dem Hungertode gerettet werden müssen, hatte doch die Meisten dahingebracht, ihre Anschauungen zu ändern und für eine richtiggehende kommunistische Ablehnungsregierung einzutreten, die eben die Ordnung im Innern nach sozialistischen Grundsätzen bezweckte, während ihr gegenüber die Ablehnungspartei der Rechten stand, die das Heil in der Rückkehr zur Monarchie erblickte. Jedermann war sich klar, daß die Auflehnung gegen die Erfüllung des Ultimatums neue Sanktionen der Feinde zur Folge haben mußte, aber man sagte sich, daß es für die weitaus überwiegende Mehrzahl der Deutschen schon so weit gekommen sei, daß es ihr schlimmer nicht mehr gehen konnte! Da die Sanktionen aber auch kommen würden, wenn man zahlte, was man konnte, aber nicht alles zu erfüllen vermochte, so sah man nicht ein, warum man überhaupt etwas zahlen sollte, anstatt die Feinde selbst holen zu lassen, was sie glaubten, daß noch in Deutschland herauszuholen sei. Die meisten Leute sagten sich auch, daß selbst die größte feindliche Truppenmacht weniger herauszupressen vermöchte, als eine Erfüllungsregierung, der man sich freiwillig füge, da durch Zerstörungen, Lahmlegung von Betrieben usw. kurz durch jede Anwendung von Gewalt fremde Staatsangehörige am meisten betroffen würden, während Regierungsmaßnahmen nur Deutsche trafen.

Das war auch der Inhalt der Wahlreden, die den großen Wahlkampf einleiteten, und die Redner hatten es leicht, ihren Zuhörern klar zu machen, daß es notwendig sei, sich, ehe die Würfel fielen, für die Ablehnungspartei der Linken oder Rechten zu entscheiden, um nicht von beiden als Feind behandelt zu werden. Massenhaft traten Männer und Frauen aus den Mittelparteien aus. Wer optimistisch war und glaubte, daß man durch männliches, achtunggebietendes Auftreten den Feinden immer noch imponieren und vernünftige Bedingungen erhandeln könne, ging zu den Nationalisten, wer sich sagte: „es ist doch alles hin, und wenn

wir nichts haben, brauchen die Millionäre auch nichts," wandte sich den Kommunisten zu.

Daß Otto die Gesinnung seiner Parteigenossen genau kannte, war der Grund, weshalb er es für nötig fand, unter allen Umständen bei ihnen zu bleiben, denn wenn der Bürgerkrieg losbrach, würden sie natürlich zum sinnlosen Zerstören geneigt sein, und man konnte sie nicht dadurch davon abbringen, daß man die Zahl ihrer Gegner vermehrte und so den Kampf verschärfte, sondern nur dadurch, daß man sie führte und als Führer fest in der Hand behielt.

In gewissem Sinne war er also in der gleichen Lage, wie Götz von Berlichingen im Bauernkriege, als er sich bereit erklärte, die Führung der zügellosen Horden zu übernehmen, um sie vom Sengen und Plündern abzuhalten, nur mit dem Unterschiede, daß Otto doch noch in mehrfacher Hinsicht mit der kommunistischen Partei verwachsen war und ihr augenscheinlich nächstes Ziel, den Umsturz so bald wie möglich herbeizuführen, deshalb unterstützte, weil er sich sagte, daß das deutsche Volk im Ganzen jetzt noch eher zu einem brauchbaren Instrument in der Hand eines Führers zu machen, noch eher dazu fähig sei, sich für ein großes Ziel zu begeistern und dafür die letzte Kraft einzusetzen, als später, wenn diese letzte Kraft in Entbehrung und Verzweiflung aufgebraucht sein würde. So warb er als Wanderredner für die kommunistische Partei, die seiner Persönlichkeit den gewaltige Zustrom in erster Linie zu verdanken hatte.

Persönlich ging es ihm gut. Einmal hatte er sein recht ansehnliches Gehalt aus der Parteikasse, dann aber waren seine schriftstellerischen Einnahmen geradezu ins Fabelhafte gestiegen. Der einfache Mann, wenn er noch so sehr darben mußte, ja umso mehr, je schlechter es ihm ging, suchte am Abend sein Vergnügen, seine Zerstreuung, irgend etwas, das ihm das Leben noch lebenswert erscheinen ließ. So waren die Wirtschaften und die Vergnügungsstätten überfüllt. Trotzdem aber ließ der Gedanke an die fürchterliche Lage, in der man sich befand und die Frage, wie alles noch werden würde, keinen los und man stürzte sich auf politische Schriften aller Art, die irgend einen Aufschluß zu geben, irgend eine Lösung zu bringen oder gar einen Hoffnungsschimmer zu zeigen versprachen. Bei dieser seinen Werken so günstigen Konjunktur erlebten Ottos im Winter auf dem Spielplan erschienenen Bühnenarbeiten hunderte von Aufführungen und seine Bücher, zumal der Roman, wurden in vielen hunderttausenden von Exemplaren gekauft. Dabei schrieb er eifrig Neues.

Tante Augustens Vermögensverhältnisse verschoben sich dagegen in umgekehrter Richtung. Der glückliche Umstand, daß ihr verstorbener Schwager, das Geld, das ihm einst von Otto in so edler Weise zugespielt worden war, zum größten Teil in einem

gut rentierenden Aktienunternehmen angelegt hatte, hatte Tante Auguste bis vor kurzer Zeit der Notwendigkeit enthoben, ihr, bezw. der kleinen Auguste Kapital anzugreifen. Unter dem Einfluß der steigenden Teuerung hatte die Gesellschaft aber, wie alle andern, ihr Aktienkapital um das Mehrfache erhöht, sodaß die Dividende und damit Tante Augustens Anteil gleich blieb, während der Wert ihres Einkommens nur einen Bruchteil des früheren betrug. Als Otto das merkte, half er der Tante aus ihren Geldsorgen, indem er die Miete, die er ihr zahlte, so erhöhte, daß der Ausfall ausgeglichen wurde.

Auch an Friedels Eltern hatte er gedacht und, als sie sich weigerten, für sich etwas anzunehmen, die Kosten für die Erziehung ihrer Enkelkinder übernommen.

So lebte man trotz der schweren Zeiten in der Villa Fels wie im Müllerschen Häuschen zufrieden und unbeschwert von den Sorgen des Alltags, die auf Millionen von Deutschen so drückend lasteten. Aber Ottos Herz schlug warm für diese Millionen, und es war sein Ziel, zu einflußreicher Stellung zu gelangen, um den bedrängten Volksgenossen zu helfen.

* * *

Nach einer längeren Vortragsreise war Otto endlich wieder einmal heimgekehrt. Er erzählte beim gemütlichen abendlichen Beisammensein von seinen Erfolgen und erwähnte zum ersten Male, daß, wenn seine so gut wie sichere Wahl zum Reichstagsabgeordneten erfolgt sei, er mit seiner Familie nach Berlin übersiedeln müsse. Tante Auguste und das Cousinchen erschraken sehr. War es bei Letzterer nur der Schmerz über das Aufhören des so traulichen seitherigen Zusammenlebens, so kam bei der alten Dame noch die Besorgnis hinzu, die Mieteinnahme zu verlieren. Doch Otto hatte schon für Beide einen Trost bereit. Friedel quälte schon lange die Sehnsucht, ihre Eltern wieder zu sehen. Otto entwickelte nun seinen Plan: während der sommerlichen Wahlkampfruhe wollte er mit Frau und Kind einige Wochen bei den Schwiegereltern verbringen, indes Tante Auguste mit ihrer Nichte, um einen Herzenswunsch des jungen Mädchens zu erfüllen, in ein Seebad gehen sollte. Die kleine Auguste, wie sie immer noch genannt wurde, obwohl sie der Tante schon in jeder Beziehung über den Kopf gewachsen war, geriet darüber in Entzücken.

Tante Auguste freute sich über Ottos Vorsatz, gelegentlich seines Besuches in G. das Müllersche Ehepaar zu überreden, mit seinen beiden Pfleglingen Ottos Wohnung in der Villa Fels zu beziehen, wenn er nach Berlin übergesiedelt sei.

Otto wollte dann für die Schwiegereltern die bisherige Miete an Tante Auguste weiter bezahlen.

In angeregter Unterhaltung blieb man heute länger als gewöhnlich auf, denn Gustel bestand darauf, daß die Wahl des Badeortes gleich entschieden werde, was gar nicht so leicht war, da ihr jeder neu vorgeschlagene immer besser gefiel als die andern. Schließlich entschied man sich für Misdroy an der Ostsee. Otto mußte aus einem Reisewerk darüber vorlesen, bis Tante Auguste einnickte, und Gustel sah sich in dieser Nacht im Traume auf der großen Seebrücke stehen und auf das wundervolle Meer hinausblicken. Als sie am andern Morgen Tante Auguste ihren Traum erzählte, meinte diese: „Nun ist es gewiß, daß wir hinkommen, denn von Wasser träumen bedeutet immer eine Reise."

Otto, Friedel und der kleine Herbert fuhren in einem Abteil 2. Klasse der Heimat der Mutter zu.

An der Bahn wurden sie von den Kindern Klaras abgeholt. Der Großvater sei seit einigen Tagen krank, erzählten sie und die Großmutter habe ihn nicht allein lassen wollen. Zu Hause angekommen, fand Friedel bestätigt, was sie und Otto sich nach der Erzählung der Kinder über die Krankheit des Vaters zurechtgelegt hatten. Der Eisenstaub hatte allmählich die Lungen des sonst kerngesunden Mannes angegriffen, und es war Zeit für ihn, seine anstrengende Berufsarbeit aufzugeben, wenn er seinen Lieblingswunsch, noch einige Jahre lang mit Frau Friederike zusammen einen schönen Lebensabend zu genießen, erfüllt sehen wollte. Vater Müller sah das selbst ein und war daher leicht geneigt, auf den Vorschlag, im Herbst in die Villa Fels überzusiedeln, einzugehen, zumal mit Rücksicht auf seine Frau, der der Plan besonders deshalb zusagte, weil sie in dem neuen Wohnort räumlich der Tochter sehr viel näher war. Außerdem waren die Schulverhältnisse für die Enkelchen viel besser. Vater Müller war aber auch froh, auf diese Weise aus dem politischen Getriebe herauszukommen, da ihn die terroristische Haltung der Arbeiterschaft in Parteifragen abstieß und er sich der Führerrolle, die er in G. spielte, nicht mehr gewachsen fühlte.

Auf Drängen der Tochter und des Schwiegersohnes trat er sofort endgültig aus der Fabrik aus. Statt an der Drehbank zu stehen, machte er täglich mit Otto und Herbert ausgedehnte Waldspaziergänge, die ihm bald sein früheres frisches Aussehen wiedergaben und an denen sich, als ihre Ferien begannen, auch die beiden anderen Enkelkinder, Klara und Paul, beteiligten.

So verbrachte man fröhliche Ferien in G.

* * *

Gustel gefiel es in Misdroy ausnehmend gut, besonders seit sie und einige andere junge Damen, deren Bekanntschaft man im Hotel gemacht hatte, mit einigen flotten Herren fast täglich Segelpartien machten. Anfänglich galt ihre Freude dem Segeln

allein, bald aber war ihr die Gesellschaft des Herrn von Kahldorf, der auffallend ihre Nähe suchte, wichtiger. Kahldorf, der Sohn eines reichen Gutsbesitzers, der als blutjunger Kriegsfreiwilliger bei Ausbuch des Krieges ins Feld gerückt und als Leutnant mit dem E. K. 1. zurückgekommen war und sich jetzt in einer nationalen Parteiorganisation politisch betätigte, war seinem Charakter, wie seiner Bildung und äußeren Erscheinung nach durchaus dazu geschaffen, ein Mädchenherz zu erobern. Die Freundinnen merkten bald, wie es um die beiden stand, und in kurzem war es zum Aerger mancher Mutter heiratsfähiger Töchter für die vornehme Welt in Misdroy ein offenes Geheimnis, daß Werner von Kahldorf sich zu Ende der Saison mit Auguste von Fehsenbeck verloben werde. Gustel war jedoch in diesem Punkt sehr zurückhaltend, so daß die Tante keine Ahnung von den Geschehnissen hatte. Es fiel ihr daher auch nicht auf, daß Gustel gegen Ende des Kuraufenthalts still und gedrückt umherging und heimlich in ihrem Zimmer weilte, denn was wußte die alte Dame davon, daß ein gewisser Herr von Kahldorf von der Parteizentralleitung plötzlich telegraphisch zurückgerufen worden war.

Gustel aber war stark genug, sich nach außen nicht viel anmerken zu lassen. Doch schmerzte es sie, daß Kahldorf gegangen war, ehe sie ihn der Tante vorgestellt hatte. So kamen die Kurgäste von Misdroy um ihre bestimmt erwartete Sensation.

* * *

Tante Auguste und ihre Nichte trafen abends, Otto und seine Familie am andern Morgen in der Villa Fels ein. Man hatte sich gegenseitig sehr viel zu erzählen, am meisten natürlich Gustel, aber das Interessanteste verschwieg sie.

Einige Tage nach seiner Rückkehr erhielt Otto einen Brief von der Zentralleitung der nationalistischen Partei, in welchem diese ihm den Vorschlag machte, zu ihr überzutreten, da man sich nach seinen Schriften nicht denken könne, daß die Zugehörigkeit zur kommunistischen Partei ihn innerlich befriedige. Die Ersetzung der jetzigen Regierung durch eine solche des Widerstands hätten beide Parteien zum Ziel, man verstehe ihn ganz und begreife, daß jede einen Teil seiner Hoffnungen unerfüllt lassen müsse, aber am ehesten finde er die Erfüllung seines Ideals bei der Nationalistischen Partei. In den nächsten Tagen werde dort ein Parteibüro errichtet werden, zu dessen Vorstand ein Herr aus der Zentralleitung ausersehen sei, und Herr Werner von Kahldorf werde sich gestatten, Herrn von Fels zu einer politischen Unterredung aufzusuchen.

Man kann sich denken, mit welchem Herzklopfen Gustel die Nachricht hiervon empfing und mit welch' dunkelrotem Kopf sie

eines Tages ihrem Bekannten von Misdroy gegenüberstand. Kahldorf, der sich den schwierigen Posten selbst ausgewählt hatte, um am Wohnort des Fräuleins von Fehsenbeck tätig zu sein, aber ihre Verwandtschaft mit Otto von Fels nicht ahnte, war höchlichst erstaunt, in dessen Hause seine liebliche Partnerin von der Segelpartie in Misdroy wieder zu finden. Mit Vergnügen folgte er daher Tante Augustens Einladung zum Tee und machte sich gar nicht viel daraus, daß er seiner Parteileitung als Ergebnis seiner Unterredung mit Herrn von Fels einen gänzlichen Mißerfolg melden mußte; persönlich war er mit dem Ergebnis seiner Besuche durchaus zufrieden.

Bald verging kein Tag mehr, ohne daß Herr von Kahldorf den Damen seine Aufwartung gemacht oder Blumen geschickt hätte.

* * *

Die Wahlen verliefen, wie es vorauszusehen war: die Mittelparteien schmolzen zu kleinen Minderheiten zusammen und die äußerste Rechte und Linke wuchsen zu nahezu gleich starken Riesenparteien an, von denen man noch nicht wissen konnte, wer bei einzelnen Abstimmungen siegen werde, da die Minderheit der Mitte das Zünglein an der Wage bildete und so doch einen verhältnismäßig großen Einfluß hatte. Otto, der ohnehin in einem ganz sicheren Kreis aufgestellt und ganz oben auf die Liste gesetzt worden war, wurde natürlich gewählt, siedelte mit seiner Frau nach Berlin über und betrat bald darauf zum ersten Male den Sitzungssaal des Reichstagsgebäudes.

Einige Wochen später zogen die Großeltern mit den beiden Enkelkindern in die Villa Fels.

Eine Zeitlang schien es, als ob sich die neue Regierung, an deren Spitze, eben weil sich die beiden großen Parteien nicht einigen konnten, wiederum ein Mehrheitssozialist als Präsident und ein Zentrums-Reichskanzler standen, doch würde behaupten können. Der Grund lag darin, daß England durch den deutschen Wahlkampf recht stutzig geworden war und dafür eintrat, daß man sich, als Deutschland mit seinen Zahlungen und Ablieferungen im Rückstand blieb, mit papierenen Protesten begnügte.

Dieses Nachlassen des äußeren Druckes gab der Regierung die Möglichkeit, sich mehr den Aufgaben, die ihr aus dem Druck der inneren Lage erwuchsen, zu widmen. Durch die allgemeine Not begünstigt, war das Verbrechertum derart angewachsen, daß in Großstädten und in ländlichen Gegenden, wo es viele vereinzelte Bauernhöfe gab, Zustände einrissen, die an die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege gemahnten. Richtig organisierte Räuberbanden waren der Schrecken der Bevölkerung, und als eines Tages von sämtlichen Parteien gleichlautende formelle Anfragen aus dem Reichstag an die Regierung gerichtet wurden, was sie zu

tun gedenke, um dem überhandnehmenden Räuberwesen zu steuern, konnte der Reichskanzler antworten, daß er sich mit dem Gedanken trage, eine eigene Behörde zur Bekämpfung des Verbrechertums einzusetzen, sobald der Regierung genügend Material vorliege. Dieses Material erhielt sie sehr rasch. Otto von Fels hielt nämlich bald darauf im Reichstag seine Erstlingsrede, in der parlamentarischen Sprache „Jungfernrede" benannt, in der er das Verbrechertum eingehend behandelte. Die Rede erregte selbst im Auslande Aufsehen. Fels ging davon aus, daß die Wurzel des Uebels die allgemeine Verrohung und Verwilderung der Sitten und der Moral, insbesondere auch der geschäftlichen sei, und daß sich ein zu schaffendes Sondergesetz auch auf das Wucher- und Schiebertum erstrecken und die Ausplünderung des Volkes durch die Schmarotzer dem gemeinen Raub gleichstellen müsse. Die Rede wurde als Broschüre gedruckt und machte Ottos Name als den eines Vorkämpfers gegen das Verbrecher- und Schieberunwesen so bekannt, daß die Regierung kaum anders konnte, als ihm das neue Staatssekretariat zu übertragen. Fels lehnte es ab, Gesetzentwürfe auszuarbeiten, da er sich sagte, daß bei den Beratungen das Beste darin zu Fall gebracht, außerdem wertvolle Zeit verloren würde. Er ließ sich daher nur durch ein kurzes Gesetz die Befugnis geben, durch Verordnung die Maßnahmen zu treffen, die ihm geeignet erschienen, um die Sicherheit von Leben und Eigentum wieder herzustellen und die Moral im Volke zu heben.

Sein herzhaftes Zupacken erwarb ihm die Sympathie aller redlich und vernünftig denkenden Menschen und die kommunistische Partei, der er angehörte, nahm seine Taten als Beweis für die Richtigkeit ihrer Ziele und für ihre Fähigkeit, zu regieren, in Anspruch.

Einen Punkt seines Verordnungswerkes bildete die Bestimmung, daß der politische Gegner im Wahlkampf nicht beleidigt werden und eine von der Behörde genehmigte Versammlung nicht gesprengt werden dürfe. Als nun auf Grund dieser Verordnung die Justizbehörde gegen kommunistische Rohlinge einschritt, die eine nationalistische Versammlung gesprengt und den Redner mißhandelt hatten, der Justizminister aber die Einstellung des Strafverfahrens verfügte, verbat sich Fels das in der energischsten Weise. Der Justizminister, ein Kommunist, bestand darauf, daß, wer als Verfassungsfeind die Erregung treuer Republikaner hervorrufe, sich die Folgen selbst zuzuschreiben und keinen Anspruch darauf habe, vom Staate geschützt zu werden. Darauf stellte Otto kurzer Hand von amtswegen Strafantrag gegen den Justizminister wegen Verstoßes gegen die staatskommissarische Verordnung und verlangte vom Reichskanzler, daß er in die Strafverfolgung des Ministers wi..ge, was dessen Amtsenthebung zur Voraussetzung gehabt hätte.

Natürlich mußte nun die Sache vor das Parlament gebracht werden und wirbelte mächtigen Staub auf.

Die nationalistische Partei machte Ottos Sache zu der ihrigen, wodurch die Kommunisten in die sehr unangenehme Lage kamen, auf alle Fälle eine Schlappe hinnehmen zu müssen. Willigten sie nämlich in die Absetzung und Bestrafung des Ministers, so verschafften sie damit ihren Gegnern einen unbestrittenen Sieg, erklärten sie sich gegen Fels, so sagten sie sich damit von dem volkstümlichsten Mann und zugkräftigsten Namen der Partei los.

In der Not wählten sie den Ausweg, an Otto von Fels das Ansinnen zu stellen, seinen Antrag an den Reichskanzler zurückzuziehen. Fels weigerte sich und der Parteileitung blieb nun nichts anderes übrig, wenn sie sich nicht selbst blamieren und ihre Autorität aufs Spiel setzen wollte, als ihn fallen zu lassen. Man stellte Otto vor die Wahl, sich zu fügen, oder aus der Partei auszutreten. Er wählte das Letztere und damit schien es, als ob seinem politischen Wirken ein Ziel gesetzt und all sein Streben umsonst gewesen sei. Er aber wußte, daß der Zeitpunkt kommen werde, da man ihn wieder rufen würde.

Rascher, als er selbst dachte, sollte sich zeigen, daß er recht hatte. Ein paarmal war es mit der Erklärung der Reichsregierung, daß Deutschland unfähig sei, seinen Verpflichtungen aus dem Friedensvertrag nachzukommen und dem Vertrauen auf die durch die politischen Verhältnisse bedingte Nachsicht der Entente ganz gut gegangen, dann aber tat Frankreich nicht mehr mit.

Frankreich brauchte nämlich wieder eine Ablenkung für seine hitzköpfigen Landeskinder, wie sie Napoleon III. im Jahre 1870 gebraucht und deshalb den Krieg vom Zaun gebrochen hatte. Diesmal handelte es sich weniger darum, die unzufriedene Pariser Bevölkerung durch einen Spektakel zu beschäftigen, als darum, den immer mehr um sich greifenden Meutereien im französischen Rheinland-Besatzungsheer dadurch ein Ende zu bereiten, daß man die Truppen auf einer gefahrlosen Expedition ins Innere Deutschlands billigen militärischen Ruhm ernten und die Wonne des Herrentums kosten ließ.

Die französische Regierung, die die Größe der Gefahr erkannte (wiederholt hatten französische Regimenter den Gehorsam verweigert und die rote Fahne gehißt), den Grund ihres Verhaltens aber umso weniger eingestehen durfte, je zwingender er war, gab diesmal nicht nach, sondern ließ durch ihren Vertreter in London erklären, es stehe das Ansehen der französischen Nation, die Ehre Frankreichs auf dem Spiel und sie werde ihre Divisionen mit oder ohne Englands Zustimmung marschieren lassen.

Die englischen Staatsmänner, die sich von den Franzosen schon so viel hatten gefallen lassen müssen, daß sie nahezu daran

gewöhnt waren, nachzugeben, machten wieder einen Bückling vor Frankreich und stimmten der Strafexpedition zu.

Als schon die Befehle an die englischen Truppen ergangen waren, traf eine Depesche des englischen Botschafters in Berlin bei der Regierung in London ein, die dringend vor der Entsendung von Truppen warnte. Die Stimmung in Deutschland sei derart gereizt, daß der erste fremde Soldat, der den Rhein überschreite, wie ein Signal zur Revolution wirken könne, und dann sei man auf alle Fälle im Nachteil. Zurückgehen könne man nicht, ohne das englische Ansehen zu gefährden und die Möglichkeit, künftig durch Drohungen etwas zu erreichen, aufs Spiel zu setzen.

Vorrücken könne man erst recht nicht, denn dann müsse man sich auf die Seite einer der kämpfenden Parteien stellen, da die englischen Truppen doch nicht wahllos auf Menschen schießen könnten, die von ihnen selbst gar nichts wollten. Stelle man sich aber auf die Seite der Linken, so sei das englische Heer, da sich dann die kommunistische Propaganda ungehindert auswirken könne, innerhalb kurzer Zeit vollständig kommunistisch verseucht, die Verbrüderung der Truppen mit den Kommunisten und unter Umständen die Revolution in England sicher.

Verhelfe man den Nationalisten zum Sieg, so bringe man damit diejenige Partei ans Ruder, die England als Anstifter des Weltkrieges am heftigsten bekämpfe und mit allen Mitteln darauf hinarbeite, daß die Kriegschuld Englands, anstatt der im Versailler Vertrag behaupteten deutschen Schuld, festgestellt und daraufhin der Friedensvertrag umgestoßen werde.

Man wußte an der Themse, daß der Horchposten an der Spree scharfe Augen, feine Ohren, einen klaren Kopf und einen vorzüglichen englisch-nationalen Instinkt habe, ließ die Finger von der Sache und gab zu, daß Frankreich marschierte.

Der englische Gesandte hatte recht prophezeit. Die Revolution in Deutschland wartete nicht einmal, bis ein Franzose den Rhein überschritten hatte, sondern brach schon auf die Nachricht hin, daß England Frankreich gewähren lassen, aus.

Die kommunistische Partei bat Otto dringend, um seine Mitwirkung bei der bevorstehenden gewaltsamen Umwälzung, übertrug ihm die letzten Vorbereitungen und schlug dann los.

Sie war von Rußland reichlich mit eingeschmuggelten Waffen und Munition versehen worden, woran es der Rechten gebrach.

Streng nach dem in allen Teilen ausgearbeiteten Kriegsplan wurde verfahren.

In den frühesten Morgenstunden, als alles noch im Schlafe lag, besetzten starke bewaffnete Arbeitertrupps die Bahnhöfe und Rathäuser, sowie, wo solche vorhanden waren, die Kasernen und Waffendepots der Reichswehr. Sämtliche Automobile, Wagen,

Motorräder und Fahrräder, von denen man genaue Verzeichnisse hatte, wurden herausgeholt, in die im Rathaus und verschiedenen Gastwirtschaften errichteten kommunistischen Kommandostellen verbracht und dort an zuverlässige Leute verteilt. Dann wurden die Läden besetzt und die Lebensmittel, soweit nur irgend möglich, an schon vorher bestimmte, streng bewachte Aufbewahrungsstellen eingeliefert, sodaß sie nur von den Kommunisten verteilt werden konnten. Die Bewohner aber sahen von alledem fast nichts, weil sie sich hüteten, auch nur in die Nähe der Fenster zu kommen, geschweige denn hinauszusehen, oder gar auf die Straße zu gehen.

Kaum war nämlich die Besetzung der öffentlichen Gebäude durchgeführt, als an allen Straßenecken Maschinengewehre aufgestellt wurden. Patrouillen, denen je ein Trompeter zugesellt war, durchzogen die Straßen und lockten durch Hornsignal und Schüsse die erschreckten Schlafenden aus den Betten und an die Fenster. Eine mächtige Stimme verlas die Bekanntmachung, daß die Regierungsgewalt im Reich und den Ländern und die Gemeindeverwaltung und Polizeigewalt an die kommunistische Partei übergegangen sei.

Einen Tag und eine Nacht hatten die Bewohner in ihren Häusern zu bleiben und die Fenster geschlossen zu halten, sich auch nicht am Fenster zu zeigen, da auf Jeden geschossen werde. Morgen würden weitere Bekanntmachungen erfolgen, insbesondere die Lebensmittelverteilung geregelt werden; für heute sollten sich die Bewohner eines Hauses damit gegenseitig aushelfen.

Zugleich wurden die Namen derjenigen verlesen, die als Geiseln verhaftet werden sollten und ihnen befohlen, sich in einer Stunde bereit zu halten, mit der sie abholenden Patrouille zu gehen; wo jemand fehle oder Widerstand leiste, würden alle Bewohner des Hauses, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, verhaftet und das Haus mit Handgranaten zerstört werden. Flucht oder Verstecken sei also zwecklos.

Im übrigen wurde jedem, der sich allen Anordnungen füge, Freiheit und die Möglichkeit, seinem Berufe nachzugehen, zugesichert. Unter den ersten Geiseln, die verhaftet wurden, befanden sich jeweils die Bürgermeister, Amtmänner, Polizei- und Schulvorstände, die Großkaufleute und sonstige hervorragende Persönlichkeiten, auch Frauen.

Fast überall gelang die Ueberrumpelung in dieser Weise. Nur da, wo die Nationalisten stark in der Mehrzahl waren, überwältigten sie die Kommunisten und nahmen Besitz von deren Waffenlagern.

In Berlin gelang die Besetzung des Reichstagsgebäudes, sowie der meisten übrigen öffentlichen Gebäude; aber in mehreren Stadtteilen sammelten die Nationalisten ihre Anhänger um sich und rüsteten zum Kampf.

Der kommunistische Vollzugsrat in der Reichshauptstadt rief seinen Vorsitzenden zum Reichspräsidenten aus und besetzte sämtliche Ministerposten mit seinen Mitgliedern.

Die Nationalisten beantworteten diesen Schritt mit der Ausrufung eines Gegenpräsidenten, der, da Süddeutschland der Hort der Nationalisten war, in München seinen Sitz hatte.

In Berlin wurde ein bevollmächtigter Vizepräsident aufgestellt, der es sich angelegen sein ließ, alle Anordnungen seines kommunistischen Rivalen mit Gegenbefehlen zu beantworten. Das gleiche geschah in allen anderen großen Städten, wo überall große oder kleine Nationalistennester vorhanden waren. Auf diese Weise machte sich die mangelnde telegraphische Verbindung mit der Münchener Zentralleitung weniger fühlbar. Bald aber hatte man auch hierfür Ersatz gefunden, indem man das im Weltkrieg zur Vollendung gebrachte System der nächtlichen Nachrichtenübermittelung durch Lichtsignale, die von sogenannten Blinkerstationen gegeben wurden, einführte, das besonders mit dem Augenblick einen völlig zuverlässigen Nachrichtenaustausch ermöglichte, in dem beide Parteien, die Kommunisten aus Rußland, die Nationalsten aus Italien und Deutsch-Oesterreich, Flugzeuge erhielten, welche auf nächtlichen Fahrten weithin sichtbare Licht- und Raketenzeichen gaben und empfingen.

Da, wo ganze Länderstrecken in der Hand einer Partei waren, ging das Leben schon nach wenigen Tagen wieder seinen geregelten Gang, denn da waren ja auch die Eisenbahnlinien wieder in Benützung und gewährleisteten den Austausch von Lebensmitteln und Waren wenigstens in diesem Gebiet. Die jeweiligen Inhaber der Macht sicherten ihre Stellung dadurch, daß sie die Lebensmittelverteilung übernahmen, wodurch sie ihre Widersacher vollständig in der Hand hatten. Trotzdem brach natürlich in manchen Gegenden, und zwar zumeist in den von den Kommunisten besetzten, da deren Hauptstützpunkte ja die dicht bevölkerten Industriebezirke mit geringer oder gar keiner Landwirtschaft waren, eine Hungersnot aus.

Aufrufe beider Parteien an das Ausland, der Not zu steuern, ergingen und hatten Erfolg. Norddeutschland wurde von Holland, Süddeutschland über die Schweiz versorgt. Aber in denjenigen Städten oder Gemeinden, deren ganze Umgegend in den Händen von Parteifeinden war, sodaß sie nationalistische Inseln im Kommunistenmeere oder einem Kommunisteneiland in der Nationalistensee glichen, herrschten trostlose Zustände.

Die Bahnverbindung war natürlich abgeschnitten, sodaß auch nicht das Geringste hereinkam. Man machte, als die Lebensmittel ausgingen, richtige Beuteraubzüge in die Nachbarschaft und litt, als man sich bei den immer wachsamer werdenden Gegnern nur noch blutige Köpfe holte, Tage und Wochen lang grausamsten

Hunger, bis das furchtbare Elend dazu zwang, auf die Fahne derjenigen Partei zu schwören, von deren Anhängern man rings umschlossen war. So fiel eine Enklave nach der anderen.

Der Befehlshaber der französischen Invasionstruppen war in starker Verlegenheit. Schwache Stoßtrupps, mit denen er zuerst vordrang, wurden von den Kommunisten zusammengeschossen. Als er mit Artilleriebeschießung drohte und stärkere Streitkräfte gegen einzelne Städte vorgehen ließ, stieß er sowohl im norddeutschen Rheinland wie in Süddeutschland in die Luft.

Da, wo die Kommunisten die Oberhand hatten, ließen sie, als die Franzose kamen, alle Waffen, Lebensmittel, Wertsachen und Geld zusammenbringen, vernichteten, was sie nicht mitnehmen konnten und zogen mit dem andern fort, den Franzosen statt eines zu bekämpfenden Feindes, ein Heer hungernder, ausgeplünderter, mittel- und wehrloser Menschen zurücklassend, die das französische Militär, um einem Massensterben und dem Ausbruch von Seuchen vorzubeugen, verpflegen und kleiden mußte und aus denen beim besten Willen nichts herauszuholen war.

Die Nationalisten schafften, die Grausamkeit ihrer Gegenpartei vermeidend, nur Waffen und Wertsachen fort, verteilten die Lebensmittel und alles, was in den Läden vorhanden war, an die Bevölkerung und waren dann ebensowenig imstande, ein Kontribution zu bezahlen oder Einquartierung zu verpflegen.

Das Ziel des französischen Oberkommandierenden war, Berlin und München zu besetzen, die leitenden Männer beider Parteien gefangen zu nehmen und einen franzosenfreundlichen Elsässer, der sich zu diesem Zwecke beim französischen Generalstab befand, unter dem Schutz der französischen Bajonette und Maschinengewehre zum deutschen Reichspräsidenten auszurufen.

Bald sah er ein, daß das nicht möglich war, ohne in jede Stadt, in jedes Städtlein, jedes Dorf und jeden Bauernhof eine französische Besatzung zu legen, wozu mehr Soldaten nötig gewesen wären, als Frankreich im ganzen besaß. Zudem belehrte ihn ein furchtbarer Vorfall, daß er bei weiterem Vorrücken seine Truppen der größten Gefahr aussetze. Zwei französische Regimenter hatten eine Industriestadt besetzt und waren zum Teil in Massenquartieren in ausgeräumten Schulen, Turnhallen, Gasthaussälen usw., zum Teil in Bürgerquartieren, untergebracht worden. Die Bevölkerung bestand fast ausschließlich aus Arbeitern, die der kommunistischen Partei angehörten, ihre Waffen und Lebensmittel versteckt hatten und dageblieben waren. Für den dritten Tag hatte der französische Oberst Ablieferung aller Waffen angeordnet. In der zweiten Nacht wurden in allen Kommunistenhäusern die einquartierten Franzosen ermordet, Frauen und Halbwüchsige mit ihren Waffen versehen, die französischen Maschinengewehrposten und die Schläfer in den Massenquartieren überrascht.

Es gab ein entsetzliches Blutbad, dem die französischen Obersten selbst nur mit knapper Not entgingen, und nur wenigen Franzosen gelang es zu fliehen.

Alle Zeitungen der Welt waren von diesem Ereignis, das man treffend mit der „sizilianischen Vesper" verglich, voll. Die nationalen Zeitungen in Deutschland verurteilten diese Handlungsweise scharf und forderten ihre Leser zur Besonnenheit und gleichmütigen Ruhe gegen die französischen Truppen auf. Die kommunistischen Blätter priesen die Tat und kündeten den Franzosen, wo sie hinkämen, das gleiche Schicksal an, da sie Verkörperer des Militarismus und Eindringlinge seien, die kein Recht hätten, dem Proletariat in die Arme zu fallen, wenn es sich endlich anschicke, der kapitalistischen Herrschaft ein Ende zu bereiten.

Wenige Tage später klebte aber auch im nationalistischen Bayern in allen Städten und Dörfern Anschläge an den Häusern, durch welche die Bevölkerung aufgefordert wurde, falls die Franzosen sich unterstehen sollten, ins Bayerland einzudringen,. dafür zu sorgen, daß keiner eine Nacht überlebe. Der Kampf gegen den Kommunismus sei eine deutsche Sache, die, wenn die Franzosen als Freunde der Nationalisten kämen, durch die Teilnahme des Nationalfeindes besudelt würde, kämen sie aber als Freunde der Kommunisten, so müsse man sich ihrer ebenso, wie jener, erwehren.

Was half es, daß sich die nationalistische Zentralleitung sofort diesem Aufruf völlig fernstehend erklärte?

Was half es auch, daß zwei andere französische Regimenter die Stadt des Blutbades erneut besetzten, um, wie der französische Oberkommandierende verkündigte, ein furchtbares Strafgericht zu üben? Die männliche Bevölkerung war mit dem ganzen Vorrat an Waffen und Munition fort, da man ihr aus der Umgegend Automobile und Wagen zur Flucht entgegengeschickt hatte. Die weiblichen und minderjährigen Bewohner der Häuser, in denen Franzosen ermordet worden waren, waren ebenfalls geflohen, und wenn man auch einen Teil von ihnen auf den Landstraßen fing, so war damit garnichts gewonnen.

Sonst fand man niemand in der Stadt, als die wenigen dort ansässigen Nationalisten, die von den Kommunisten vor deren Abzug in die oberen Stockwerke der Häuser getrieben und dort eingeschlossen worden waren.

Die militärische Besetzung der Umgegend hatte gar keinen Zweck. Ueberall waren die Männer, bis auf solche, die ganz bestimmt keine Kommunisten waren, in Sicherheit, und den Frauen und Kindern konnte man nicht ansehen, ob sie ortsansässig, oder an dem Ueberfall schuldige Flüchtlinge waren.

Mit der Strafexpedition war es also nichts. Wütend erklärte das französische Oberkommando alle besetzten Orte für feindliches Gebiet und ließ die Männer in Konzentrationslager bringen, wo

sie auf das unwürdigste behandelt wurden, während die Frauen und Mädchen unter den schwarzen Truppen das Furchtbarste zu zu leiden hatten.

Der Enderfolg von allem war der, daß im linksrheinischen besetzten Gebiet Streiks ausbrachen und Aufstände emporlohten, die blutig niedergeschlagen werden mußten und daß sich in der ausländischen Presse, namentlich in Amerika, der Schweiz und Skandinavien, ein Sturm der Entrüstung über die neuerliche schwarze Schmach am Rhein erhob.

Noch schlimmer wurde die Sache für Frankreich, als man die in der neutralen Presse immer wieder aufgeworfene Frage, was denn die Franzosen im deutschen Bürgerkrieg zu suchen hätten, mit einer Proklamation beantwortete, daß man gekommen sei, die Ruhe und Ordnung in Deutschland wieder herzustellen.

Zum ersten Male griff der Kommunistenführer Otto von Fels ein, indem er in einem scharfen Artikel des roten Regierungsorgans die Absicht der Franzosen, Deutschland eine französische Regierung aufzuzwingen, bloßstellte. England, das seine Interessen bedroht sah, verlangte von Frankreich die Erklärung, daß die französische Regierung nicht daran denke, sich einseitig Vorteile zu schaffen, sondern die „deutsche Frage" nur im Einverständnis mit den Verbündeten lösen werde.

Darnach verlangte England, daß Frankreich sich in logischer Folge dieser Erklärung zurückhalte, bis unter den deutschen Parteien die Entscheidung über die Vorherrschaft gefallen sei, dann könne man gemeinsam wieder gegen die neue deutsche Regierung auftreten.

Die englischen Politiker gingen eben von der fundamentalen Wahrheit aus, daß man ein Volk, das im Aufruhr ist, mit Gewaltmaßregeln gegen Volksgenossen nicht schrecken kann. Keinem liegt ja etwas am andern. Jeder denkt nur an sich selbst, und wenn man etwas erzwingen will, so muß man es jedem einzelnen abzwingen. Ein Ding der Unmöglichkeit!

Ganz anders, wenn eine Regierung vorhanden ist. Diese hat die Pflicht, für das Wohl aller Volksgenossen zu sorgen und darf, wenn sie ihren Bestand nicht gefährden will, nicht einen Teil des Volkes Repressalien aussetzen. Insofern kann das Chaos für ein von unerbittlichen Feinden zur Verzweiflung getriebenes Volk ein Glück sein.

Schließlich verlangten die englischen Zeitungen von ihrer Regierung, daß sie sich erkläre, ob sie gleich viel Truppen, wie Frankreich, nach Deutschland entsenden und dort eine neue Regierung einsetzen oder Frankreich zur Zurückziehung seiner Truppen veranlassen wolle. An der Themse hatte man keine Lust, sich in die Nesseln des deutschen Bürgerkrieges zu setzen, und verlangte die Zurückziehung der französischen Truppen.

Frankreich fürchtete die Blamage des Rückzugs, die der kundige englische Botschafter durch seine Warnung seiner Regierung erspart hatte und suchte einen Vorwand, die Truppen im Lande zu belassen. Das war nur möglich, wenn man sich von einer der streitenden Parteien zu Hilfe rufen ließ, deren Leitung man dann als die rechtmäßige Regierung bezeichnete, um an deren Seite gegen die andern als Aufrührer vorzugehen.

Man knüpfte also sowohl mit Berlin, als auch mit München Verhandlungen an. Bei den Nationalisten holte man sich sofort eine glatte Absage, da es ganz unmöglich sei, mit dem Landesfeind gegen die eigenen Volksgenossen zu kämpfen, obendrein nur, um nachher für diesen weiter Frondienst zu verrichten. Wenn Frankreich den Nationalisten ehrlich zum Siege verhelfen wolle, so könne es dies am besten dadurch tun, daß es die nationalistische Regierung anerkenne, den Versailler Friedensvertrag vernichte und mit der neuen Regierung einen neuen Frieden des Rechts, der Billigkeit und der Vernunft schließe. Dann sei der Bürgerkrieg mit einem Schlag zu Ende.

Natürlich sah man in Paris bei diesem Vorschlag im Geiste schon ein neues militaristisches Deutschland wiedererstehen und lehnte ab.

Die Kommunisten erklärten sich zum Zusammengehen mit den französischen Truppen bereit, wenn diese als Soldaten des Proletariats, als Kämpfer gegen den Militarismus und Kapitalismus und als Wegbereiter der kommunistischen Weltordnung kämen.

Die Franzosen versuchten, sich darauf zu einigen, daß sie helfen wollten, die kommunistische Ordnung in Deutschland einzuführen, aber schon während der Verhandlungen wirkte die kommunistische Propaganda im französischen Heere so zersetzend, daß nur schleuniger Rücktransport der Truppen verhindern konnte, daß das ganze Heer mit fliegenden Fahnen zum Kommunismus übertrat. Man hatte sich an den deutschen Kastanien ganz abscheulich die Finger verbrannt.

Inzwischen hatten sich die Dinge in Deutschland in der Weise weiter entwickelt, daß die süddeutschen Nationalisten ihre Anhänger zu einem wohlgeordneten und gutgeführten Heere zusammenschlossen, das sich anschickte, in die kommunistischen Nachbargebiete einzurücken und eine Stadt nach der andern kämpfend zu besetzen. Die Kommunisten machten es in Norddeutschland ebenso, und bald stand der nationalistische Süden geschlossen gegen den kommunistischen Norden.

In Mitteldeutschland, der alten Hochburg des Kommunismus, trafen die Nationalisten zuerst auf den Widerstand größerer Massen. Beide Parteien ordneten förmliche Aushebungen an, auf solche Weise ein Riesenheer zusammenbringend, und die beiden

Heere traten sich erstmals in Thüringen in einer Schlacht gegenüber. Inzwischen hatte sich aber das anfängliche Verhältnis der Bewaffnung gründlich und sehr zu ungunsten der Kommunisten geändert, da die französische Regierung, die endlich begriffen hatte, wie groß die Gefahr des Bolschewismus für Frankreich sei, dessen Vernichtung durch die Nationalisten wünschte und diese durch erst heimliche, dann offene Waffenlieferungen unterstützte.

Riesengroß war nun allerdings für Frankreich die Gefahr, daß nach beendigtem Bürgerkrieg Millionen von Deutschen auf solche Weise wieder bewaffnet und militärisch organisiert waren, und daß die Nationalisten sich gutwillig wieder entwaffnen ließen, war ausgeschlossen. Man würde genötigt sein, die Entwaffnung wieder durch „Sanktionen" zu erzwingen, wie man es der alten Regierung gegenüber getan hatte, riskierte aber dabei das Aufflammen eines Vaterlandsverteidigungskampfes wie 1813.

Sehr fraglich war dann, ob man sich noch auf England verlassen konnte. Dieses hatte ja ein Deutschland ohne Kolonien und ohne Flotte nicht mehr zu fürchten, während ihm das anspruchsvolle Frankreich überall hinderlich war und nur deshalb als Freund erhalten wurde, weil man es noch zu gebrauchen gedachte.

In solcher Lage konnte es England nur angenehm sein, ein ihm willfähriges, zu Lande starkes Deutschland in Frankreichs Rücken zu wissen, mit dem man dieses zur Gefolgschaft in einem Kriege gegen Japan treiben und, wenn es seine Schuldigkeit getan hatte und unbequem wurde, vernichten konnte.

Man mußte also in Paris bei Zeiten Vorkehrungen treffen, die Wehrmacht der Nationalisten sofort, nachdem diese zur Herrschaft gelangt waren, zu zerbrechen. Dazu sollte Polen helfen, mit dem ein in alle Einzelheiten gehendes Abkommen getroffen wurde, nach welchem es sein fertig mobilisiertes Heer an der Grenze zusammenzog, um unmittelbar nach der Niederlage der Kommunisten über die Truppen der Nationalisten herzufallen.

Die Polen würden sich um einen englischen Einspruch nicht kümmern, und ihr Sieg war, wenn Frankreich als neutrale Besetzungsmacht, wie früher bei der Abstimmung, sich, Deutschland überall hindernd, Polen aber begünstigend, in den Weg stellte, gewiß, zudem die Deutschen eine kaum nennenswerte und nur leichte Artillerie besaßen.

Die erste Schlacht in Thüringen endete mit einer Niederlage der Kommunisten, deren Heeresleitung telegraphisch in Berlin, wo die Kommunisten nach wochenlangen erbitterten Straßenkämpfen Alleinherrscher geblieben waren, Hilfe erbat.

Man berief die Mitglieder der Berliner Ausschüsse und die Unterabteilungsleiter zu einer Beratung. Niemand wußte einen Ausweg, denn der Führung und überlegenen Bewaffnung der

„weißen Armee" war man, wie die Niederlage gezeigt hatte, keinesfalls gewachsen. Je nach dem Charakter der Redner wurden die widersprechendsten Vorschläge gemacht. Solchen, die Verhandlungen und die Beibehaltung der durch die Spaltung geschaffenen Zweiteilung Deutschlands in einen „weißen" Süden und einen „roten" Norden befürworteten, traten andere gegenüber, die den Kampf bis aufs Messer und die völlige Zerstörung jedes Gebietes, aus dem man mit Waffengewalt vertrieben wurde, forderten. Endlich nahm Otto von Fels das Wort und erbot sich, wenn man ihm ganz freie Hand lasse und unbeschränkte Vollmacht gebe, seine Anordnungen auch in keiner Weise störe, sondern sie mit allem Nachdruck fördere, selbst wenn sie vorübergehend unverständlich erscheinen sollten, ein Hilfsheer zu rekrutieren, nach Süddeutschland zu bringen und als Oberbefehlshaber der roten Armee diese zum Siege zu führen. Man nahm sein Anerbieten an und willfahrte auch seinem Wunsche, ihm eine zuverlässige Leibwache zuzubilligen, die ihn gegen etwaige persönliche Feinde schützen und seinen Anordnungen gegen jeden, der sich nicht füge, Achtung verschaffen sollte.

Noch am gleichen Tage meldeten Sonderblätter Ottos Ernennung zum Oberbefehlshaber der roten Armee und brachten seine erste Verordnung, durch die der Belagerungszustand verhängt und alle Behörden dem Militäroberkommando unterstellt wurden.

* * *

Otto erkannte mit scharfem Blick, was not tat. Zunächst galt es, sich gegen die Gefahr zu sichern, daß die eigenen Anhänger durch die Drohungen und Lockungen der Gegenpartei, die diese durch von Fliegern abgeworfene Flugblätter überall verbreitete, wankend gemacht wurden.

Dazu war zweierlei notwendig: daß man die Furcht, im Kampfe geschlagen zu werden und die Mißstimmung gegen die kommunistische Herrschaft an sich, die sich schon überall zu regen begann, beseitigte.

Ersteres erreichte er in geschickter Weise dadurch, daß er, mit Ausnahme des notwendigsten Eisenbahn- und Sicherheitspersonals und der obersten Beamten, alle Männer einzog und zu drei neuen Heeresgruppen sammelte, deren Bewaffnung aus eigenen, Tag und Nacht arbeitenden Werkstätten erfolgte. Frauen und Kinder mußten bis zur Grenze des Möglichen die Arbeit der einberufenen Männer übernehmen. Auf diese Weise wurde er seinen Gegnern an Zahl um ein Vielfaches überlegen.

Die eine der drei neuen Armeen ließ er zu der in Thüringen kämpfenden stoßen, füllte aber nur die durch die Verluste entstandenen Lücken aus und hielt die Hauptmacht, hinter der ganzen

Front verteilt, in Reserve, durch einen Riesen-Automobilpark für die Möglichkeit sorgend, die ganze Reserve in denkbar kürzester Zeit an irgend einen Punkt zu werfen. Es fiel ihm aber gar nicht ein, seine Bewegungen zu verdecken, sondern er nahm sie im Gegenteil recht offen war, damit die gegnerische Oberleitung die Aussichtslosigkeit eines Angriffs erkennen sollte.

Die Offiziere der weißen Armee, deren höhere Chargen ausnahmslos den Weltkrieg mitgemacht hatten, staunten, als sie von den Fesselballons aus die Vorbereitungen des neuen Kommunistengenerals sahen. Ihr Kriegsrat kam einstimmig zu dem Entschluß, daß der Wagenpark und die geschickte Aufstellung der Reserve allein dem Gegner den Sieg verbürge, denn wenn man an irgend einer Stelle Erfolg habe, würde er durch eine schnell dahin geworfene gewaltige gegnerische Uebermacht entrissen werden, und im nächsten Augenblick vielleicht waren die gleichen Truppen schon wieder an einer anderen Stelle, um dort den Durchbruch zu erzwingen.

Die beiden übrigen Armeen ließ Otto an der rechten Flanke des Gegners vorbei vorrücken, sodaß sie zu gleicher Zeit die weiße Armee im Rücken bedrohen und den Nachschub von Verstärkungen und Munition verhindern konnten.

Da man auf die Verwendung solch gewaltiger Truppenmengen nicht vorbereitet gewesen war, blieb der weißen Armee nichts übrig, um sich vor Umzingelung zu retten, als in Eilmärschen sich soweit zurückzuziehen, daß man die Umgehungsarmeen wieder vor sich hatte.

Ohne daß ein Schuß gefallen war, hatte Otto seinen Gegner aus Mitteldeutschland hinaus und bis weit nach Süddeutschland hinein manövriert.

Die Kunde hiervon und die von Otto absichtlich übertriebenen Nachrichten über die Stärke und Bewaffnung seiner Truppen ließ natürlich jede Furcht vor den Drohungen der Weißen und jede etwa vorhandene Lust, abzufallen, im Keime ersticken. Umgekehrt gewann sich Otto durch die Bekanntmachung, daß die Aufrichtung einer strengen Ordnung sein Ziel sei, er die Schlacht, die er hätte gewinnen können, vermieden habe, um kein Bruderblut zu vergießen, niemanden, der sich füge, etwas zu leide geschehen solle und die kommunistische Regierung, die nach seinen Grundsätzen handle, weit eher die Abschüttelung des feindlichen Druckes und die Besserung der wirtschaftlichen Lage verbürge, als die nationalistische, auch auf der Gegenseite Freunde.

Die Mißstimmung gegen die kommunistische Herrschaft, die vielfach vorhanden und in der letzten Zeit mächtig gewachsen war, hatte ihren Grund in der blindlings angeordneten Sozialisierung aller Betriebe und Verteilung des Besitzes, wodurch der ganze Wirtschaftsapparat derart ins Stocken gekommen war, daß sich

die kommunistischen Machthaber hatten entschließen müssen, die Enteignungsverfügungen sofort einstweilen wieder aufzuheben, da die Durchführung der Kommunalisierung allmählich auf Grund neugeschaffener, wohlberatener Gesetze erfolgen solle. Die Eigentümer von Geschäften und Häusern, sowie die Besitzer von Vermögen und sonstigen Vermögenswerten sollten bis zur endgültigen gesetzlichen Regelung als Verwalter öffentlichen Eigentums betrachtet werden. Verkäufe von Liegenschaften, Geschäften und Aktienbesitz wurden verboten, die Erhebung von Bank- und Sparkassenguthaben war nur in einem beschränkten Umfange gegen Eintrag in eine besondere Ausweiskarte gestattet.

Diese Bankausweiskarte war eine Erfindung Ottos von Fels, der als erster für die Aufhebung der übereilten Verfügungen eingetreten war und die Uebergangsbestimmungen bearbeitet hatte. Sie sollte Vermögensverschiebungen und Steuerhinterziehungen verhindern, indem sie namentlich genau verriet, ob jemand bei mehreren Banken und Sparkassen Guthaben oder Wertpapierbesitz habe und in welcher Höhe. Und sie löste dieses Problem, mit dem die Fachleute aller früheren Regierungen nicht hatten fertig werden können, in verblüffend einfacher und zuverlässiger Weise.

Es handelte sich um eine Personalausweiskarte ähnlich wie die Reisepässe, jedoch in großem Format mit Lichtbild und Fingerabdruck des Eigentümers. Sie konnte nur am ständigen Wohnort ausgestellt werden und wurde bei der betreffenden Behörde und bei einer Zentralkontrollstelle registriert, sodaß es ausgeschlossen war, daß sich jemand zwei Karten verschaffte. In diese Karte wurden die Nummern aller Konten bei Banken und Sparkassen, sowie aller Wertpapiere eingetragen; die Inhaber der Karten waren bei den betreffenden Geldinstituten ebenfalls registriert, und Auszahlungen durften nur aus in der Ausweiskarte verzeichneten Konten erfolgen, deren Saldo von der Bank aus vierteljährlich der Finanzbehörde mitzuteilen war.

Wer also ein Bank- oder Sparkassenguthaben nicht angegeben hatte, der besaß keine Möglichkeit, darüber zu verfügen und verlor es nach einer gewissen Zeit an den Staat, da er wenigstens zweimal im Jahre der Bank angeben mußte, was mit seinem Gelde geschehen solle.

Eine weitere Neuerung bestand in der Einführung von Lebensmittel-Zahlkarten, deren Zweck war, der minderbemittelten Bevölkerung billige Lebensmittel auf Kosten der Reichen zu verschaffen. Es gab drei Kategorien von Marken für die wichtigsten Lebensmittel wie Brot, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Fleisch, Zucker, ferner Textilwaren, Schuhe, Kohlen, Holz, usw. Die Marken lauteten über einen bestimmten reichlich bemessenen Mindestbedarf. Sie unterschieden sich nur durch die Preise, die bei ihrer Ausstellung an die Gemeindekasse bezahlt werden mußten. Serie I

wurde nur an ganz Arme unentgeltlich, Serie II an Wenigbemittelte zu einem sehr niedrigen, Serie III zum sogenannten Normalpreise an alle Uebrigen, die nicht gerade als wohlhabend gelten konnten, ausgegeben. Die darauf dem Inhaber zustehenden Waren waren also im Voraus bezahlt (die Zahlung konnte aber in Wochenraten erfolgen) und wurden in den Geschäften gegen die Marken umsonst abgegeben. Die Geschäftsinhaber konnten die erhaltenen Marken jederzeit bei öffentlichen Kassen einlösen lassen und erhielten dafür auf Grund eier aufgestellten Preisliste einen je nach der Serie der Marken verschiedenen Betrag, der im ganzen dem sogenannten Normalpreis entsprach. Es war dies der Gestehungspreis mit einem zwischen zehn und dreißig Prozent schwankenden Gewinnzuschlag. Die Gemeinden deckten ihre Auslagen hierfür durch eine Steuer auf alle Lebensmittel, die für einfache Nahrungsmittel und Gegenstände gering, für feine Nahrungs- und Genußmittel und Luxusartikel sehr hoch war. Der Preis einschließlich Steuer war der Ladenpreis, zu dem jedermann so viel kaufen konnte, wie ihm beliebte und den die Reichen, die keine Zahlmarken erhielten, für alles anlegen mußten, was sie kauften.

Otto beseitigte das Mißtrauen in die kommunistische Wirtschaftspolitik, das durch die sichtbaren üblen Wirkungen in Rußland und die übereilten Enteignungsverfügungen wach geworden war, dadurch, daß er zum Schrecken der dagegen ohnmächtigen Parteileitung im Regierungsorgan erklären ließ, eine Verteilung des Besitzes komme überhaupt nicht mehr in Betracht, sondern man werde andere Mittel und Wege, wirkliche Armut zu bannen und übermäßige Bereicherung zu verhindern suchen und hoffe, ähnlich glückliche Lösungen zu finden, wie mit der Bankausweiskarte und den Lebensmittelkarten, deren Zweckmäßigkeit jedermann einleuchtete.

Den gleichen klaren Blick, wie im Innern, bewies er auch nach außen. Er hatte die Ententediplomaten vollkommen durchschaut und einen Plan von gewaltiger Kühnheit aufgestellt, um sie in ihrer eigenen Schlinge zu fangen.

Sobald er merkte, daß Frankreich die Rüstungen der Kommunisten mit neuen Waffenlieferungen an die weiße Armee beantwortete, rüstete er nicht nur so fieberhaft, daß die Werkstätten das Kriegsmaterial geradezu ausspieen und die arbeitenden Männer, Frauen und Kinder schier zusammenbrachen, sondern ließ auch aus Holz und Pappe falsche schwere Geschütze bauen, auf großen Sonderzügen zur „Front" befördern und ausstreuen, er habe von Rußland auf dem Seeweg schwere Artillerie erhalten. Frankreich blieb nichts übrig, als die weiße Armee gleichfalls mit schweren Geschützen auszurüsten.

Ganz heimlich aber wurden den vier Armeen mehr und mehr Truppen entzogen und an die polnische Grenze gebracht, bis dort ein starkes Heer mit allem, was dazu gehört, lag.

Der Waffenentscheidung ging Otto dadurch aus dem Wege, daß er Verhandlungen bald mit den „Weißen", bald mit England oder Frankreich anknüpfte, verschleppte, abbrach, wieder neu aufnahm, wieder verschleppte usw. Inzwischen ließ er sich hauptsächlich durch russische Spione aufs genaueste über die polnischen Rüstungen unterrichten und interessierte sich namentlich für deren Geschützmaterial und die Reisen ihrer diplomatischen Kuriere. Niemand ahnte, daß der kommunistische Staatslenker in Polen und Frankreich einen Spionagedienst unterhielt, der selbst dem englischen nicht nachstand. So wenig traute man ihm Derartiges zu, daß, als nacheinander ein französischer und polnischer Geheimkurier beraubt und völlig unerklärliche Einbrüche in Paris und Warschau verübt wurden, die den Dieben den geplanten Ueberfall auf die siegreiche weiße Armee in die Hände spielten, die französische Regierung fest an die Tätigkeit des englischen geheimen Nachrichtendienstes glaubte. Dabei kamen die Papiere in die Hände des deutschen Kommunistengenerals.

Und als ob er nur darauf gewartet habe, ließ er gleich darauf offenbare Vorbereitungen zu einem umfassenden Angriff auf die weiße Armee treffen und sorgte dafür, daß durch alarmierende Zeitungsnachrichten die Erregung und Spannung auf beiden Seiten und die zitternde Erwartung eines furchtbaren Bruderkampfes aufs höchste stieg.

* * *

Das stille Glück in der Villa Fels, denn glücklich waren die Großeltern und Tante Auguste, als sie sahen, welch innige Neigung Gustel zu Kahldorf empfand, erlitt durch die politischen Ereignisse einen harten Schlag. Otto, der Werner von Kahldorf sehr hoch schätzte, hatte diesem kurz vor Ausbruch der Revolution eine Warnung zukommen lassen. Kahldorf war aber auf seinem Posten geblieben, hatte sich, als die Kommunisten die Herrschaft an sich rissen, mit Gustel verlobt und heimlich auf nächtlicher gefahrvoller Flucht zur Zentralleitung nach München begeben. Selbstverständlich war der Schmerz der jungen Braut über die Trennung und die Gefahr, in der der Geliebte schwebte, größer als die Freude über ihr bräutliches Glück und sie, wie die drei alten Leute befanden sich in einem inneren Zwiespalt, welcher Partei sie den Sieg wünschen sollten, da sie auf jeder Seite einen überaus teuren Menschen wußten.

Eines Tages wurde Kahldorf zu einer Versammlung junger, begeisterter Nationalisten gerufen. Vor Eröffnung der Versammlung wurde den Teilnehmern das Ehrenwort abgenommen, über

den Gegenstand nichts zu verraten. Es handelte sich darum, einen Bund entschlossener Nationalisten zu bilden, dessen Ziel es war, durch Ermordung Ottos von Fels der kommunistischen Partei das Haupt zu nehmen, Sofort stand Kahldorf auf und erklärte, daß er durch seine Verlobung mit Fels verwandt sei und sich verpflichtet fühle, ihn vor der ihm drohenden Gefahr zu warnen. Da durch diese überraschende Mitteilung das Unternehmen gefährdet war, wurde in eine Sonderberatung des Zwischenfalles eingetreten. Man achtete Kahldorfs Verhalten, sah sich aber im Interesse der Sache genötigt, ihn gefangen zu setzen. Ihm aber gelang es, zu entfliehen und in Ottos Hauptquartier zu kommen. Er erzählte Fels, daß er seinetwegen die Nationalisten verlassen habe, ohne deren Sache untreu geworden zu sein und daß er zu Ottos persönlichem Schutz in dessen Nähe weilen wolle, durch Ehrenwort aber verhindert sei, mehr zu verraten. Er gab freiwillig sein Wort, von dem., was er im kommunistischen Lager beobachte, keinen Gebrauch zu machen, sich also vollständig neutral zu verhalten und erhielt uneingeschränkte Bewegungsfreiheit

Nicht lange dauerte es, so erkannte Kahldorf unter kommunistischen Soldaten verkleidete Mitglieder des nationalistischen Geheimbundes. Seinem Ehrenwort treu, verriet er sie nicht, aber er folgte Otto wie sein Schatten, um eine ihm drohende Gefahr persönlich von ihm abzulenken. Trotzdem wäre der verbrecherische Anschlag auf Fels gelegentlich einer Truppenbesichtigung beinahe geglückt, doch warf sich Kahldorf im letzten Augenblick zwischen Otto und die gegen ihn gerichteten Revolver. Fels war gerettet, der tapfere Retter schwer verwundet, die Attentäter aber wurden festgenommen.

Natürlich waren alle Zeitungen voll von diesem Ereignis, das als Agiationsstoff dienen mußte und der nationalistischen Partei manche Sympathien nahm.

Als Gustel von der Verwundung Kahldorfs hörte, wandte sie sich an Otto mit der Bitte, die Ueberführung des Verletzten zu ermöglichen, damit sie selbst ihn pflegen könnte und Otto willfahrte dem Wunsche, trotzdem der Ueberführung zu dieser Zeit schier unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen standen.

* * *

Die weiße Armee hatte sich, um nicht überrascht zu werden, soweit zurückgezogen, daß ein Abstand von mehreren Tagemärschen zwischen beiden Heeren lag. Plötzlich rückte Otto in Eilmärschen vor, bis er in Gefechtsberührung mit dem Gegner kam. Dann zog er sich, nur eine dünne Verschleierungstruppenkette zurücklassend, wieder in seine frühere Stellung zurück, in der der Hauptteil seines Heeres verblieben und die zu einer starken Verteidigungsstellung ausgebaut worden war.

Gierig verschlang man in Süddeutschland die Nachrichten über das, was die Bewohner der Gegenden, durch die die kommunistische Heeresabteilung unter persönlicher Führung ihres Oberkommandierenden hin und wieder zurückgeflutet war, von dem Mann, dessen Namen in aller Mund war und den die weiße Heeresleitung mit Recht als einen tüchtigen Strategen fürchtete, zu erzählen mußten.

Das klang merkwürdig genug. Strengste Zucht hatte die Kommunistenscharen ausgezeichnet. Freundlich und zuvorkommend waren sie gegen die Bewohner gewesen. Nirgends waren Ausschreitungen vorgekommen, ja man erzählte sich, daß es zu den Obliegenheiten der Unteroffiziere vom Dienst, die die Mannschaften nach Zapfenstreich in den Bürgerquartieren kontrollierten, gehörte, sich darnach zu erkundigen, ob Klagen, gegen einen Rotgardisten vorlägen.

Nur einmal war es vorgekommen, daß ein Mann in betrunkenem Zustand sich an einer Frau zu vergreifen suchte, die allein im Hause war. Auf ihren Hilfeschrei eilte eine Schar Offiziere der roten Armee, die gerade die Straße daherkam, herbei. Es war Fels selber, der an dem Ort, wo er lag, die Quartiere zu besichtigen pflegte, mit einigen Begleitern. Er drang als Erster ins Haus, zog den Revolver und schoß den Gewalttätigen kurzer Hand nieder.

In einem andern Fall wurde erzählt, daß ihm zufällig zu Ohren gekommen sei, daß Soldaten ihrer Quartierfrau Hühner weggenommen und geschlachtet hatten, wofür sie vom Kompagnieführer bereits mit Arrest bestraft worden waren. Fels verfügte aber, daß sie in einem sechs Stunden entfernten Dorf von ihrem Gelde Ersatzhühner kaufen, sie sorgfältig in einen Käfig verwahrt, auf ein Wägelchen laden, mit einem Tuch zum Schutz gegen die Sonne zuhängen und bei tropischer Hitze den Wagen ziehen und die Hühner der Bestohlenen abliefern mußten.

Bald wob sich ein Kreis von Legenden um seine Person, sodaß er in beiden Lagern gleich geehrt und geachtet wurde und viele Nationalisten sich zu fragen begannen, ob der Kommunismus, den dieser Mann vertrete, wirklich verdiene, daß man ihn bekämpfe.

Niemand wußte, daß der allen so rätselhafte Vorstoß mit nachfolgendem Rückzug von ihm berechnender Weise, nur zu dem Zwecke, sich und seiner Organisation einen guten Namen zu machen, unternommen worden war.

Vielleicht hätten sich die beiden Heere noch lange untätig gegenüber gestanden, wenn nicht die Franzosen zur Entscheidung gedrängt hätten. In Paris bekam man allmählich Angst, als die Waffen- und Munitionslieferungen nach Süddeutschland kein Ende nehmen wollten und dort die Fabriken ebenfalls Kriegsgerät schufen. Man wünschte sehnlichst, daß es zum Kampfe und zu schweren

Verlusten auf beiden Seiten an Material und Menschen käme, stellte die Waffenlieferungen ein und verlangte innerhalb acht Tagen eine Schlacht oder Zurückgabe des gesamten Kriegsmaterials. Abermals trat atemlose Spnnung ein, als sich diesmal die Weiße Armee, mit der festen Absicht, anzugreifen in Bewegung setzte. Plötzlich wurde man von einem großen Fliegergeschwader überrascht, die Drucksachenpakete abwarfen und schleunigst wieder verschwanden. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich im weißen Heere der Inhalt des Aufrufes des Kommunistenführers, der am andern Tage auch im roten Regierungsorgan als amtliche Bekanntmachung und als sensationelle Neuigkeit in allen anderen Zeitungen erschien. Die Proklamation enthielt den Abdruck des polnisch-französischen Notenwechsels und den Aufruf an alle Deutschen, sich nicht für Frankreich im Bruderkrieg selbst zu zerfleischen, sondern sich zur gemeinsamen Abwehr des feindlichen Drucks zusammenzuschließen und eine neue Koalitions-Regierung zu bilden. Die Heere sollten stehen bleiben, bis ein Wahlausschuß aus beiden Parteien die Vorbereitungen für die unmittelbare Neuwahl einer Regierung getroffen habe, deren Mitglieder beiden Parteien je zur Hälfte entnommen sein sollten.

Seine Führergenossen in Berlin, die sich sträubten und seine Absetzung verfügten, ließ er kurzer Hand verhaften.

Die Aufdeckung des französischen Verrats wurde mit ungeheurer Empörung, der Vorschlag zur Einigung mit gewaltigem Jubel aufgenommen.

In Paris und London war man wie vor den Kopf geschlagen. Die französische Regierung bekam nichts weniger als angenehme Dinge zu hören.

Frankreich verlangte sofortige Abrüstung des kommunistischen wie des nationalistischen Heeres. Die rasch gebildete vorläufige Regierungskommission, zu deren Vorsitzenden einstimmig Fels gewählt worden war, lehnte es ab, dem französischen Verlangen nachzukommen, solange ein Franzose rechts des Rheines sich aufhalte, das polnische Heer nicht zuvor entwaffnet und die oberschlesische Grenze, entsprechend dem seinerzeitigen Abstimmungsergebnis, neu geregelt sei. England schlug eine Konferenz vor und drohte mit neuer Blockade, wenn sich Deutschland nicht füge, weigerte sich aber entschieden, Truppen auf den Kontinent zu schicken. Da rückten zu gleicher Zeit die Franzosen im Westen und die Polen im Osten zum Angriff in Deutschland ein.

Im Nu stand den Polen Ottos für diesen Fall vorgesehene und an der polnischen Grenze unauffällig verteilte Armee im Rücken. Sie wurden umzingelt und erlitten in mehrtägigem fürchterlichem Kampfe eine katastrophale Niederlage. Ganze polnische Divisionen wurde vernichtet. Nur Trümmer des Heeres vermochten sich unter Zurücklassung allen Materials zu retten. Wert-

vollstes Kriegsmaterial, darunter von Frankreich gelieferte moderne Tanks, Flugzeuge und schwerste Geschütze, fielen den Deutschen in die Hände. Heller Jubel durchflog ganz Deutschland; eine Begeisterung wie in den Augusttagen 1914 brach los und hallte unerschrocken auch den einrückenden Franzosen ins Gesicht.

Aber rascher, als diese vorkamen, flohen vor ihnen her die Männer, die in Süddeutschland noch zu Hause waren, an die Ostgrenze zum deutschen Heere. Allgemein erwartete man jetzt eine Schlacht zwischen Franzosen und Deutschen im Herzen Deutschlands, die ausgehen mußte, wie die Schlacht von Leipzig.

Aber Otto war anderer Ansicht. Er war über die Gesinnung der Ententestaatsmänner genau unterrichtet und wußte, daß, so wenig man einen neuen Krieg wünschte, man doch eine Niederlage des französischen Bundesgenossen nicht dulden, sondern Deutschland mit dem Mittel der Blockade abermals niederringen würde. Da war es nutzlos, Deutschland zum Kriegsschauplatz zu machen. Polen als Etappe benützend, ließ er das ganze Heer die russische Grenze überschreiten und erbot sich, es dort bis zur Auflösung stehen zu lassen, wenn die französischen Truppen über den Rhein zurückgezogen würden und ebenfalls bis zur Beendigung der Verhandlungen dort ruhig verblieben.

Frankreich weigerte sich und marschierte weiter vor, allerdings nur sehr langsam und zögernd, da ein Feind ja nicht vorhanden war und man dem deutschen Heere nach Rußland hinein doch nicht folgen konnte. Als Antwort darauf verbündete sich Otto mit den nationalistischen russischen Kreisen zur Niederwerfung der längst verhaßten bolschewistischen Regierung. Nach wenigen Tagen mußte diese fliehen und an ihre Stelle trat eine Koalitionsregierung nach deutschem Muster, die überraschend schnell Ordnung schuf, da das russische Volk, von langem, entsetzlichem Druck befreit, mit Begeisterung an den Wiederaufbau ging, bei dem die Deutschen wacker halfen.

Sie halfen die Aecker bestellen, die Fabriken in Gang bringen, Wohnungen in Stand setzen und vor allen Dingen ein Heer aufstellen und bewaffnen. Alles wurde so vorzüglich organisiert, daß nach wenigen Wochen schon aller Welt klar war, daß Rußland auf dem besten Wege sei, eine riesenhafte Getreidekammer und Werkstatt und ein starker Militärstaat zu werden.

Otto hatte erklärt, daß in dem Augenblick, wo die Franzosen in Norddeutschland eindrängen, das deutsche Heer, durch Russen verstärkt, zurückkehren und die Eindringlinge verjagen werde. Einen Kampf mit diesem Riesenheer wollte man jedoch nicht wagen, wenn nicht die ganze französische Macht herbeigezogen war, und dann noch war der Ausgang ohne englische Hilfstruppen recht

ungewiß. So begnügte man sich mit der Besetzung Süddeutschlands und umständlichen Verhandlungen.

Alles hing jetzt von der Haltung Englands und Amerikas ab. Da erfolgte auf Ottos Betreiben ein russisches Bündnisangebot an Japan. In England brach ein Sturm der Entrüstung los. Indien war bedroht!

Zwar ging Japan nicht auf das Bündnis ein, denn dies wäre für England das Signal gewesen, es sofort anzugreifen, aber Otto kam es nur darauf an, England zu zeigen, daß man einer Blockade und aktiven Unterstützung Frankreichs gegenüber einen Gegenzug zu tun imstande sei. Jedenfalls verbündete er sich förmlich mit Rußland, und die Deutsch-Oesterreicher schlossen sich, der französischen Invasion zum Trotz, an das deutsche Reich an.

Die englischen Staatsmänner erkannten, daß, je mehr die Gesundung Rußlands Fortschritte mache, umso stärker die Lage Deutschlands bei den Verhandlungen sei. Mit Gewalt war nichts zu erreichen. Die Millionen Deutsche in Rußland schufen geradezu Wunder, und der neue deutsche Reichspräsident, zu dem Otto inzwischen gewählt worden war, ließ sich nicht so leicht einschüchtern. Wenn man etwa Truppen in Europa gelandet hätte, um gemeinsam mit den Franzosen vorzugehen, so wäre es ihm sicherlich nicht darauf angekommen, die Besetzung ganz Deutschlands ruhig hinzunehmen, sich Monate, vielleicht ein Jahr, Zeit zu lassen seine Rüstung in Rußland zu vollenden und dann mit einer Riesenmacht unwiderstehlich, wie einst Napoleon über Deutschland, hereinzubrechen.

Was wollte man tun? Gegen die wehrlosen, sich ruhig verhaltenden Frauen und Minderjährigen und die paar harmlosen zurückgebliebenen Männer in Deutschland konnte man nichts unternehmen. Wohl aber war es ganz unmöglich, einen von Osten kommenden Stoß auf deutschem Boden aufzufangen, da ja keine schützenden Festungen vorhanden waren; die hatte man, nun zum eigenen Schaden, Deutschland einst zu schleifen gezwungen.

In solcher Lage drängte England die französische Regierung zum Nachgeben. Wenn Otto ganz zähe geblieben wäre, hätte er noch mehr erreichen könen, aber er sagte sich, daß jeder Tag, den die Franzosen früher zum Lande hinausgingen und das deutsche Heer wieder zurückkehrte, auch ein Gewinn sei.

So kam folgende Einigung zustande:

Die Ententetruppen und Kommissionen mußten das rechtsrheinische Deutschland verlassen. Das Rheinland blieb besetzt, jedoch verblieben nur französische Truppen dort, und diese nur in der Stärke, die die französische Okkupationsarmee vorher allein gehabt hatte, sodaß die Orte, die früher englische und amerikanische

Besatzungen trugen, diese wohl gegen französische eintauschen, aber die Gesamtzahl der fremden Truppen im Land doch wesentlich herabgemindert war. Zudem mußten die Franzosen ihr Okkupationsheer selbst unterhalten. Da Deutschland vorher viele Milliarden jährlich für den Unterhalt der fremden Soldaten und Kommissionen hatte aufbringen müssen, bedeutete dies schon eine große Erleichterung.

Die durch die Sanktionen aufgerichteten Zollschranken fielen. Die Verwaltung ging wieder ganz in deutsche Hände über; die französischen Besatzungstruppen saßen drüben nur noch so, wie vorher die Kommissionen in Berlin gesessen hatten. Dieses Zugeständnis wurde Frankreich schwer genug, denn es hatte doch bestimmt gehofft, das Saar- und Ruhrgebiet vor 1935, in welchem Jahr die Besetzungsdauer nach dem Friedensvertrag abgelaufen war, zu einer französischen Provinz gemacht zu haben und sah sich nun in dieser Hoffnung bitter getäuscht. Um aber das Prestige zu wahren und nicht ganz auf jede Möglichkeit, das Land einmal an sich zu reißen, zu verzichten, übernahm die französische Regierung lieber die Kosten für den Unterhalt der Truppen, obwohl sie viel Geld hätte sparen können, wenn sie sie, wie England, zurückzog.

Der Zusammenschluß mit Deutsch-Oesterreich wurde gebilligt. Polen, auf das das Odium des hinterlistigen Friedensstörers gefallen war, mußte sich eine Beschränkung seiner Truppenmacht auf eine Höchstzahl gefallen lassen, die im gleichen Verhältnis zur Größe des Landes stehen sollte, wie die Reichswehr zur Größe Deutschlands. Außerdem wurde eine Neuabstimmung in Oberschlesien angesetzt, bei der die Polen diesmal keinen Terror ausüben konnten und die Franzosen nicht imstande waren, den deutschen Abstimmenden, wie bei der ersten Abstimmung, Schwierigkeiten zu bereiten. Das Ergebnis war, daß ganz Oberschlesien, mit Ausnahme einiger weniger Dörfer, an Deutschland fiel.

Harte Verhandlungskämpfe hatte die Frage der Entwaffnung Deutschlands, auf der Frankreich bestand, hervorgerufen. Sie war schon einmal in ein für Deutschland recht ungünstiges Stadium getreten, da rettete der deutsche Reichspräsident die Lage dadurch, daß er durch eine Reichstagsrede das Volk in England auf seine Seite brachte.

„Wir dürfen bei den Verhandlungen die Geduld nicht verlieren," hatte er gesagt, „denn es sind eben noch sehr viele Vorurteile, die auf den Weltkrieg zurückgehen, zu besiegen und Irrtümer, denen auch die besten Diplomaten oft unterliegen, aufzudecken. Denken Sie nur an England, das gewiß tüchtige Diplomaten hat und weiß, daß es einer unvermeidlichen Auseinandersetzung mit Amerika oder Japan oder gar mit beiden Ländern

entgegengeht. Nur um Frankreich bei der Stange zu halten, will es unsere völlige Entwaffnung durchsetzen. Und warum, weil es vom Kriege und aus der Zeit vor dem Kriege her noch gewohnt ist, Deutschland als einen gefährlichen Nebenbuhler zu betrachten. Dabei übersieht es ganz, daß Frankreich jetzt die Stelle dieses zu fürchtenden Nebenbuhlers einnimmt, während, seit wir keine Flotte mehr haben, ein starkes Deutschland auf dem Festlande England in jeder Beziehung nur von Nutzen sein kann. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein englischer Staatsmann sich dieser Einsicht verschließt und doch ist es so."

Die Rede verfehlte ihre Wirkung nicht; man begann in England, sich eingehend mit der Frage, wie das Verhältnis zu Frankreich sich noch gestalten könnte, zu beschäftigen, und die Auffassung, daß ein zu Land starkes Deutschland in Frankreichs Rücken eine gute Versicherung für alle möglichen Fälle sei, war so stark, daß die Regierung in London nicht mehr wagen konnte, sie ganz außer acht zu lassen. Damit es jedoch nicht jetzt schon zum Bruche mit Frankreich komme, der all die Jahre seit dem Frieden hindurch jährlich ein paarmal unvermeidlich erschienen war, suchte man, sich auf ein Kompromiß zu einigen. Deutschland durfte keine Festungen bauen, seine Truppen, deren Zahl auf 250 000 erhöht wurde, mußten an bestimmten Standorten im Innern des Landes bleiben und durften nur eine beschränkte Anzahl leichte Maschinengewehre, keine schweren M. G. und nur wenige Geschütze kleinsten Kalibers besitzen.

Alles überzählige Kriegsmaterial sollte wieder zerstört, soweit es aus französischen Werkstätten stammte, aber an Frankreich zurückgegeben werden.

Otto sagte zu den ersten Punkten ja, aber bei Behandlung des letzten Punktes überraschte er die Herrschaften mit der Mitteilung, daß Deuschland gar kein Kriegsmaterial mehr besitze, da das deutsche Heer beim Uebertritt auf das damals neutrale russische Gebiet, den internationalen Bestimmungen entsprechend, alle Waffen abgegeben habe, die jetzt im russischen Besitze seien. Rußland lehnte ein Ansuchen, diese Waffen abzuliefern oder zu vernichten, rundweg ab. Sie seien an das russische Heer verteilt und könnten niemand schaden, der mit Rußland keinen Krieg suche.

Die von Deutschland zu leistenden Zahlungen wurden ebenfalls neu festgesetzt. An die Stelle der phantastischen Ziffern des Ultimatums trat eine dreißig Jahre lang zu zahlende Abgabe, die sich auf einen bestimmten Prozentsatz des Wertes der deutschen Jahresproduktion belief. Die früheren Bestimmungen über Schiffbau blieben in Kraft und außerdem waren auch erhebliche Sachleistungen zu machen.

Alle Zahlungen aber waren dadurch wesentlich erleichtert worden, daß auf den immerhin gewaltigen Erfolg des neuen Reichspräsidenten hin, der der deutschen Wirtschaft eine gute Zukunft verhieß, die deutsche Valuta erheblich stieg, während der Wert der französischen Franken fiel.

Waffenlos, aber mit wohl verdientem Eichenlaub geschmückt und mit brausendem Jubel empfangen, kehrten die deutschen Truppen aus Rußland heim, um, wenn auch nicht ganz vom Druck des Friedensvertrages befreit, so doch als freie Menschen ein menschenwürdiges Dasein führend, am Wiederaufbau des Vaterlandes mitzuhelfen, was immer noch eine furchtbare schwere, eine Generation beschäftigende Aufgabe blieb. Gar zu sehr hatte der Eisendruck des Ultimatums die deutsche Wirtschaftskraft zerrüttet.

Reichspräsident Fels aber war bald nach der Heimkehr der ihm so vielen Dank schuldenden Truppe Gegenstand einer gewaltigen Huldigung in Berlin, wie sie nie vorher einem Staatsmann bereitet worden war.

Bei dieser Gelegenheit fand auch die Vermählung Kahldorfs, der völlig wieder hergestellt und von Otto zum Oberkommandierenden der Berliner Garnison ernannt worden war, mit Gustel statt, und zugleich wurde Ottos Sohn Herbert, der sein Studium beendet hatte in die Verwaltung übernommen.

Otto wohnte im früheren Reichskanzlerpalaste, den der erste Kanzler des Reiches einst bewohnt hatte, In der Nacht des für ihn so denkwürdigen Tages, in der Otto vor innerer Erregung keine Ruhe finden konnte, erhob er sich, kleidete sich an und ging, mit seinen Gedanken beschäftigt, durch die Räume Vor dem grossen Diplomatentisch Bismarcks setzte er sich in einen Sessel und sann.

Seine Frau glaubte er schlafend: sie war aber gleich ihm nach kurzem Schlummer, aufgewacht und lag nun wachend und gleichfalls sinnend.

Ein ganz Großer war ihr Mann geworden, einer von denen, auf die die Welt mit Bewunderung sah.

Sie ahnte nicht, daß er zu noch Höherem berufen war und verstand daher auch nicht. was sie soeben Wunderbares geträumt hatte. Sie sah Otto im Arbeitskittel, wie er früher in der Fabrik an der Drehbank gestanden hatte, an einem Amboß stehen und schmieden. Er schmiedete ein Schwert und sah ähnlich aus, wie die bekannten kleinen Standbilder des schmiedenden Bismarck, die vor dem Krieg so gern gekauft worden waren. Während er schmiedete, wurde das Schwert immer länger und breiter, zerriß an den Scheiden und gewann die Form eines Palmenwedels, der bog sich aufwärts und begann auf einmal, von selbst höher zu wachsen und nach allen Seiten Triebe auszusenden, bis es ein richtiger Palmbaum wurde, der die ganze Erde überschattete.

Indeß saß Otto vor dem Schreibtisch des großen Staatsmannes, der vor ihm dem Reiche einmal ein Retter gewesen war und versuchte, sich darüber klar zu werden, wie er sein hohes Amt weiterhin führen wolle.

Er suchte nach Vorbildern in der Geschichte und ließ im Geist das Leben der großen Staatsmänner an sich vorüberziehen. So lebhaft war die Vorstellung, daß er die Männer hintereinander wie eine Vision an sich vorübergleiten zu sehen vermeinte.

Der Jüngling im griechischen Gewande auf dem feurigen Roß war Alexander, der Mazedonierkönig, der Bezwinger Asiens. Was zeichnete ihn aus? Feldherrnbegabung! Mut! Zähigkeit! Aber Ruhmsucht, unersättliche Eroberungslust und Herrschbegierde rissen ihn ins Verderben und verschuldeten, daß sein Werk nicht bestand. Nein, das war nicht der Mann für ihn, in seinen Spuren durfte er nicht wandeln, wenn sein Andenken einst gesegnet sein sollte! Weiter!

Der Große, Starke in der Toga, mit dem Lorbeerkranz um das kahle Haupt, war Cäsar, der Römer, der Meister der Feldherrnkunst und große Staatsmann zugleich. Ehrgeiz war der Leitstern seines Lebens, Mörderdolch sein Lohn gewesen! Auch du nicht! Weiter!

Im bunten Soldatenrock, wirres glattes Haar um die mächtige, von einer senkrechten Falte durchschnittenen Stirn, schritt mit verschränkten Armen eine kleine, gedrungene Gestalt, Napoleon I., der Korse, der Italiener, der sich zu Frankreichs Kaiser gemacht hatte, die Geisel Europas, der Schrecken seines Jahrhunderts! Auch er, Südländer, wie die andern, war dem Lande, dem er seine Dienste widmete, nicht zum Segen geworden! Von den Flüchen der durch ihn geknechteten Völker begleitet, war er in die Verbannung gegangen und ruhmlos gestorben. Was nützte es, zu sein, wie er gewesen? Weiter!

Wer bist du, blauäugige Riesengestalt? Ach so, der Mann, der einst in diesen Räumen hauste, der hier am selben Tische saß und sann und schrieb: Bismarck der Deutsche! Der Gründer des Reichs! Der einzige von allen, der selbstlos bis ins Greisenalter seine Kraft dem Vaterland gewidmet hatte, Undank erntend und doch unvergänglichen Ruhm! Friede war dein Werk! Der längste Friede, den Europa, den dein Deutschland je gekannt! Und hast du doch umsonst gelebt? Fiel nicht dein Werk in Trümmer? Es fiel, gewiß! Aber nicht, weil du es schlecht schufest, sondern weil, nachdem du heimgegangen, niemand war, der mit deinem klaren Blick die Verhältnisse durchschaute, mit deinem hellen Geist Kommendes voraussah und mit deiner starken Hand das Steuer des Reiches führte! Du hattest viele Feinde! und doch, wärst du am Leben geblieben, nie hätte Deutschland die Schmach so tiefer Er-

niedrigung erduldet! Und wäre dein Geist jetzt unter uns, wär' er mit mir, wir kämen heraus aus der immer noch bestehenden Enge zu der Freiheit der Väter, zur Höhe, zum Frieden!

Hab' ich nicht deinen Geist geopfert, als ich mich zweimal bezwang, die lodernde Kriegsfackel zertrat und den Weg des Friedens und der Verständigung wählte? Ja, ich fühl' es, dir bin ich im Innern verwandt, ich trage mehr von dir, als deinen Namen! Du sollst mich führen! Sein will ich wie du; nein, mehr als das, du selber will ich sein! Du Otto von Bismarck, und wie du der warst, will ich, Otto von Fels, der Fels sein, an dem die Woge, die Deutschland umbrandet, sich bricht! Der zweite Bismarck!

Mechanisch nahm er den großen Rotstift, der, ganz wie in des alten Kanzlers Zeiten, auf dem Schreibzeug lag und schrieb auf ein Blatt Papier in großen, markigen Zügen, wie, um es sich für's Leben einzuprägen, das Wort:

„Bismarck der Zweite."

* * *

„Bismarck der Zweite!" rief eine helle Stimme hinter ihm. Friedel war es, seine Frau, die aufgestanden war, zu sehen, wo der Mann denn so lange bleibe, den sie ins Bismarckzimmer hatte gehen hören.

„Weißt du, was das bedeutet?"

„Jawohl, mein Schatz! Du hast mir's ja gesagt!"

„Ich dir?"

„Ja du mir! Du hast ja laut mit dir selbst gesprochen; von Alexander, Cäsar, Napoleon und — — — ihm!"

„Das habe ich getan?"

Friedel nickte. Mit einem Ruck setzte sie sich auf die Platte des Schreibtisches und sah ihn mit ihren hübschen Augen an. Im weißen Nachtgewand und den langen, hängenden Haaren sah sie entzückend aus. „Weißt du, daß du kein zweiter Bismarck sein kannst?"

„Wieso?"

„Bismarck war nicht ein Stern für sich allein, er war der strahlendste eines Dreigestirns. Roon und Moltke waren die andern. Sie gaben ihm das Instrument in die Hand, mit dem er seine Pläne nur ausführen konnte, schufen die Vorbedingungen zu seinem Erfolge!"

Otto von Fels nickte. „Du hast recht! Ich werde sehen müssen, ob ich einmal so gute Weggenossen auf meinem Pfade finde, und ist das nicht möglich, muß ich ihn eben allein gehen."

„Nimm mich, ich will dir beides sein! Dein Moltke und dein Roon!"

„Du, eine Frau?"

„Gerade deshalb ich! Was nützte dich ein Kriegsminister und ein Generalstabschef, da dir die Entente wieder die Hände gebunden hat und du keine Heer von Männern, um einen Krieg zu führen, aufstellen kannst? Wir müssen die Zukunft in Friedensarbeit vorbereiten, damit die kommende Generation den Tag der Freiheit sieht. Und dazu sollen die helfen, die diese Generation im Schoße tragen und erziehen sollen, die deutschen Frauen! Sie auf ihr verantwortungsvolles Amt vorzubereiten, sei meine Pflicht! Eine Frauenorganisation will ich dir schaffen, wie sie kein Land der Erde kennt. Läßt du mich gewähren?"

Er sah sie bewundernd an. „Du hast Vollmacht — — mein Kriegsminister!"

* * *

Wie sich ein Kornfeld, wenn nach langer Dürre erquickender Regen einsetzt, erholt, die Aehrenköpfe sich heben und die Halme im Winde rauschen und wogen, so stand, so atmete das deutsche Volk nach Unterzeichnung der Abänderungen des Friedensvertrages auf, und es war, als höre man den Geist der Arbeit rauschen, der segnend und alles neu belebend durch die deutschen Lande schritt.

Jeder sah vor sich die Möglichkeit, durch Arbeit so viel zu verdienen, daß er frei von Nahrungssorgen leben und, wenn er Glück hatte und sparsam war, zu Wohlstand gelangen konnte.

Reichspräsident von Fels erkannte sofort, daß dieser Geist allein Deutschland völlig wieder emporführen konnte, daß er daher unter allen Umständen gewahrt und gestärkt werden mußte; wie ein Rauhreif auf Blüten, wäre es auf diesen Geist strebsamer Emsigkeit gefallen, wenn man in Durchführungen kommunistischer Theorien dem Einzelnen die Möglichkeit benommen oder auch nur beschränkt hätte, für sich und die Seinen zu schaffen und zu sparen. Was allen die Kraft gab, ganz von vorn wieder anzufangen, das war die Hoffnung, durch Fleiß und Geschick ein kleiner oder größerer Kapitalist zu werden, wieder zu erringen, was man einst besessen und in den Jahren des Zusammenbruchs verloren hatte, oder, wenn man nie ein Besitzender gewesen war, endlich dahin zu kommen, daß einem nicht mit jedem neuen Morgen die Sorge entgegengrinste, daß ein notfreier Lebensabend einen für das, was man gelitten und durchgemacht hatte, entschädigte, daß man den Kindern soviel zurückließ, daß sie es nie so hart haben sollten wie die Eltern. Was die Erwerbsmöglichkeit anbelangte, mußte also

die Grundlage des neuen Reiches gerade das Gegenteil der Kommunistischen sein.

Wohl aber mußte die Schattenseite des Kapitalismus, daß einer die Möglichkeit hatte, statt durch eigenen Fleiß und Tüchtigkeit, dadurch reich zu werden, daß er andere für sich arbeiten ließ, sozusagen durch kommunistisches Licht erhellt werden.

Der Präsident arbeitete daher selbst einen Gesetzentwurf aus, durch den bestimmt wurde, daß die Erträgnisse eigener Arbeit jedem ungeschmälert gehören sollten, Einkünfte aus fremder Arbeit aber zum überwiegenden Teil der Allgemeinheit und dem Staate zugute kämen. In Durchführung dieses Gedankens sollten Geschäfte und Vermögen wohl im Besitz ihrer Eigentümer bleiben, von den Gesamterträgnissen aber nur ein bestimmter Betrag, der guter Bezahlung der Arbeitsleistung eines Menschen entsprach. ihnen ganz, von allem, was darüber war, nur ein Prozentsatz gehören.

Die Leitung eines Fabrik-, Gewerbe- oder Handelsunternehmens galt nur dann als Eigenes, den ganzen Ertrag sichernde Arbeit, wenn neben ihr keine andere gewinnbringende Tätigkeit ausgeübt wurde.

Es lag viel Gerechtigkeit und ein gesunder sozialer Kern in diesem Gedanken, denn der wirklich Schaffende und Sparende tat das für sich, und Künstler, Gelehrte, Erfinder, die vor dem früheren Einkommensteuergesetz in Scharen aus dem Lande geflohen waren, jetzt aber am schnellsten von allen zu Vermögen kommen konnten, wurden zum Schaffen mächtig angereizt.

Dadurch allein wurden dem Reiche schon Hunderte von Millionen jährlich erspart oder gewonnen, denn unter der alten Erfüllungsregierung war es zuletzt dahin gekommen, daß jeder, der eine bedeutende Erfindung gemacht oder als Künstler einen Namen errungen hatte, ins Ausland ging, wodurch das Reich einen doppelten Verlust gehabt hatte, denn erstens verlor es die Steuern aus den oft sehr großen Einkünften dieser Leute, und zweitens, mußte es teuere Maschinen, Bücher, Kunstwerke usw. importieren, die es sonst exportiert hätte, was auf die Valuta großen Einfluß hatte.

Wer viel Geld hatte, konnte vom Zinserträgnis leben, aber die Vermehrung des Kapitals durch Anhäufung von Zinsen allein war um sehr viel schwieriger als früher.

Ebenso war der Unfug abgestellt, daß jemand bei einer großen Anzahl von Unternehmungen zugleich Aufsichtsratmitglied war und für diese Tätigkeit, die kaum Zeit in Anspruch nahm, riesenhafte Einkünfte bezog. Wer ein gutgehendes Geschäft oder einen leitenden Posten in einem großen Unternehmen hatte, also gerade die Leute, die früher ix-fach Aufsichtsräte waren, verzichtete auf

solche Nebentätigkeit, da ihm ja dann nicht der ganze Ertrag aus seiner Haupttätigkeit gehört hätte, und es bildete sich ein neuer Aufsichtsratsberuf heraus, in dem sich hauptsächlich Juristen, erfahrene Kaufleute und Bankmänner dieser Tätigkeit ausschließlich widmeten, wodurch Tausenden eine gute Existenz geboten war.

Aber Ottos Entwurf wurde von beiden Parteien auf's heftigste angegriffen. Die Nationalisten wollten unter keinen Umständen in eine solche starke Beschneidung der Kapitalistengewinne willigen. Das Gesetz war ihnen zu kommunistisch. Den Kommunisten war es zu kapitalistisch, daß alle Fabriken und Geschäfte vom Staat übernommen und Arbeiter, Leiter und Beamte als Staatsangestellte darin tätig seien und vom Staate bezahlt würden. Die Vermögen sollten beschlagnahmt und gleichmäßig unter alle verteilt werden. Ebenso verlangten sie die Herabsetzung der Arbeitszeit auf sechs Stunden, und, um diese zu ermöglichen, die Typisierung aller Gegenstände, namentlich auch der Kleider, Möbel usw.

Otto wußte, was er zu tun hatte. Er brauchte nur zu warten, bis jeder etwas erworben hatte und in seinem kleinen Besitz glücklich war, oder größeren vor Augen sah, dann würde schon niemand mehr für das Hergeben zu haben sein. Er ließ also das Gesetz in endlosen Kommissionsberatungen immer neu bearbeiten, sodaß der alte Zustand vorläufig bestehen blieb und weder eine überstürzte Kommunisierung, noch eine endgültige Durchkreuzung seiner Reformabsichten für's nächste zu erwarten war.

Sein Hauptziel mußte nun sein, wirkliche Armut in Deutschland ganz unmöglich zu machen. Zunächst schaffte er durch ein Moratorium alle Schulden Minderbemittelter aus der Welt. Dann ging er daran, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Das fiel ihm deshalb nicht schwer, weil ja überall Handel und Wandel einen mächtigen Aufschwung nahmen und Rußland Arbeitskräfte in Menge gebrauchen konnte. Er traf mit der russischen Regierung ein Abkommen, das die planmäßige wirtschaftliche Erschließung bestimmter Gebiete, die Hebung der Erträgnisse der Bergwerke, die Nutzbarmachung von Wasserkräften und den Bau von Eisenbahnlinien lediglich durch deutsche und unter deutscher Leitung stehende Arbeitsheere zum Gegenstand hatte.

Damit waren die Arbeitswilligen wenigstens für den Sommer alle untergebracht, ja man mußte sogar auf der Hut sein, daß nicht Mangel an Arbeitern in Deutschland eintrat.

Nun galt es noch, für Arbeitsgelegenheit auch im Winter zu sorgen und die Arbeitsscheuen dem Staat vom Halse zu schaffen. Dazu sollte ein geniales System der Arbeitsverteilung und Entlohnung dienen, das er „Sozialisierung der Arbeitskraft" nannte

und das er an die Stelle der so viele Nachteile aufweisenden Sozialisierung der Betriebe zu setzen gedachte. Leitgedanke des Systems war: daß jeder Staatsbürger nach seinen Kräften zur Erhaltung des Staates beizutragen habe, wogegen ihm der Staat Arbeit und auskömmlichen Verdienst zusicherte. Die Grundzüge waren die folgenden: jeder Mann und jede Frau bezw. Mädchen hatte vom 15. Lebensjahre ab zur Eintragung in ein Register anzugeben, wovon die betreffende Person ihren Unterhalt bestritt und nachzuweisen, daß sie genügend besaß oder verdiente, um in guten Verhältnissen zu leben. Alle Bürger wurden in drei Erwerbsklassen eingeteilt, 1. in solche, die ohne Erwerbsarbeit, also vom Vermögen, als Frau im Hause des Mannes oder als Kinder im Hause der Eltern oder Verwandten, oder von deren Zuwendungen lebten; 2. solche, die als „Selbständige", als Geschäftsinhaber, freie Künstler und Gelehrte usw. ihr Geld verdienten und 3. solche, die Staats- und Gemeindebeamte oder Privatangestellte und Arbeiter waren.

Nach dem Grundsatz, daß die Arbeitskraft dem Staat gehöre, also ein Kapital des Staates sei, dessen Aufgabe es war, dieses Kapital nutzbringend anzulegen, wurden Angestellte und Arbeiter gewissermaßen nur als vermietete Selbständige, als beurlaubte Staatsbeamte betrachtet. Jeder, auch Angehörige der Klasse I, hatte eine abgeschlossene Ausbildung in einem Beruf nachzuweisen, in dem er, wenn er seine Selbständigkeit aufgab, sein Brot verdienen konnte. Die Bezahlung im Staats- und Privatdienst erfolgte für alle ohne Unterschied des Berufes nach folgenden Abstufungen: Lernende, angehender Arbeiter, Durchschnittsarbeiter, Arbeiter mit besonderer Ausbildung oder Verantwotung, Meister, Leitende.

Die Zuweisung von Arbeitskräften an Privatbetriebe erfolgte nur durch Fachverbände, die, notfalls durch Verkürzung der Arbeitszeit und mit Hilfe eines ihnen gegen die Arbeitnehmer zustehenden Versetzungsrechtes dafür sorgten, daß stets alle vorhandenen Arbeitskräfte untergebracht und nach Möglichkeit, ev. durch Verlängerung der Arbeitszeit, jeder Bedarf an Arbeitern gedeckt war. Sie regelten auch den Andrang zu den einzelnen Berufen und ihrer Aufsicht unterstand ferner das Fachschulwesen.

Verdienstlosigkeit und Streiks konnte es darnach nicht mehr geben. Arbeitsscheue wurden in Arbeitshäuser gesteckt oder den Arbeitsheeren in Rußland zugeteilt.

Das Gesetz, das die Verwirklichung eines alten Lieblingsgedankens Ottos war, wurde sofort angenommen, und man wunderte sich nur, daß die frühere Regierung, der es aus den Fels'schen Schriften bekannt war, es nicht längst durchgeführt hatte, um damit aus vielen Schwierigkeiten herauszukommen. Bald zeigte

sich, daß Otto vollkommen recht hatte, als er bei Begründung des Gesetzes sagte: es bringe in jeder Hinsicht gewaltige Vorteile, aber der allergrößte sei vielleicht der, daß das Verbrechertum augenblicklich fast ganz und mit der Zeit völlig ausgerottet werde. Er hatte auch recht gehabt, als er, im Vertrauen auf die Wirkung des neuen Gesetzes, alle Verurteilten, die nicht ganz unverbesserlich erschienen, begnadigte und aus den Gefängnissen und Zuchthäusern entließ. Eigentumsvergehen, Betrügereien usw. kamen fast gar nicht mehr vor, nur selten brachten sie einen Arbeitsscheuen ins Arbeitshaus.

Auch wegen Steuervergehen, Wuchers und ähnlicher Delikte hatten die Gerichte kaum noch Strafen zu verhängen, da die Privatangestellten, die von den Arbeitgebern selbst nicht entlassen werden konnten, also kein Interesse daran hatten, ein Auge zuzudrücken, wenn sie etwas Unrechtes sahen, die zuverlässigsten Kontrollorgane waren, wodurch dem Staat allein Hunderte sonst hinterzogener Millionen gerettet wurden.

Die gegen früher ganz verschwindend kleine Zahl der Insassen der Strafanstalten rekrutierte sich zumeist aus solchen, die ihre Rohheit hinter Schloß und Riegel gebracht hatte. Otto gab sich alle Mühe, ein Gesetz durchzubringen, das für Rohheitsakte die Prügelstrafe vorsah. Als er damit nicht durchdrang, ließ er durch den Justizminister Stockprügel als Mittel zur Aufrechterhaltung der Anstaltszucht, jedoch nur gegen Rohlinge anwendbar, in die Hausordnung der Strafanstalten aufnehmen und dafür sorgen, daß kein wegen Rohheit Verurteilter die Anstalt verließ, ohne das neue Mittel gründlich versucht zu haben. Auf diese Weise kamen die Herren Rowdies häufig zu einer mehrfach so starken Auflage, als sie ihnen bei rechtlicher Zulassung der Prügelstrafe durch Urteil zuerkannt worden wäre. Auch hier war der Erfolg über alles Erwarten gut, denn selbst bei den Allergewalttätigsten wurden Rückfälle immer seltener.

Trotzdem wurde gerade diese Art von Vergehen zum Gegenstand des heftigsten Streites zwischen dem Reichspräsidenten und dem Reichstag und führte, das Wort von den kleinen Ursachen und der großen Wirkung bestätigend, eine für Deutschland bedeutungsvolle Umwälzung herbei. Otto wollte nämlich diese Straffälle mit ihrer Wurzel, der Trunkenheit, gänzlich ausrotten und damit zugleich einen wichtigen Schritt zur Hebung der körperlichen und moralischen Volksgesundheit tun, wozu er umso mehr Veranlassung hatte, als die aus Rußland Heimkehrenden vielfach den Hang zur Schnapstrinkerei einschleppten.

Aber anstatt eines allgemeinen Brenn- und Brauverbots, mit dem die Vereinigten Staaten Schiffbruch erlitten hatten, forderte er ein gesetzliches Verbot der öffentlichen Trunkenheit und strenge

Bestrafung für jeden, der auf der Straße oder in öffentlichen Lokalen betrunken angetroffen wurde, für solche Personen, die in Gesellschaft Trunkener eine Wirtschaft betraten und für Wirte, die Angetrunkene nicht sofort der Polizei übergaben. Weiter forderte er Zusatzstrafen für Verbrechen, die im trunkenen Zustand begangen wurden und schließlich für wiederholten Rückfall Einweisung ins Arbeitshaus. Als er dieses Gesetz nicht durchzudrücken vermochte, beantragte er eine starke Erhöhung der Steuer auf Rauschgetränke. Aber die lieben deutschen Volksgenossen, die glaubten, an der Einschränkung des Biergenusses sterben zu müssen, liefen, vom Braukapital verhetzt, gegen die Vorlage Sturm.

Jetzt wurde dem Reichspräsidenten die Sache zu dumm. Er forderte selbst von der Tribüne des Reichstags die Annahme eines der beiden Gesetze und erklärte jeden, der dagegen stimme, für einen Verräter am deutschen Volk und Vaterland und Gegner des Wiederaufbaues. Stürmischer Lärm war die Antwort.

„Wir sprechen uns wieder!", rief der erzürnte Reichspräsident den tobenden Abgeordneten zu und verließ das Haus. Telegraphisch ließ er sämtliche Präsidenten und je zwei Minister der Länder nach Berlin zu einer Sitzung kommen. Am Morgen der Konferenz betrat er zur allgemeinen Ueberraschung wieder den Sitzungssaal des Reichstages und ließ sich als Erster das Wort erteilen.

„Ich wollte nur fragen," sagte er mit schneidend scharfer Stimme, „ob die Herren sich beruhigt und entschlossen haben, eines der Gesetze, von denen ich kürzlich hier in diesem hohen Hause sprach, heute anzunehmen?" Wieder erhob sich gewaltiger Lärm. Otto blieb mit verschränkten Armen regungslos, wie eine Mauer auf der Rednertribüne stehen, bis Ruhe eingetreten war.

„Es tut mir leid, meine Damen und Herren, daß Sie mich durch Ihren Lärm so lange verhindert haben, Ihnen eine Mitteilung zu machen, die Sie gewiß interessieren wird. Verhalten Sie sich einmal ganz ruhig und rühren Sie sich nicht von den Plätzen; ich habe eine Ueberraschung für Sie, über deren Natur nachzudenken, ich Ihnen Zeit genug verschaffen werde!" Er hob winkend den Arm. Jetzt erst fiel auf, daß an jeder Türe Männer standen, die keine Abgeordneten waren. Diese öffneten die Türen und ließen von allen Seiten Trupps von Männern hereinströmen, die verdeckte Kästen trugen. Etwa fünfzig von ihnen stellten sich in zwei Reihen vor und hinter der Rednertribüne auf, sodaß die eine Reihe Front nach den Abgeordneten, die andere nach den Regierungstischen hatte. Die Uebrigen nahmen mit ihren Kästen Aufstellung längs der einen Wand und zugleich hörte man, daß die Türen geschlossen wurden. Starke Unruhe entstand im Saal.

„Bleiben Sie sitzen!", rief der Präsident mit seiner durchdringenden Stimme und hob die Hand. Die rätselhaften Männer nahmen die Tücher von den gleich rätselhaften Kästen, die sich teils als wohlgefüllte Handgranatenkisten, teils als leichte Maschinengewehre mit schon schußfertig durchgezogenen Patronengurten entpuppten. Schweigend legten sich die Maschinengewehrschützen nieder und richteten ein, während ihre Kameraden Handgranaten vor sich hinlegten und ebenso schweigend die Schutzkapseln abschraubten. Es war totenstille im Saale geworden, und bleicher Schrecken malte sich auf allen Gesichtern.

„Bitte, sehen Sie einmal auf die Zuschauertribüne," sagte Otto mit eisiger Ruhe.

Man sah hinauf und wurde, wenn es möglich war, noch um einen Ton bleicher. Auch da Maschinengewehre und Handgranaten! Jetzt warfen die Führer der verkleideten Soldaten die Zivilmäntel ab und standen in Offiziersuniformen der Reichswehr da. Ein Hauptmann kommandierte: „Achtung! Zum Schnellfeuer fertig machen! Wenn ich jetzt Hände hoch rufe, schießt Ihr auf jeden, der nicht sofort gehorcht! Zugführer, die eine verdächtige Bewegung sehen, kommandieren selbst Schnellfeuer! Hände hoch!" Es war nicht nötig, zu schießen; die Hände flogen blitzschnell in die Höhe!

„Ich ersuche die Frauen, die Hände herunterzunehmen, für sie galt diese Aufforderung nicht. Damit aber Sie, meine Herren, nicht allzulange in der etwas unbequemen Stellung verharren müssen, die dem Umstand zuzuschreiben ist, daß Sie auch mir meine Stellung recht unbequem gemacht haben, will ich Ihnen die Situation ganz kurz erklären. Die Regierung ist abgesetzt, der Reichstag aufgelöst. Von heute an untersteht das deutsche Reich meiner Diktatur, bis die Herren gelernt haben, Pareiinteressen und Kapitalisteninteressen dem Wohle des Ganzen unterzuordnen. Das Weitere werden Sie noch erfahren. Jetzt bitte ich Sie, sich der Reihe nach einzeln durch die vordere Tür hinauszubegeben und sich den Weisungen der Führer der beiden draußen postierten Kompagnien zu fügen. Ihre Haltung ist Ihnen etwas unbequem? Bedauere lebhaft! Bedanken Sie sich bei den Herren, die Waffen bei sich tragen."

Er winkte mit der Hand, die Offiziere ließen die Abgeordneten reihenweise aufstehen, rechtsum machen und im Gänsemarsch abtreten. Für die hinter der Rednertribüne Sitzenden wurde eine andere Türe geöffnet.

Draußen wurden die so Verhafteten von Soldaten in Uniform in Empfang genommen, nach Waffen durchsucht und mit bereit stehenden Automobilen in ein Gefängnis gebracht. Sie sollten

als Geiseln für den Fall dienen, daß sich gegen Ottos Diktatur Widerspruch erheben würde.

Als der Saal geleert war, bedankte sich Otto bei den Offizieren und Mannschaften für die gelungene Durchführung ihrer Aufgabe und sagte dabei, er gäbe ihnen die Versicherung, daß sie bald erkennen würden, daß sie damit dem Vaterland einen großen Dienst erwiesen hätten.

Kahldorf, der als Major das Bataillon, welches den Putsch aufgeführt hatte, befehligte, trat ein. Otto wandte sich sofort an ihn: „Was machen die Landespräsidenten?"

„Es ist alles nach Vorschrift gegangen. Die Herren sind nicht schlecht erschrocken! Sie sitzen, von den Soldaten umstellt, auf ihren Plätzen und wagen kaum, mit einander zu reden."

„Du hast ihnen doch gesagt, daß niemand etwas zu leide geschehen soll?"

„Und daß du sofort kämest, um mit ihnen zu reden, gewiß!

„Na, dann wollen wir die armen Kerls aus ihrer Angst befreien."

Er begab sich in den kleinen Saal, in dem er vor einer halben Stunde die Landespräsidenten und bundesstaatlichen Minister gleich nach Eröffnung der Sitzung mit der Bemerkung verlassen hatte, er müsse sich für einen Augenblick in den Reichstag begeben, man möchte inzwischen eine Mitteilung des Majors Kahldorf entgegennehmen.

„Entschuldigen Sie, meine Herren," sagte er zu ihnen, als er zurückkam, „daß ich Sie etwas lange habe warten lassen und vielleicht in Schreck versetzt habe. Er liegt aber für Sie kein Grund zu irgend einer Befürchtung vor; im Gegenteil, ich hoffe, Sie nach einer wichtigen Beratung als Gäste in meinem Hause und darnach als Freunde scheiden zu sehen. So, wie ich Sie durch Soldaten überrascht habe, habe ich zur gleichen Zeit die Herren im großen Sitzungssaal überrascht, nur mit dem Unterschied, daß die Reichstagsabgeordneten und Mitglieder der Reichsregierung verhaftet und einstweilen ins Gefängnis gebracht wurden, wo sie jedoch mit aller Zuvorkommenheit und Rücksicht behandelt werden. Ich habe mich zu diesem Schritt genötigt gesehen, weil der Hader der Parteien und der Widerstand der Kabinettsmitglieder immer und immer wieder meine auf das Wohl unseres Vaterlandes gerichteten Pläne durchkreuzt.

Es blieb mir kein anderer Ausweg, wenn ich vermeiden wollte, daß wir in den alten Sumpf zurückfallen, als die Regierung abzusetzen, den Reichstag aufzulösen und selbst die unumschränkte Diktaturgewalt zu übernehmen. An Sie richte ich nun die Bitte, mich in der Weise zu unterstützen, daß Sie für Ihre Länder meinen

Schritt billigen, mit deren Parlamenten Sie, wie bisher, die Landesgeschäfte weiterführen sollen, nur die Reichsgesetze werden künftig nach Anhörung eines neu zu wählenden, lediglich beratende Stimme besitzenden Reichstags erlassen und die Reichsminister von mir nach freiem Ermessen ernannt werden. Ich bitte Sie, sich ohne Scheu zur Lage zu äußern und bin bereit, jede gewünschte Aufklärung zu geben. Die Sitzung ist eröffnet."

Nach anfänglichem Zögern setzte eine lebhafte Aussprache ein, in der man die Ueberzeugung gewann, daß der neue Diktator einerseits nur das Beste des Reiches wollte, andererseits aber auch nicht davor zurückschrecken würde, seine Diktatur nötigenfalls mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Man gab daher die verlangte zusagende Erklärung und das Versprechen, daß man die heimatliche Bevölkerung auffordern und, wenn nötig, zwingen werde, den neuen Diktator anzuerkennen.

Darnach schritt man zur Beratung der zunächst zu unternehmenden Schritte. Otto gab bekannt, daß er die Minister nur wenige Tage, bis das neue Kabinett gebildet sei, die Abgeordneten aber, damit sie nicht gegen ihn agitieren könnten, bis nach erfolgter Neuwahl des Reichstages gefangen halten werde.

* * *

Im Reich war die Kunde von dem Staatsstreich des Präsidenten fast überall mit ungeheuchelter Freude begrüßt worden. Allgemein hatte es unangenehm berührt, daß der Reichstag schon wieder anfing, zur Schwatzbude zu werden, und man hatte sich vielfach gewundert, daß der sonst so energische Präsident hiergegen nicht einschreite.

Das Volk selbst nahm, wie sich zeigte, ihm die Absicht, die Sauferei zu beschränken, gar nicht so übel, wie seine Vertreter im Reichstag immer behauptet hatten.

Das Trinkergesetz trat in Kraft und als die Abgeordneten aus ihrer Haft entlassen wurden, konnten sie sich bereits von der vorzüglichen Wirkung dieses ersten diktatorisch eingeführten Gesetzes überzeugen; die Wirtschaften gingen nicht schlechter als sonst, da Manche sie aufsuchten, die sich vorher gescheut hatten, wegen eines Glases hineinzugehen oder die das wüste Treiben darin abgeschreckt hatte Aber überall herrschte ein anständiger Ton. Der Gesamtverbrauch ging wohl zurück, aber die Einnahmen aus der Sondersteuer waren doch noch recht beträchtlich. Die Zahl der Straftaten nahm dagegen in solchem Maße ab, daß die meisten Gerichte aufgehoben werden konnten, und es zeigte sich so, daß in weit höherem Maße, als man nach der Kriminalstatistik angenommen hatte, Verbrechen aller Art auf übermäßigen Alkoholgenuß zurückzuführen waren.

„Es ist schade," sagte Otto zu seiner Frau, „daß man nicht statistisch nachweisen kann, wie viele Frauen und Kinder, die bisher unter der Trunkenheit des Gatten oder Vaters litten, aufatmen und satt zu essen haben. Jetzt erst ist die Armut ganz aus unserm Volke verbannt!"

Friedel nickte. „Aber es gibt doch noch immer Elend genug unter den Menschen, das vielfach noch auf den Krieg zurückzuführen ist; besonders wehe tut mir, daß wiederum die Frauen es sind, die am meisten darunter leiden und die unschuldigen Kinder, die durch Vererbung ebenso ihr ganzes Leben vergiftet sehen, wie die Trinkerkinder."

Ihr Mann sah sie an. „Du sprichst — von den Geschlechtskrankheiten?"

„Ja! Als du mir eben erzähltest, wie endlich das Trinkerelend von unserem Volke genommen wurde, habe ich bei mir gedacht, ob es nicht möglich wäre, auch der anderen schrecklichen Seuche Einhalt zu tun. Erst in den letzten Tagen sind wieder ganz grauenhafte Fälle bekannt geworden.

„Ich will mein Volk auch von diesem Feinde befreien."

Aerzte wurden zu Besprechungen befohlen, zur Abgabe von Gutachten aufgefordert, zu Verhandlungen und Konferenzen eingeladen. Das Ergebnis war ein Ehegesetz. Zu den unerläßlichen Traupapieren gehörte künftig ein ärztliches Gesundheitszeugnis für Mann und Frau. Alle Fälle von Geschlechtskrankheiten mußten, wie früher andere ansteckende Seuchen, von den Aerzten gemeldet werden. Daraufhin hatte sich der andere Ehegatte wöchentlich untersuchen zu lassen und beim geringsten Verdacht, daß das Gebot des Arztes übertreten wurde, erfolgte Internierung der Kranken in einer Heilanstalt. Desgleichen wurden rückfällige Sittlichkeitsverbrecher dauernd interniert. Außerdem waren die Tage des Zuhälter- und Dirnentums gezählt. Wo die sittenpolizeilichen Erhebungen traurige Wohnungsverhältnisse als Ursache sittlicher Verwahrlosung feststellten, wurde durch Barackenbau Abhilfe geschaffen.

Im Ausland horchte man auf, als man von all diesen Neuerungen hörte. In diesem Deutschland schien ja ein merkwürdig scharfer und frischer Wind zu wehen! Woran aber kein Finanzmann vorher gedacht hätte, das war, daß gerade durch diese auf die sittliche Hebung des deutschen Volkes abzielenden Gesetze ein starker Aufschwung der deutschen Valuta folgte. Man sagte sich eben an den Börsen mit Recht, daß ein Volk, das innerlich so gesund sei, wirtschaftlich unbedingt wieder hochkommen müsse und daß es jedenfalls dem sittlich verkommenen Frankreich weit überlegen sei.

Fels vergaß aber auch die Schule nicht. Er ließ den Lehrplan der Volksschule gründlich von unnötigem Ballast befreien und legte die so gewonnenen Stunden dem Turnunterricht zu. Es dauerte aber lange, bis trotz dieser segensreichen Maßnahme und der jetzt für alle reichlichen und guten Nahrung, die Kinder einigermaßen gutes Aussehen und normales Gewicht, Kraft und Körpergröße erreicht hatten. An ihnen zeigte sich am deutlichsten, daß das Ultimatum unter der deutschen Bevölkerung noch schlimmere Verheerungen angerichtet hatte, als die furchtbarste Waffe der Feinde im Kriege, die Blockade.

Der Unterrichtsreform allein wäre ein solcher Erfolg jedoch nie beschieden gewesen, wenn sie auch sicher von den segensreichsten Wirkungen war. Mindestens zur Hälfte hatte die heranwachsende Generation ihr Gedeihen der Frau des Reichspräsidenten zu verdanken, die nach langer Vorarbeit einen ganz großartigen Plan zur Erziehung eines neuen starken Geschlechts ausgearbeitet hatte, von dem selbst ihr Mann völlig überrascht wurde und dem er uneingeschränkte Anerkennung und Bewunderung zollte. Der Plan war voll neuer, kühner aber vortrefflicher Gedanken, fast das Kühnste und Beste jedoch war, daß das ganze Reformwerk ohne gesetzgeberische Maßnahmen ganz als freiwilliges Liebeswerk durchgeführt werden sollte.

Und es ward durchgeführt! Nicht umsonst war Frau Friedel, wie sie bald überall genannt wurde, so lange Jahre die treue Gehilfin ihres Mannes bei seinen Arbeiten gewesen.

Ein „Frauenverein für Volkswohl und Wiederaufbau", der sich über das ganze deutsche Reich erstreckte, wurde ins Leben gerufen, vom Reich nur mit Geldmitteln, aber damit großzügig unterstützt.

Bald gehörte ihm, da Hunderttausende eifriger Bewerberinnen sich in den Dienst der großen Sache stellten, restlos alle deutschen Frauen, für die die Zugehörigkeit einfach eine Selbstverständlichkeit wurde, an.

Kinder, denen Hausaufgaben Schwierigkeiten machten, wurden älteren Schülern und Schülerinnen, in deren Wohnung sie kommen mußten, zugeteilt. Es war eine Ehrensache für die jungen Hilfslehrer, möglichst viele Schüler und gute Erfolge zu haben.

Eine ganz wertvolle Einrichtung, die den Müttern die Erziehungsarbeit wesentlich erleichterte, war die der Kindergäste. Sie ging letzten Endes auf eine frühere Anregung Ottos zurück, der die Verköstigung armer Kinder als Ehrengäste bei Wohlhabenden in Zeiten bitterster Not vorgeschlagen hatte, um einem großen

Elend zu steuern. Jetzt gab es ja keine hungernden Kinder mehr, zumal die Einrichtung getroffen war, daß, wenn eine Mutter durch Krankheit oder aus anderer Ursache verhindert war, in der Küche zu stehen, sie kurzer Hand in der Nachbarschaft anfragen ließ, wer bereit sei, heute für so und so viele Personen mehr zu kochen, wofür die Auslagen vergütet wurden.

Aber man erreichte doch viel damit, daß jedes Kind wöchentlich einmal bei einer nicht verwandten Familie als Ehrengast zu Tische war; war es da besser als zu Hause, so war ihm die Freude gegeben, an diesen Tagen auch wie Reichere oder ganz Reiche zu leben und zu spielen, in umgekehrtem Falle lernte es Zufriedenheit und soziales Fühlen. Auf alle Fälle aber lernte es sich so benehmen, daß schließlich auch ein scharfes Auge keinen Tadel an ihm finden konnte, auch Sicherheit des Auftretens und Selbständigkeit wurden solcherweise anerzogen.

Es war kein Wunder, daß in ganz kurzer Zeit die Kindersterblichkeit auf einen Bruchteil zurückgegangen war und man konnte mit Bestimmtheit dem so erzogenen neuen Geschlecht ein höchstes durchschnittliches Lebensalter voraussagen.

Dadurch, aber noch mehr durch den Umstand, daß jedermann und viel früher, als einst, imstande war, eine Familie zu ernähren und eine hohe Kinderzahl nicht mehr den Schrecken der Eltern bildete, wuchs die Bevölkerung Deutschlands in ungeahntem Maße. Am zweiten Jahrestag der Gründung der Frauenorganisation, die den Namen Friedel von Fels in der ganzen Welt bekannt gemacht hatte, krönte der Reichspräsident das Werk durch ein Geschenk: die Junggesellensteuer. Sie kam bei unverheirateten Männern zwischen 25 und 30 Jahren, wenn sie nicht sonst für Angehörige zu sorgen hatten, den Unterhaltungskosten für ein, für ältere denen für zwei oder drei Kinder gleich.

Die Ableitung des Menschenüberschusses brauchte dem Reich keine Sorgen zu machen. Die Urbarmachung der Wildnisse Rußlands bot allen Arbeit und Raum.

Mit umso größerer Sorge sah man in Frankreich, dessen Bevölkerung unter dem Einfluß der fortschreitenden sittlichen Verwahrlosung, an der die farbigen Franzosen großen Anteil hatten, in erschreckendem Maße zurückging, dem Erstarken und Wachsen des deutschen Lebensbaumes zu, dem man doch mit dem Vertrag von Versailles die Wurzeln hatte abhauen wollen.

Der französische Geschäftsträger in Berlin erhielt von seiner Regierung den Auftrag, gegen die offenbare „Militarisierung Deutschlands" nachdrücklichst Einspruch zu erheben.

Otto von Fels, der sich mit dem grauenden Tag zu erheben pflegte, saß in früher Morgenstunde in seinem Arbeitszimmer am Schreibtisch und überflog den Inhalt einiger Zeitungen aus allen Teilen des Reiches, ab nud zu eine Notiz rot anstreichend, was für den Beamten, der die Blätter später in die Hand bekam, den Auftrag bedeutete, den Artikel auszuschneiden. Der Präsident erhielt diese Ausschnitte dann zusammen mit solchen, die der Beamte selbst aus anderen, seiner Durchsicht unterliegenden Zeitungen gemacht hatte, wieder.

Seit er Diktator war, konnte er keine Nummer in die Hand nehmen, ohne darin auf ihn bezügliche Notizen zu finden, die irgend einen festen „Griff" von ihm zum Gegenstand hatten und durch die großen fett gedruckten Ueberschriften „Die eiserne Faust" oder „Der eiserne Besen", „Das große Reinemachen" usw. das Auge der sie mit Vorliebe verschlingenden Leser fesselten. Sie waren es, die dem Diktator eine Beliebtheit verschafft hatten, daß sein Bild auf allen Plakaten und Konservendosen prangte, eine Huldigung, wenn auch keine geschmackvolle, die keinem Staatsmann der deutschen Republik vor ihm zuteil geworden war. Er lächelte, als er wiederum eine neue Marke Zigaretten „Reichspräsident" gleich unter dem seit kurzem angepriesenen Füllfederhalter „Diktator" fand. Selbst Kinogrößen stellte er ja in den Schatten! Er legte die letzte der „großen" Zeitungen aus der Hand und griff zu dem Stoß kleiner und kleinster Provinzblätter, in denen ihn der Lokalteil und die „Nachrichten aus der Umgegend" interessierten. Gerade hier fand er so oft Fingerzeige für die Ausfüllung von Lücken in seinem Gesetzeswerk.

Nach dem Frühstück meldete sich der Referent, mit dem Fels die neuen Eingänge durchsprach. Der Dienst dieses Beamten begann eine Stunde früher, als der aller anderen, weil der Präsident Wert darauf legte, daß bis zum Beginn der Kanzleistunde das Wichtigste bereits erledigt war.

Unter anderm lag die Eingabe eines Landmannes vor, der gerichtlich verurteilt worden war, Geräte, die er seit Jahr und Tag auf einem unbenützten Zwischengrundstück gelagert hatte, zu entfernen, weil sein Nachbar, mit dem er wegen anderer Dinge in Streit geraten war, ohne Not ein altes Durchfahrtsrecht geltend gemacht.

„Hier liegt offenbar böser Wille aus Rachsucht vor," sagte Otto. „Wie sollen wir aber aufbauen, wenn statt des Geistes der Brüderlichkeit der Geist der Zwietracht herrscht?"

„Das stimmt wohl," entgegnete der Referent, „aber das Urteil läßt sich nicht umstoßen. Der Mann hat ein verbrieftes Recht, das er jederzeit geltend machen kann."

„Das Recht, mit seinem Karren da zu fahren, mag er haben, aber er hat nicht das Recht, andern ein schlechtes Beispiel zu geben. Der Mann fährt nicht durch!"

„Wie soll man das verhindern? Vor Eingriffen in die Rechtspflege möchte ich dringend warnen, damit nicht das Vertrauen in sie erschüttert wird."

„Das ist auch nicht meine Absicht. Aber der Fall hier ist kein vereinzelter, sondern ein typischer, und er beschäftigte mit deshalb so sehr, weil die Gesinnung, die aus dem Eindruck des Nachbarn spricht, die gleiche ist, in der der Parteihader wurzelt. Die Menschen zur Verträglichkeit erziehen, heißt dem Parteikampf seine Schärfe nehmen."

„Nun, auf die Parteien brauchen wir im Reich ja nicht mehr allzu große Rücksicht zu nehmen, nachdem sich das Volk an die Diktatur gewöhnt hat und sich recht wohl dabei befindet."

„Sie irren, Lieber, die Kommunisten sind unermüdlich an der Arbeit, im Volk Stimmung für eine Erweiterung der Steuergesetze, im extrem sozialistischen Sinne zu machen. Wenn auch niemand mehr darbt und notleidet, so beginnen doch die, die nur langsam vorwärts kommen, mit Neid auf diejenigen zu sehen, die es in der kurzen Zeit seit dem Bürgerkrieg zu Millionen gebracht haben. Es gibt heute Unternehmungen, an denen rasend verdient wird. Die Grundlage unserer Wirtschaft ist eben kapitalistisch und muß kapitalistisch sein, weil wir darauf angewiesen sind, daß der Einzelne zur höchsten Arbeitsleistung angereizt wird. Wenn wir nicht arbeiten müßten, um von den Entschädigungen loszukommen, wäre ich der Erste, der einen Versuch mit der rein kommunistischen Wirtschaft machte. Aber wenn der Anreiz zum Erwerb entfällt, wird die Arbeit als eine lästige Pflicht empfunden und alles, was wir errungen haben, geht uns wieder verloren."

Der Referent stimmte zu. „Es hat eben jedes System seine Schattenseite und die irgend eines muß man in den Kauf nehmen. Was läßt sich dagegen tun?" Fels drehte seinen Sessel weiter nach dem Beamten herum, lehnte sich zurück, schlug die Beine über einander und verschränkte die Arme über der Brust.

„Hören Sie! Ich habe schon viel über dieses Problem nachgedacht. Einmal, glaube ich, wird die Welt doch dazu kommen, daß sie sich sagt, unsere Ueberkultur ist unnatürlich; der Mensch ist nicht dazu auf der Welt, um sich sein Leben lang abzurackern und zuzusehen, wie einzelne es dahin bringen, daß sie nur genießen können. Jeder Mensch hat das Recht, sein Leben zu genießen, und es brauchte eigentlich nur soviel gearbeitet zu werden, daß jeder gute, nicht luxuriöse Nahrung, zweckmäßige Kleidung und gesunde, gemütliche Wohnung hat; aber erst, wenn diese Ueberzeu-

gung, diese Auffassung vom Leben und der Bestimmung des Menschen einmal Gemeingut wenigstens aller großen Kulturstaaten geworden ist, wird man die Menschen dahin bringen, daß sie in gemeinsamer, zweckmäßig eingeteilter, stark spezialisierter Arbeit, die jeden nur wenige Stunden täglich in Anspruch nimmt, nur das erzeugen, was gebraucht wird und den Rest des Tages der körperlichen und geistigen Erholung, dem Sport und der Kunst widmen."

„Das ist letzten Endes die kommunistische Staatsauffassung."

„Gewiß. Aber die Kommunisten suchen dieses Ideal mit Gewalt in einer Zeit zu verwirklichen, die für den Idealstaat geistig noch zu unreif ist. Das Land, das, rings von kapitalistischen Staaten umgeben, den Anfang macht, ist verloren. Es geht wirtschaftlich zu Grunde, gerät aus Not in finanzielle Abhängigkeit von den andern und wird erst recht der Knecht des Kapitalismus, den es zu meistern gedachte."

„Das ist wieder die Auffassung der Gegner des Sozialismus, die aus dieser Erkenntnis heraus sich sagen, daß es keinen Zweck hat, einem Trugbild nachzujagen, die ewig unerreichbare völlige Umwälzung der Daseinsform der Menschen zu erstreben, anstatt sich damit zu begnügen, sie im Rahmen des Möglichen erträglich zu gestalten. Trotzdem meinten Sie vorhin, daß die Menschheit einmal zur kommunistischen Auffassung gelangen werde?"

„Ja, und vielleicht rascher, als wir denken.

Sie wissen ja, daß ich noch heute auf die in meinem ersten Buch vertretene Meinung schwöre, daß die Ententestaaten einem gewaltigen Kriege entgegen gehen. Bei der Vervollkommnung der Technik und angesichts des Umstandes, daß, die Konstellation der Mächtegruppen mag sein, wie sie wolle, beide Gegner über Lebensmittel und Bodenschätze verfügen, die nicht so leicht zu erschöpfen sind, wie die unserigen im letzten Weltkrieg, wird dieser Krieg viel, viel länger dauern und hundertmal größere Opfer an Menschen und Geld erfordern. Er wird erst recht bis zum blutigen Ende geführt werden, da ja jeder aus unserem Beispiel weiß, was ihm im Falle der Niederlage droht. Alle Völker, die daran teilnehmen, werden wirtschaftlich zugrunde gerichtet sein, und dieser Zustand der völligen Verarmung aller wird die materielle und geistige Voraussetzung für den Aufbau des kommunistischen Weltstaates bilden.

Welche Rolle wir in diesem Kriege spielen werden, kann ich selbst noch nicht sagen. Wenn man versucht, uns hineinzuziehen, werde ich jedenfalls mit aller Kraft widerstreben. Aber soviel ist sicher, daß es für uns von Vorteil ist, unser Wirtschaftsleben bis dahin vor Erschütterungen möglichst zu bewahren.

Ich wünsche daher, die Gesetzgebung so auszubauen, daß die Schattenseiten unseres kapitalistischen Systems sich so wenig als möglich bemerkbar machen, damit das Gebäude, das wir aufgerichtet haben, über die Zeit, die uns noch vom Ententekrieg trennt, zusammenhält."

„Das kann noch lange dauern! Seit dem Frieden von Versailles war die Entente jährlich ein paar mal auf dem Punkt auseinanderzufallen, und doch ist manches Jahr seitdem verflossen und sie hält immer noch."

„Umsomehr haben wir Veranlassung, die Parteigegensätze nach Möglichkeit zu mildern. Ich werde ein Gesetz erlassen, das Denjenigen bestraft, der Handlungen, auch wenn sie an sich gesetzlich einwandfrei sind, begeht, die einem anderen Geist entspringen, als dem, der dem Wiederaufbau dienlich ist. Mit anderen Worten, ich werde Kleinlichkeit, Gehässigkeit, Unduldsamkeit, Rachsucht, Freude am Schaden anderer unter Strafe stellen."

„Das wird sehr schwierig sein. Fast fürchte ich sogar, es wird sich überhaupt nicht durchführen lassen."

„O ja! Es ist ja gar nicht nötig, daß alle Fälle bekannt und bestraft werden, Es wird schon vieles besser sein, wenn durch einzelne Beispiele abschreckend eingewirkt wird. Die Menschen werden dadurch gezwungen, sich der Duldsamkeit zu befleißigen, und, lange zwangsweise geübt, wird diese Tugend schließlich zu einer Charaktereigenschaft werden.

Nehmen Sie den vorliegenden Fall: Der Bauer kann mit seinem Karren fahren, aber dafür, daß er ohne Notwendigkeit, nur aus Rache, gehandelt hat, wird er mit einer so hohen Geldstrafe belegt, daß er, um ihr zu entgehen, lieber auf sein Recht verzichten."

„Ich gestehe, daß der Gedanke an sich nicht übel ist."

„Gedenken Sie ferner, wieviel Handelsprozesse oft nur deshalb geführt werden, weil die Betreffenden „Recht haben" wollen. In einem solchen Falle wird das neue Gesetz Beide bestrafen und jedenfalls sehr dazu beitragen, daß die Streitenden, ehe sie den Kadi anrufen, sich die Sache dreimal überlegen.

Vor allen Dingen aber hoffe ich, der traurigsten Begleiterscheinung unseres dem Wiederaufbau so dienlichen Systems, dem Hang, sich auf Kosten anderer recht schnell zu bereichern, zu begegnen. Diebstahl, Betrug usw. waren anfänglich so gut wie ausgerottet, und aus Not, dem früher häufigsten Beweggrund, geschehen sie auch jetzt noch nirgends mehr. Aber schon mehren sich diese Straftaten, jetzt in dem Bestreben, bald reich zu werden, verübt und eine gerichtlich nicht faßbare, aber deshalb umso gefährlichere Unmoral beginnt sich breitzumachen."

Ein jüngerer Beamter trat ein und meldete den französischen Geschäftsträger.

Otto entließ den Referenten und empfing den Gesandten.

Seine Stirn legte sich in Falten, während er zuhörte, was der andere von der Besorgnis der französischen Regierung über das Anwachsen der deutschen Bevölkerung sprach.

„Es ist mir nicht ganz klar, was Ihre Regierung wünscht. Verlangt man etwa, daß wir einen Teil unserer Bevölkerung vergiften oder jährlich ein paar tausend Kinder totschlagen sollen, oder wie denken Sie sich, daß wir dem Bevölkerungszuwachs steuern können?

„Meine Regierung glaubt, daß die Auflösung der deutschen Frauenorganisation ihre Besorgnisse zerstreuen würde."

Otto sprang auf. Mit blitzenden Augen maß er sein Gegenüber.

„Was mutet man mir zu? Eine Maßregel zu treffen, von der Ihre eigene Regierung glaubt, daß ihr Erfolg eine starke Zunahme der Kindersterblichkeit sein werde? Ich soll die Kinder meines eigenen Volkes morden? Die Kulturnation Frankreich verlangt das von mir? Die Welt wird staunen, wenn sie es erfährt."

„O nein," beeilte sich der Franzose einzuwerfen. „Meine Regierung würde es sogar sehr bedauern, wenn durch die Maßnahme auch nur eine nachteilige Veränderung des Gesundheitszustandes der deutschen Kinder bewirkt werden sollte, viel weniger, daß sie eine Zunahme der Sterblichkeit wünscht. Wo denken Sie hin? Ich muß meine Regierung gegen den Vorwurf in Schutz nehmen, daß sie ein derartiges Ansinnen gestellt hätte!"

„Wie soll ich mir ihre Forderung dann erklären?"

„Die französische Regierung ist der Ansicht, daß die Organisation als eine militärische anzusehen sei, da in den Knaben alle jene Eigenschaften geweckt werden, die das Ziel der militärischen Ausbildung sind und das Leben zu Hause wie auf den Spielplätzen, wie in der Schule einer geradezu militärischen Regelung unterliegt."

„Dann ist Ihre Regierung durchaus falsch unterrichtet. Ich denke, Sie werden Veranlassung nehmen, die irrige Ansicht, die man in Paris hat, durch einen ausführlichen Bericht richtig zu stellen und damit dürfte die Angelegenheit ihre Erledigung gefunden haben."

„Ich bedauere, das auch nicht glauben zu können. Meine persönliche Ansicht spielt hier gar keine Rolle. Ich bin beauftragt, auszusprechen, daß die französische Regierung unter allen Umständen auf der Auflösung der Organisation besteht und es ablehnt, sich in Verhandlungen darüber einzulassen. Sie erblickt,

in der Frauenorganisation einen verschleierten Verstoß gegen das Verbot der militärischen Erziehung und in der Weigerung einen unfreundlichen Akt, aus dem sie die Konsequenzen ziehen müßte.

* * *

Schon andern Tags trugen Draht und Funken die Nachricht von dem Verlangen der französischen Regierung an Deutschland in alle Welt. Ueberall wurde das Verhalten Frankreichs scharf verurteilt.

Fels wartete etwa eine Woche, bis er die allgemeine Stimmung übersehen konnte, dann machte er den Fall zum Gegenstand einer seiner bekannten sensationellen Reichstagsreden. Ein Sturm der Entrüstung brach unter den Abgeordneten los, dem rauschender Beifall folgte, als Otto mit der Erklärung schloß, daß das Verlangen der französischen Regierung ein durch nichts gerechtfertigter Eingriff in die auch durch den gemilderten Friedensvertrag ohnehin noch beschnittenen deutschen Rechte sei, dem er sich auf jede Gefahr hin widersetzen werde.

Die Zeitungsberichte über die Reichstagssitzung enthielten ein Nachwort des Präsidenten, in welchem dieser darauf hinwies, daß noch vor einem Jahr Frankreich nicht gewagt habe würde, ein solches Verlangen zu stellen; wenn es jetzt den Mut dazu habe, so habe es den aus der wachsenden Zwietracht der beiden großen Parteien geschöpft, die in Paris die Hoffnung genährt habe, die eine oder andere Partei werde sich aus parteipolitischen Gründen der Ablehnung des Präsidenten widersetzen und so der deutschen Jugend, auf der die Zukunft Deutschlands beruhe, in den Rücken fallen. Es sei doch mehr als bedauerlich, daß ein Volk, das immer noch rings von Feinden umlauert und zu schwerer Fronarbeit genötigt sei, noch nicht den Weg zur nationalen Einheitsfront gefunden habe.

Ganz rasch darauf folgte die Nachricht, daß sich in Berlin eine neue Partei unter dem Namen „Wiederaufbaupartei" gebildet habe, die alle diejenigen Mitglieder der bestehenden beiden großen Parteien zum Uebertritt auffordere, die dafür seien, daß man Partei-Sonderinteressen so lange zurückstelle, bis Deutschland wieder ganz frei von jedem feindlichen Drucke sei.

Der Aufruf der Partei fand mächtigen Widerhall. Und als gar der Diktator erklären ließ, daß er einem Parlament, in dem eine starke Mehrheit der neuen Partei vertreten sei, gerne wieder das alte Stimmrecht einräume, wuchs sie so rasch an, daß sie bald die meisten Mitglieder der alten Parteien in sich vereinigte.

In der Tat wurde auch durch einen Erlaß des Reichspräsidenten der Reichstag in seine alten Rechte wieder eingesetzt und seine Neuwahl ausgeschrieben. Während der Wahlvorbereitungen erschien in Form eines Gesetzes eine von Fels stammende Geschäftsordnung für den neuen Reichstag, die offenbar den Zweck hatte (das Wort sollte, wie man sich erzählte, vom Reichspräsidenten selber stammen), aus der Schwatzbude eine Arbeitsstube zu machen. In erster Linie wurde bestimmt, daß ein Abgeordneter, der den Verhandlungen ohne triftigen Grund fern blieb, sofort seines Mandats verlustig ging. Die Rededauer war beschränkt und sollte vom Reichstag oder Reichspräsidenten für jeden Beratungsgegenstand von Fall zu Fall festgelegt werden. Streng untersagt war, ein erteiltes Wort, statt zum Verhandlungsgegenstand, zur Parteipolemik oder in persönlicher Angelegenheit zu benützen: Polemiken sollten dem Wahlkampf vorbehalten sein. Der Reichspräsident behielt sich das Recht vor, wiederholt wegen Unsachlichkeit gerügte Abgeordnete als zum Volksvertreter ungeeignet zu erklären. Ferner wurde von den Abgeordneten musterhaftes Verhalten sowohl in Beruf, als auch im Privatleben verlangt. Im Wahlkampf erhobene Vorwürfe gegen einen Abgeordneten mußten von Staatswegen geprüft werden. Waren sie gerechtfertigt, so war der Beschuldigte, wenn sie ungerechtfertigt waren, der Anschuldiger zum Abgeordneten untauglich. Wissentliche Verleumdungen zogen schwere Strafen nach sich.

Mehr noch als die Tatsache, daß das Programm der neuen Partei eine ersprießliche Arbeit des Reichstags versprach, trug das neue Gesetz dazu bei, ihm das Vertrauen des Volkes im Voraus zu erwerben.

Die erste Sitzung des neuen Parlaments gestaltete sich daher zu einer machtvollen Kundgebung für den deutschen Einheitsgedanken, und als auch die Führer der Minderheitsparteien die Erklärung abgaben, daß sie sachliche Arbeit leisten und besonnene Opposition, jedoch nur dann, wenn wirklich wichtige Interessen auf dem Spiel stünden, treiben, nach außen aber auf alle Fälle die geschlossene deutsche Einheitsfront wahren wollten, brach helle Begeisterung los. Der Alterspräsident stellte unter dem Jubel des Hauses fest, daß die Feinde nicht mehr ein durch Parteihader zerrissenes Deutschland, das ein leichter Spielball in ihren Händen gewesen war, sondern eine in Not und Leid geläuterte und und im Streben nach einem hohen gemeinsamen Ziel geeinte Brudergemeinde vor sich hätten, die keine Schikanen zu sprengen vermöchten und deren Leitwort sei: Deutschland darf nicht untergehen!

„Nun, meine Damen und Herren," schloß er mit bewegter Stimme seine Rede, „lassen Sie uns unserm trutzigen Willen,

durchzuhalten und zusammenzuhalten, aller Welt zum Trotz, Ausdruck geben mit dem Lied, dessen Worte unser heutiger verehrter Reichspräsident einst unter dem Eindruck des Zusammenbruchs des alten Reiches geschrieben hat: „Nie soll's dem Feind gelingen, uns in sein Joch zu zwingen!"

Mit voller Baßstimme sang er es, und brausend durchzogen die wuchtigen Klänge den weiten Raum, dessen Schlußstrophe wie der feierliche Schwur des ganzen Volkes klang:

„Gott wird uns treu behüten!
Mit wuchtigem Schlag wir schmieden
Dereinst ein neues, stolzes Reich,
An Ruhm und Macht dem alten gleich!
Gesprengt die Kett' der Sklaverei,
Wir atmen, wie die Väter, frei
Und schwören bei dem höchsten Gott,
Der uns errettet aus der Not,
Frei woll'n wir sein und bleiben!"

* * *

In früher Morgenstunde im Berliner Tiergarten ein einsamer Reiter. Es ist Otto von Fels, der Reichspräsident, der Diktator Deutschlands, den die Arbeit seit Monaten so gefangen hält, daß diese morgendlichen Erholungsritte noch den einzigen Sport bilden, den auszuüben er Zeit findet. Hier in der labenden Frische der tauerquickten Natur und in der Stille ruhiger Nachtstunden vor dem Schreibtisch, losgelöst vom haftenden Getreibe des Tages, denkt es sich am besten. Hier entstehen sie, nachts am Schreibtisch werden sie ausgearbeitet die kühnen Gedanken und Pläne, die überraschenden Schritte, die den Staatsmännern in Paris und London, in Washington und Tokio soviel Kopfzerbrechen machen und schlaflose Nächte schaffen.

Das Wort, das der Diktator einmal zum französischen Gesandten sprach: „Mein Geist muß hohe Gedanken tragen, große Probleme wälzen, wird er gehindert, sich an den Aufgaben der Innenpolitik zu erschöpfen, so werde ich mein Interesse umso mehr der Außenpolitik zuwenden," hat er wahr gemacht. Er ist den Ententediplomaten ein unangenehmer Kamerad, ein Faktor geworden, mit dem man rechnen muß. Aus dem im Schachspiel der hohen Diplomatie rücksichtslos hin und her geschobenen Bauern Deutschland, den man jederzeit zu opfern bereit war, hat er eine Hauptfigur gemacht.

England ist in diesem Schachspiel die Königin, die nach allen Seiten ziehen kann, Frankreich der Läufer, dem der Friede von Versailles Handlungsfreiheit, Machtbereich in weitem Umkreise verschafft hat, aber sein Weg geht nie geradeaus. Von Japan und Amerika dagegen weiß noch niemand, wer König sein wird, den es mattzusetzen gilt, wer Turm, der sich an der Einkreisung des andern beteiligt; nur daß einer von beiden das Wild ist, das die andern gemeinsam zur Strecke zu bringen trachten, das ist gewiß.

Deutschland aber ist in dem bald hohen, bald frevelnden Spiel um das Schicksal der Völker der Erde der Springer, der, statt weit ausgreifende Wege, nur kurze Schritte machen kann, aber er kann im Winkel ziehen und so sogar der Königin gefährlich werden. Ein Feld vor, zwei Schritte nach der Seite! Und wenn er Gesicht nach Osten nimmt, kann er geradeaus nach Rußland, rechts vorwärts nach Japan ziehen und von da bedroht er über das Zwischenfeld Indien, die Königin England!

Die Herren in London wissen das wohl! Zwei Möglichkeiten gibt es, den Springer anders zu lenken: ihn Frankreich überspringen und an Englands Seite treten zu lassen, von wo er nach Englands Willen Japan oder Amerika bedrohen kann; der andere Weg ist — ihn aufzufressen. Das aber ist gefährlich, denn er ist vorzüglich gedeckt, doppelt, dreifach gedeckt. Einmal durch die Größe und die sittliche Kraft des deutschen Volkes, das sein Lenker in zäher Arbeit am Ausbau des Gesetzes- und Verfassungswertes zum körperlich und geistig tüchtigsten der Welt gemacht hat und zum andern durch die zwei Türme der russischen Wirtschaft und Wehrmacht.

Man kann nicht spielen, ohne diese Figur im Auge zu behalten. Wenn man wenigstens wüßte, wie der Kopf, der sie lenkt, zu spielen versteht! Es ist ein schwacher Trost für England, daß seine eigenen Diplomaten seit Jahrhunderten die besten waren und daher anzunehmen sei, daß auch Otto von Fels im diplomatischen Ränkespiel die deutsche Schwerfälligkeit nicht verleugnen werde; er war in die Schule des Weltkriegs gegangen und auf der Hochschule der französischen Rachepolitik der Nachkriegszeit gewesen.

Niemand aber merkte, daß er bereits der Meister war, der sie alle besiegen wollte, daß er sie schob und zog, wo sie noch selbst zu ziehen und zu schieben wähnten.

Hufschlag eines entgegenkommenden Pferdes schreckte Otto aus seinen Gedanken auf. Der Tausend auch, was tat der englische Gesandte hier?!

Der Engländer grüßte und schloß sich an. Otto fühlte, daß die Begegnug gesucht worden sei, um eine Aussprache mit ihm

herbeizuführen, von der die Spionage der andern nichts wissen sollte. Er hatte sich nicht getäuscht. Ohne Umschweife ging der Engländer auf sein Ziel los.

Es handelte sich um die Einkreisung der Vereinigten Staaten, deren Flotte, ohnehin schon größer als die englische, nach einem neu aufgestellten Programm so ausgebaut werden sollte, daß man sich notgedrungen jetzt für oder gegen Amerika entscheiden mußte. In London befand man sich in einer sehr schwierigen Lage, und die Gefährlichkeit eines Krieges mit dem auf keine Zufuhr angewiesenen Amerika lag auf der Hand. Früher wäre vielleicht Aussicht gewesen, den Mangel an chemischen Erzeugnissen, die Amerika vor dem Kriege aus Deutschland exportiert hatte, zur Achillesverse des amerikanischen Riesen zu machen, aber die unter dem Schild des Friedensvertrages von Versailles systematisch betriebene Handelsspionage aller Ententestaaten gegen Deutschland, hatte auch der Union die Möglichkeit verschafft, sich in jeder Beziehung unabhängig zu machen. Wenn nun auch die endgültige Abrechnung mit diesem größten Nebenbuhler und stärksten Konkurrenten auf die Dauer nicht umgangen werden konnte, so erschien es doch gefahrloser, erst mit seiner Hilfe Japan niederzuringen, dessen Einflußsphäre im Osten zur englischen zu machen, in der Folge China und Rußland vor den englischen Wagen zu spannen und dann erst, wenn man solchergestalt unüberwindlich war, mit Amerika den Endkampf um die Weltherrschaft zu führen.

In dieser Rechnung waren aber zwei unsichere Posten. Der eine hieß Frankreich, der andere Deutschland; Deutschland war aber zugleich Rußland. Das Verhältnis des französischen und englischen Volkes gegeneinander war längst das zweier erbitterter Feinde geworden, und nur die beiderseitigen Staatsmänner hatten all die Jahre hindurch sozusagen in täglicher Erwartung des Krieges mit Japan oder Amerika das Bündnis aufrecht erhalten. Nun war die Frage, ob Frankreich ein Krieg gegen Amerika, der ihm die Aufgabe zugewiesen hätte, seine Truppen nach Kanada zu bringen und von dorther den Landkrieg gegen die Union zu führen, nicht bereits so gefährlich erschien, daß es vorzog, neutral zu bleiben und England in der Patsche sitzen zu lassen, wie Italien es im vergangenen Weltkrieg gegenüber Deutschland getan hatte. Ueberhaupt war das englisch-französische Bündnis auch mit den künstlichsten Mitteln nicht mehr lange zu halten. Wenn England also die Früchte seiner franzosenfreundlichen Politik, in deren Verfolgung es Deutschland und Rußland einander in die Ohren getrieben hatte, überhaupt noch ernten wollte, anstatt in einem Waffengang mit Frankreich seine eigenen gegen

Deutschland erhobenen Ruten zu spüren, so konnte dies nur in einem baldigen Kriege gegen Japan geschehen.

Japan aber konnte sich mit Rußland verbünden und Indien bedrohen. Ließ Deutschland den russischen Bundesgenossen im Stich und erklärte sich neutral, so konnte man sich nur dadurch helfen, daß man unter Verletzung der deutschen Neutralität Rußland von Westen angriff, also einen Krieg auf russischem Boden führte. Stand Deutschland zu Rußland, so war der Krieg auf deutschem Boden gegen das von Rußland mit allem Notwendigem überreich versehene Deutschland zu führen.

Auf alle Fälle aber war und blieb dann Indien verloren, und wenn der Krieg zehnmal gewonnen wurde, so war doch das englische Weltreich zerstört!

Man mußte also sehen, dahin zu kommen, daß Deutschland und Rußland sich neutral verhielten, oder gar durch aktive Teilnahme halfen, den Ring um Japan ganz zu schließen. Gegen die tätige Beteiligung Deutschlands am Kriege würde aber jedenfalls Frankreich wieder Einspruch erheben, das davon sicherlich die Wiederherstellung der deutschen Wehrmacht — und militärischen Unabhängigkeit und einen deutschen Rache- und Vergeltungskrieg fürchtete.

Wie man die Lage auch ansah, es war eine verflixte Situation, in der sich England befand und dementsprechend war auch die Aufgabe des englischen Gesandten, seiner Regierung Informationen zu verschaffen, die einen endgültigen Entschluß ermöglichten, sehr heikel.

Er entledigte sich der Aufgabe aber in einer Weise, daß Otto nicht umhin konnte, das außerordentliche Geschick zu bewundern. Aufmerksam hörte der Deutsche zu, was der schlaue Engländer von der verlockenden Aussicht, als mittelbare oder unmittelbare Hilfe Englands die immer noch drückenden Kriegsentschädigungen abzuschütteln, erzählte. Alle Vorteile, die Deutschland davon haben würde, zählte er auf und unterließ auch nicht, „nebenbei" darauf hinzuweisen, daß, wenn Deutschland sich widerspenstig zeige, sofort eine neue Blockade erfolgen werde, deren Wirkungen Rußland nicht abzuschwächen imstande sei, da es doch alle vorhandenen Hilfsmittel im Kriegsfalle für sich selber gebrauche.

„Ihre Darlegungen sind durchaus richtig," nahm Fels das Wort, „aber sie leiden an Unvollständigkeit."

„Ich bitte, mich darauf aufmerksam zu machen, was ich etwa vergessen haben sollte."

„Warum verschweigen Sie mir die Schritte, die Ihre Regierung in Petersburg unternommen hat?"

Der Engländer biß sich auf die Lippen. Natürlich hatte er sich gehütet, etwas davon zu verraten, daß in der gleichen Stunde sein Kollege in Petersburg bei der russischen Regierung den Versuch machte, das russisch-deutsche Einvernehmen zu sprengen. Unmöglich konnte Fels aber davon schon unterrichtet sein. Sollte er durch den, wie man wußte, ganz vorzüglich arbeitenden deutschen Geheimdienst den Inhalt der versiegelten Order, die ein besonderer Kurier nach Petersburg gebacht hatte, schon kennen? Das wäre eine fatale Geschichte. Vielleicht war es auch bloß eine Annahme, eine Finte, um ihn zu überraschen.

„Mir ist von Schritten meiner Regierung in Petersburg nichts bekannt," gab er zur Antwort, und soweit ich unterrichtet bin, sollen solche auch nicht erfolgen, ehe die Stellungnahme der deutschen Regierung feststeht."

„Dann weiß ich mehr als Sie."

Der Engländer stutzte, aber er ließ sich nicht verblüffen. „Wenn wirklich Schritte der englischen Regierung bei der russischen erfolgt sein sollten, so könnte es sich nur darum handeln, daß die gleiche Anfrage und die gleichen Vorschläge gemacht worden sind, da ja bekannt ist, daß Deutschland und Rußland zusammengehen."

„Sie wissen nichts davon, daß man Rußland Konstantinopel und Danzig geboten hat, wenn es sich von Japan und Deutschland lossagt? Ich will Sie nicht in die Verlegenheit bringen, mir darauf antworten zu müssen. Ich kann Ihnen meine Antwort auf die Frage, wie sich Deutschland verhalten wird, auch so geben."

„Deutschland wünscht unter keinen Umständen, in einen neuen Krieg hineingerissen zu werden. Entweder bleiben wir neutral, streng neutral, sodaß auch jede Unterstützung einer der kriegführenden Parteien durch Waffen- und Munitionslieferungen unterbleibt, sebst die aus dem Friedensvertrag hervorgehenden, oder wir treten auf die eine Seite und beschränken uns auf die Lieferung von Kriegsgerät. Im letzteren Falle würden wir im Einverständnis mit der russischen Regierung auch einen Durchmarsch von Truppen durch Deutschland und Rußland nach Indien gestatten."

„Welches wären die Voraussetzungen für den letzteren Fall?"

„Die natürlichen. Deutschland kann selbstverständlich nur aus ganz freier Wahl Bundesgenosse einer kriegführenden Macht werden. Freie Wahl ist aber nur einem freien, durch keinen Druck gehemmten und beeinflußten Volke möglich. Die erste Voraussetzung wäre also die völlige Aufhebung des Friedensvertrages in allen Punkten, die die wirtschaftliche und militärische Lage Deutschlands auf dem Kontinent betreffen."

„Das geht nicht — — —"

„Weil Frankreich nicht zustimmen wird; ich weiß es; bleiben wir also neutral!"

„Es könnte ein Mittelweg gefunden werden. In dem Wiederaufbau der deutschen Festungen und die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht wird Frankreich allerdings nie einwilligen. Für die endgültige Entscheidung Deutschlands dürfte es doch von Wichtigkeit sein, gegen wen der Krieg geführt wird. Der Durchmarsch z. B. kommt nur gegen Japan in Betracht. Hierfür wäre etwa der Nachlaß aller finanziellen und materiellen Leistungen ein Ausgleich."

Fels dachte einen Augenblick nach. „Ich wäre vielleicht damit einverstanden, wenn die Etappe in Deutschland durch englische Truppen gebildet würde, der Vorstoß nach Japan dagegen nur durch französische Heere und die Flotte der Engländer und Franzosen erfolgt. Also: „Kein Franzose nach Deutschland, kein Engländer nach Rußland!"

„Warum das?"

„Französische Truppen in Deutschland würden die Bevölkerung reizen, und wenn Engländer und Franzosen zugleich in Rußland sind, liegt die Gefahr nahe, daß wir große Schwierigkeiten bekommen, wenn sich, was noch möglich ist, im Laufe des Krieges Frankreich und England noch verfeinden sollten."

Jetzt war die Reihe an den Engländer, das Diplomatengeschick des andern zu bewundern. Er lächelte fein.

„Ich verstehe: Von dieser Expedition würde kein Franzose mehr zurückkehren."

„Wenn Frankreich nicht selbst die Veranlassung dazu gibt, wird keinem ein Haar gekrümmt werden."

Der Engländer wußte genug. Der Krieg gegen Japan war für England unmöglich, wenn Deutschland nicht freiwillig Englands Bundesgenosse war. Riesengroß war für den Diplomaten die Verantwortung, seinem Land den gefährlichen Krieg gegen die Union zu empfehlen. Zwar winkte hier die Möglichkeit, Rußland und damit Deutschland durch Japan in Schach zu halten. Aber würde Frankreich seine Truppen über den Ozean schicken, um sie dort abschlachten zu lassen, wenn es ein starkes Deutschland im Rücken wußte und, selbst wenn das der Fall wäre, würde man den Krieg gegen Amerika ohne die deutschen Werkstätten technisch und wirtschaftlich durchhalten?

Verflucht der Weltkrieg 1914/18, der England in diese schwierige Lage gebracht, es vor eine solche Entscheidung gestellt hatte! Ohne ihn hätte es keine amerikanische Riesenflotte und kein amerikanisches Heer gegeben., Begann es sich schon zu rächen, daß die Politik jener Jahre zu Englands Verhängnis von Greisen gemacht worden war, die das Wohl ihres Landes über ihrem Haß gegen alles, was deutsch hieß, vergaß?

Und als ob er seine Gedanken gelesen hätte, kleidete Otto von Fels in Worte, was dem Engländer neben ihm durch den Sinn ging: „Die Saat des Weltkrieges geht auf. Bald wird sich die Wahrheit dessen beweisen, was ich von je gesagt habe, daß der Triumph der englischen Diplomatie im Jahre 1914 Englands Verderben war."

Der Engländer lächelte spöttisch. „Die Deutschen träumen immer von Englands Untergang und meinen die Zertrümmerung des britischen Weltreiches, die ihnen nicht gelang, müsse ein anderer fertig bringen. Aber England wird jeden Gegner so niederringen, wie er Deutschland niedergerungen hat und wehe denen, die sich geweigert haben, ihm beizustehen."

„Sie irren sehr! Sie wissen so genau wie ich und jeder vernünftige Mensch sonstwo auf der Welt, daß der Sieg über Deutschland Englands letzter Sieg gewesen ist. Nur ein Wunder kann verhindern, daß England im nächsten Krieg eine vernichtende Niederlage erleidet und aus der Reihe der Großmächte gestrichen wird, und dieses Wunder ist die deutsche Freundschaft. Die aber haben sich die Engländer durch die unmenschliche Grausamkeit der Blockade, durch die Duldung der noch schlimmeren französischen Uebergriffe nach dem Frieden und durch Oberschlesien verscherzt."

„Warum soll England heute nicht mit jedem Feinde fertig werden? Deutschland hat der vereinten Macht aller widerstanden, und wir sollten nicht einen davon bezwingen?"

„Das ist eine Beweisführung, mit der man die Neutralen zu schrecken und an Englands Seite zu bringen sucht. Man vergißt aber hinzuzusetzen, daß England auch selbst unter denen war, denen wir so erfolgreich widerstanden, und daß es um ein Haar trotz all seiner Bundesgenossen von uns geschlagen worden wäre. Nur die ungünstige geographische Lage Deutschlands hat unsern Sieg verhindert."

„Ich gebe das zu. Aber Deutschland war eben auch ein Gegner, wie es jetzt keinen mehr gibt, und die Zahl der Bundesgenossen, also die Macht, die wir gegen einen neuen Feind einzusetzen haben, ist die gleiche, wie die, mit der wir diesen stärksten und zähesten Gegner niederrangen."

„In doppelter Hinsicht falsch. Gewiß war Deutschland 1914 der stärkste Feind, d. h., es war die stärkste Macht, und England war so töricht, sie sich als Feind auszusuchen. Gerade England waren wir aber durch unsere viel schwächere Flotte weniger gefährlich, als irgend einem anderen Land und England war durch seine Lage der Riegel vor der Tür, durch die Lebensmittel und Rohstoffe noch Deutschland kommen konnten.

Erstens hat nun England gegen kein anderes Land den Vorteil der geographischen Lage mehr in die Wagschale zu werfen, der gegen Deutschland eine so entscheidende Rolle spielte. Im Gegenteil, die insulare Lage wird ihm zum Verhängnis, wenn etwa Frankreich und Amerika seine Gegner sein sollten. Sie geben mir doch zu, daß dies eine sehr naheliegende Möglichkeit ist? Dann aber ist England in zwei Monaten ausgehungert!

Niemand könnte ihm helfen, als ein starkes Deutschland, das Frankreich in den Rücken fiele. Wir aber danken: wir rühren kein Schwert mehr an, wenn es nicht abermals uns zur Selbstverteidigung in die Hand gezwungen wird, und wir haben auch nicht die geringste Veranlassung, einen Tropfen deutschen Blutes zu vergießen, damit England dem Strafgericht der Geschichte für die im Weltkrieg an Deutschland begangenen Verbrechen entgeht.

Eher würden wir trachten, auf Grund weitgehender Unterstützung Frankreichs mit Kriegsmaterial unsere Beziehungen zu diesem Lande durch neue Verträge dauernd friedlich und erträglich zu gestalten. Darüber wollen Sie sich also im klaren sein: eine amerikanisch-französische Freundschaft, die England nicht zu fürchten gehabt hätte, wenn es Deutschlands Landmacht nicht zertrümmerte, wird jetzt Englands Tod. Das ist der Lohn für seine kurzsichtige franzosenfreundliche Politik der Nachkriegsjahre."

Der Engländer war bleich geworden. Was seit Jahren die geheime Sorge des englischen Kabinetts war, sprach dieser Deutsche mit vernichtender Offenheit aus.

Otto von Fels fuhr fort: „Zweitens wird, auch wenn Frankreich zu England hält, Amerika oder Japan allein ein stärkerer, zäherer und gefährlicherer Gegner sein, als Deutschland es je war. Einmal verfügen beide Länder über eine weit größere Flotte, als wir sie hatten. Schon die amerikanische ist der englischen an Zahl überlegen. Die Landmacht beider Länder, die 1914 schwächer als die deutsche, in Amerika sogar kaum nennenswert war, ist, ebenfalls eine Folge des Weltkriegs, stärker als die Englands und Frankreichs zusammengenommen, und dabei ist es höchst zweifelhaft, ob sich Frankreich auf die afrikanischen Kontingente, England auf die Dominions in einem neuen Krieg wird un-

bedingt verlassen können. Die Finanzkraft beider Länder ist auf der Höhe, ihre Volkskraft nicht durch blutige Verluste geschwächt. In England und Frankreich ist das Gegenteil der Fall.

Japan als Inselreich, durch das stürmischste und gefährlichste aller Meere geschützt, ist unangreifbar; es hat in China, wenn es sein muß, auch in Rußland ein gewaltiges Hinterland, und wenn es nach Indien greift, faßt es an Englands Kehle.

Amerika ist räumlich zu gewaltig groß und durch die Schätze im eigenen Lande so reichlich mit allem Notwendigen versehen, daß es überhaupt nicht endgültig niedergerungen werden kann, nachdem man es in kurzsichtiger Weise geradezu gezwungen hat, sich eine militärische Organisation zu schaffen.

Hält sich Japan im Kriege gegen Amerika oder Amerika im Kriege gegen Japan neutral, wie uns Italien im Stiche gelassen hat, so ist Englands Schicksal in den ersten Monaten besiegelt. Wenn aber die Einkreisung eines dieser beide Länder gelingt, so wird England in einem vieljährigen Kriege solche Opfer bringen müssen, daß selbst der endliche Sieg die Zertrümmerung seiner Weltmacht und deren Uebergang an den stärksten Bundesgenossen nicht wird abwenden können."

„Sie sehen die Zukunft durch die deutsche Brille."

„Ich will Ihnen nur zeigen, daß ich klar sehe und mir nichts vormachen lasse, daß mir weder Drohungen noch Versprechungen imponieren können. England ist überhaupt nicht mehr in der Lage, einem Denkenden zu imponieren. Seine Politik der Aussaugung Deutschlands hat es zum Bankerotteur gemacht.

Also Ihre Behauptung, daß England in einem neuen Kriege einem schwächeren Gegner gegenüberstehe, als 1914, ist widerlegt. Stärker ist der Feind, hundertmal stärker!

Ebenso falsch ist es, wenn Sie sagen, Sie hätten die gleiche Macht gegen ihn einzusetzen. Gegen Deutschland standen sechs Großmächte: England, Frankreich, Rußland, Italien, Japan und Amerika, von denen Rußland und Frankreich von vornherein unsere Hauptkräfte festhielten und Italien uns auch hinderte, Frankreich im Süden zu fassen. Ein Bruchteil unserer Kräfte an Menschen und Material war es, mit dem wir die beispiellosen Erfolge auf allen Kriegsschauplätzen errangen und alle Fronten hielten. Wäre es uns möglich gewesen, unsere ganze Macht nach einer Seite zu werfen, so wäre der Sieg unser gewesen, ehe Amerika nur eingreifen konnte.

Dem gegenüber hat England dem neuen Feind bestenfalls nur vier Großmächte entgegenzustellen, d. h. wenn Frankreich und Italien sich wieder beteiligen, was mindestens von letzterem

noch keineswegs feststeht. Es fehlt als fünfte Macht Rußland, die Macht, die im letzten Kriege uns an der Entfaltung der letzten Kräfte hinderte und die sechste ist ja diesmal selbst der Feind.

Nur dann, wenn Rußland wieder gewonnen würde und als sechste entsprechend große Macht Deutschland den Ring schlösse, könnte England davon reden, daß es die gleiche Macht, wie 1914, einzusetzen habe.

Sie können also Ihrer Regierung ruhig berichten, daß ich die Lage vollkommen überschaue und daß der Versuch, mich zu täuschen oder mich zu hintergehen, zwecklos ist. Der Krieg ist unvermeidlich und Englands Niederlage ist sicher. Wenn Sie Ihrem Lande einen Dienst erweisen, wenn Sie es vor sicherem Untergange retten wollen, dann raten Sie Ihrer Regierung, den Krieg zu vermeiden."

„Er wird sich nicht mehr vermeiden lassen."

„Doch! Wenn sich England von der todbringenden Freundschaft mit Frankreich losjagt, wenn es den Friedensvertrag, so weit er noch besteht, zerreißt, Deutschlands Wiederaufstieg zur stärksten Militärmacht begünstigt und einen Dreibund England-Deutschland-Rußland schließt? Binnen kurzem werden sich um uns sämtliche übrigen Staaten kristallisieren, und wenn wir durch großzügige Handelspolitik eine Wirtschaftsgemeinschaft schaffen und Afrika als gemeinsames Kolonialland in den Dienst aller stellen, eventuell mit den südamerikanischen Staaten Wirtschaftsabkommen und Bündnisse schließen, werden wir die Gliederung der Welt in drei Mächtegruppen vollzogen haben, für die es weder nötig, noch aussichtsreich ist, sich gegenseitig zu bekämpfen. Es wird möglich sein, zu einem dauernden Zustand des Friedens zu kommen und die Welt von den Lasten der Kriegsvorbereitungen und den Opfern und Schrecken des Krieges selbst zu befreien."

Der Engländer sah verwundert zu dem Deutschen auf. „Ein kühner Plan, ein genialer Gedanke! Aber," setzte er kopfschüttelnd hinzu, „ich glaube nicht, daß die Welt, die Menschheit reif ist zur Erfassung einer solchen Idee oder daß, selbst wenn dies der Fall wäre, wir noch Zeit hätten, den bevorstehenen Krieg zu verhindern."

„Sagen Sie lieber, die Ruhmsucht und die Eitelkeit der Staatsmänner in London, Paris und Washington läßt diese einzige mögliche und vernünfige Lösung nicht zu. Erst wenn sie ihrem persönlichen Ehrgeiz noch Ströme von Menschenblut geopfert haben, wird das Erwachen der Völker, die Weltrevolution und der Völkerfrühling kommen."

Schweigend ritten beide Männer eine Zeitlang neben einander her, dann verabschiedete sich der Präsident, weil seine gewohnte Arbeitsstunde gekommen war.

Noch im Laufe des Vormittags empfing er die Besuche der Vertreter der Vereinigten Staaten, Frankreichs und Japans, nachdem er gleich nach dem Frühstück eine Unterredung mit dem russischen Gesandten gehabt hatte.

Unter dem diplomatischen Korps war es bereits bekannt, daß das deutsche Staatsoberhaupt und der englische Gesandte zusammen im Tiergarten ausgeritten seien. Die Folge war eine ungeheure Aufregung, da der Zweck dieser Begegnung und der Gegenstand der Unterhaltung niemand zweifelhaft sein konnte.

Der französische Botschafter war sehr schnell abgefertigt. Wie gewöhnlich, drohte er wieder für den Fall, daß Deutschland irgend eine gegen den Friedensvertrag verstoßende Handlung vornehme, mit erneuter Besetzung des Ruhrgebiets, notfalls Einmarsch im rechtsrheinischen Deutschland. Heute hatte er als Neuigkeit die Erklärung seiner Regierung mitgebracht, daß sich Frankreich angesichts der gespannten politischen Lage genötigt sehe, festzustellen, daß der Friedensvertrag auch in seiner gemilderten Form die Sicherung Frankreichs dagegen bezwecke, daß Deutschland ihm jemals wieder gefährlich werden könne. Jeder Schritt Deutschlands, der diese Sicherheit gefährde oder in Frage stelle, sei also einer Verletzung der Friedensvertragsbestimmungen gleichzuachten. Otto von Fels war über diese Eröffnung maßlos erstaunt.

„Sie sind also der Ansicht, daß Deutschland künftighin bei allen seinen Handlungen erst in Paris anfragen müsse, ob man dort nicht einen Nachteil für Frankreich befürchtet und daß es sich Beschränkungen seiner Bewegungsfreiheit gefallen lassen soll, die aus dem Friedensvertrag in keiner Weise hervorgehen, nur weil die französische Regierung sie für im französischen Interesse liegend hält?"

„Meine Regierung ist allerdings der Ansicht, daß die Not sie zwinge, den Friedensvertrag nach seinem Geiste auszulegen."

„Nun, der Sinn des Friedensvertrages ist jedenfalls nicht der, Frankreich die Garantie der dauernden Ohnmacht Deutschlands zu geben, sodaß man sich uns gegenüber alles erlauben kann, sondern sicherlich nur der, es gegen einen Angriff, verstehen Sie „Angriff", Deutschlands zu sichern. Dagegen widerspräche es seinem Geiste, Deutschland das selbstverständliche Recht zu bestreiten, sich seinerseits vor einem Angriff Frankreichs zu schützen."

Der Franzose rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her. „Ich bitte, nicht zu übersehen, daß wir in einer Zeit politischer Krisen leben. Frankreich wünscht nicht, Deutschland nahe zu treten, aber es würde mit dem gleichen Recht, mit dem Deutschland 1914 durch Belgien zog, einer ihm drohenden Gefahr unter Hintansetzung aller andern Rücksichten zu begegnen wissen."

„Welche Vorgänge haben denn zu diesem Verlangen der französischen Regierung an uns geführt? Man muß doch eine bestimmte Veranlassung gehabt haben, um eine derartige Auseinandersetzung herbeizuführen."

„Gewiß," bestätigte der Franzose. „Meine Regierung hat die Tätigkeit deutscher Arbeitsheere in Rußland von jeher mit Mißtrauen verfolgt. Die Zuspitzung der politischen Lage läßt mehr als je die Befürchtung gerechtfertigt erscheinen, daß diese Arbeiter im Dienste Rußlands als Soldaten gegen einen Freund Frankreichs auftreten oder daß sie durch Rußland für Deutschland bewaffnet werden und so ein geheimes nach dem Friedensvertrag verbotenes deutsches Heer darstellen. Meine Regierung fordert demnach als Beweis dafür, daß Deutschland mit diesen Arbeiterscharen keine geheimen Zwecke verfolgt, deren sofortige Rückberufung."

„Die deutschen Arbeiter sind in Rußland auf Grund eines Wirtschaftsvertrages, den zu lösen wir keine Veranlassung haben, Außerdem müßte er ordnungsmäßig gekündigt werden. Voraussetzung wäre dazu natürlich, daß Frankreich Deutschland Ersatz für die uns dadurch entgehenden Vorteile bietet. Vielleicht fragen Sie einmal bei Ihrer Regierung an, ob sie bereit wäre, wenn wir das russische Abkommen kündigen, ein solches mit uns abzuschließen, das der gleichen Zahl deutscher Arbeiter, Techniker und Kaufleute in Frankreich gleichbezahlte Arbeit unter gleichen Bedingungen gewährt."

„Frankreich hat nicht soviel Arbeitsgelegenheit."

„Es könnten ja dafür französische Arbeiter nach Rußland geschickt werden, gewissermaßen ein Tauschgeschäft."

„Dann hätten wir im Falle von Verwickelungen mit der Möglichkeit zu rechnen, daß wir etwa eine Million Deutsche internieren und verköstigen müßten, während eine Million französischer Soldaten in Rußland festsäßen."

„Nun," sagte Otto, „Frankreich braucht sich nur gut mit uns zu halten, dann wird dieser Fall nie eintreten. Im übrigen aber mache ich darauf aufmerksam, daß die gleiche Gefahr für Frankreich besteht, seine Truppen nicht mehr herauszubekommen, wenn es sie etwa im Dienste Englands dahin schicken sollte und das Verhältnis zu England sich ändert."

Der Hieb saß. Otto las aus dem nachdenklichen Gesichte seines Gegenübers die Gewißheit, daß Frankreich sich auf alle Fälle hüten werde, Truppen nach Rußland hineinzuführen. Dadurch schwand für England die Aussicht, eine Bedrohung Indiens seitens Japans durch einen Angriff auf Rußland abzuwenden, denn England würde sich erst recht nicht auf das Risiko einlassen.

Kam es zu einem Krieg der Entente gegen Japan, so hing die Rettung oder der Verlust Indiens von dem unter deutschem Einfluß stehenden Rußland ab, die letzte Entscheidung war demnach in die Hände Deutschlands gelegt Im Falle also Japan der Hase war, der gejagt werden sollte, hatte Deutschland nach diesem Schachzug des Diktators keine Vergewaltigung von England oder Frankreich mehr zu fürchten, die vorher offenbar beabsichtigt war, sondern es mußte bei guter Gesinnung gehalten werden. Die Gefahr, die aus der Blockadedrohung des Engländers und dem Verlangen des Franzosen gesprochen hatte, war abgewandt.

Das mußte auch der Franzose fühlen, denn er überraschte Otto, das Thema augenblicklich wechselnd, mit der Frage: „Welches Verhalten Deutschlands hätte Frankreich in einem Kriege an der Seite Englands gegen die Union zu gewärtigen?"

„Das strengster Neutralität."

Der Franzose ging. Umso länger blieben die Gesandten Japans und Amerikas.

Japan war es darum zu tun, die Gewißheit zu erhalten, daß ihm, wenn es von England und dessen Bundesgenossen angriffen werden sollte, Rußland nicht in den Rücken fiel. Darüber hinaus machte es glänzende Anerbietungen an Rußland und Deutschland, wenn man sich zunächst durch Waffen-, Munitions- und Lebensmittellieferungen und notfalls später durch einen Angriff auf Frankreich zu Japans Gunsten beteiligen werde.

Umgekehrt forderten die Vereinigten Staaten, daß man sie in einem Kriege der Entente gegen Japan durch Verweigerung aller Lieferungen an dieses unterstütze, im Falle eines Angriffs der andern Mächte auf Amerika aber auch England und Frankreich gegenüber bei der gleichen Weigerung verharre.

Otto verstand es, seine Antworten so zu fassen, daß bei allen die Ueberzeugung die Oberhand gewann, daß Deutschlands Haltung für den Verlauf des Krieges ausschlaggebend sei.

Tage eifrigster Verhandlungen, deren Mittelpunkt Berlin war, gingen dahin. Schien heute der Krieg aller gegen Japan beschlossene Sache, so erwartete man morgen bereits die Kriegserklärung an Amerika, um übermorgen mit diesem gegen Japan zu intrigieren; es kam auch vor, daß die Lage dreimal an einem Tage wechselte.

Da tat der Diktator Deutschlands wieder einmal etwas Unerhörtes. Ganz unerwartet stand auf der Tagesordnung einer der nächsten Reichstagssitzungen die „Entgegennahme einer Regierungserklärung", und es sprach sich herum, daß es sich um eine Rede des Reichspräsidenten über die allgemeine politische Lage

handle. Mit schonungsloser Offenheit plauderte Otto von Fels aus der Schule. An Hand eingehender Enthüllungen über die Verhandlungen mit den fremden Vertretern und die Angebote der verschiedenen Mächte an Deutschland deckte er das diplomatische Versteckspiel auf, das heute Japan, morgen Amerika die Gefahr der Isolierung bringen konnte und schloß mit einem Appell an die Völker, sich nicht von ihren Regierungen in einen neuen Weltkrieg stürzen zu lassen, sondern den Weg ehrlicher Verständigung und friedlichen Vergleichs zu beschreiten.

Massenkundgebungen in allen Ententeländern waren die Folge; in England und Frankreich forderte man Verzicht auf den Krieg, in Japan und Amerika Vermeidung der Einkreisung.

Fast zur gleichen Stunde übergaben die Gesandten Japans und der Vereinigten Staaten in London und Paris je ein Ultimatum ihrer Regierung, worin innerhalb drei Tagen Klarheit darüber gefordert wurde, ob ihr Land dasjenige sei, gegen das sich die Kriegsvorbereitungen richteten.

England mußte Farbe bekennen.

Schon andern Tags erfolgte eine neue Ueberraschung durch Deutschland. Das Regierungsorgan brachte einen Aufsatz des Diktators, in dem dieser mit der schriftstellerischen Gewandtheit, die seine früheren zahlreichen Veröffentlichungen auszeichnete, zu den Ultimaten das Wort nahm und unter anderen möglichen Folgerungen die erwähnte, daß sich die beiden vom Angriff bedrohten Staaten Japan und Amerika verbündeten, um England und Frankreich unschädlich zu machen und so den wahren Störern des Weltfriedens das Handwerk zu legen. Dieser Lösung stehe nichts entgegen, als die traditionelle japanisch-amerikanische Feindschaft, die künstlich dadurch geschürt worden sei, daß man in den Schulen Japans schon den Kindern Amerika als den Erbfeind hingestellt habe. Bei ehrlichem Willen ließe sich aber, zumal nach der Zertrümmerung Englands und Frankreichs und der Aufteilung deren Kolonialbesitzes, ein friedlicher Ausgleich erzielen, bei dem jede der beiden Mächte hundertmal mehr gewinne, als durch einen neuen Krieg. Er bezeichnete es als unfaßbar, daß man in Tokio und Washington nicht schon längst diesen Ausweg ins Auge gefaßt und verfolgt habe.

Er zeigte, daß ein solcher Krieg für Japan und Amerika viel ungefährlicher wäre, als einer nach Englands Wünschen und daß er menschlicher sei, weil er weit rascher beendigt sein werde, denn es stünden ja die durch den letzten Weltkrieg am meisten gestärkten, den durch ihn am meisten geschwächten Staaten gegenüber. Ja, ein deutsch-russisches Eingreifen könne den Krieg in wenigen Wochen zu Ende bringen.

Riesengroß war die Gefahr, die dieser Aufsatz des deutschen Reichspräsidenten, der überall im Ausland lebhaften Widerhall fand, für England schuf.

Man mußte blitzschnell handeln, um nicht unter die Räder zu kommen.

Wenn das Bündnis zwischen Japan und Amerika zustande kam, war England verloren. Die Flotte dieser beiden Mächte war der englisch-französischen weit überlegen. England waren die Seewege versperrt und damit die Kolonien verloren. Frankreich konnte von dem vereinigten russisch-deutschen Heer, wenn das letztere durch Amerika und Japan bewaffnet wurde, in vierzehn Tagen ohne Schwertstreich überflutet, oder, wenn es sich widersetzte, zermalmt werden, zumal wenn Italien und Spanien und vielleicht auch Holland, welch beide Ländern dadurch die Möglichkeit winkte, einen Teil ihrer früheren, durch England gebrochenen Macht wieder zu erlangen, auf die Seite der Feinde traten. Zunächst galt es, sich Frankreichs zu versichern.

Schon hier zeigte sich die Wirkung des Aufsatzes. In Paris rechnete man bereits sehr mit der Möglichkeit eines amerikanisch-japanischen Zusammengehens, fürchtete in Englands Untergang verstrickt zu werden und zeigte Neigung, sich auf die stärkste Gegenseite zuschlagen.

Das einzige Bedenken, das man in Frankreich noch hatte, war, daß bei einer solchen Lösung der Gegensatz zu Deutschland aufgegeben werden müsse, während es noch immer oberstes Ziel der französischen Politik war, das deutsche Volk einmal völlig auszurotten. Auch fürchtete man im Bewußtsein der ungeheueren Schuld, die man diesem Land gegenüber auf sich geladen hatte, die wohlverdiente Rache. An diesem Punkt nun hakte England ein. Deutschland sollte wieder einmal der Preis für die Freundschaft Frankreichs sein.

Bald hatte man Klarheit. Kam ein Bündnis zwischen Amerika und Japan zustande, so sprang Frankreich ohne Zweifel ab. Ebensowenig wollte es sich in einen neuen Krieg gegen Japan einlassen, da es sich vor der dann unvermeidlichen Expedition durch Rußland fürchtete, die ihm aufgezwungen werden konnte.

Einzig dann war Frankreich für einen Krieg gegen Amerika zu haben, wenn ihm dabei die Möglichkeit winkte, Deutschland noch einmal so in die Hand zu bekommen, wie es nach der ersten deutschen Revolution und nach Unterzeichnung des Londoner Ultimatums der Fall gewesen war.

England sagte zu allem ja. Es mußte ja sagen, weil es keine andere Wahl mehr hatte, nachdem der deutsche Reichspräsident, den man in Grund und Boden hinein verwünschte, es in diese

Zwickmühle gebracht hatte. Daran, den ersten Vorschlag Ottos von Fels aufzugreifen und sich durch ein Bündnis mit Deutschland aus der schwierigen Lage zu retten, dachte man nicht. Erst als Frankreich Schwierigkeiten machte, erinnerte man sich wieder daran, beging aber den Fehler, den Vorschlag, anstatt ihn mit Ernst aufzugreifen, nur als Drohmittel zu benützen, um Frankreich gefügig zu machen.

Das gelang. Kurz vor Ablauf der Ultimaten wurde das Bündnis England-Frankreich-Japan mit der ausdrücklichen Spitze gegen Amerika unterzeichnet. Dafür verpflichteten sich England und Japan in einem Geheimabkomen, Deutschland niederzuhalten.

Das Bündnis wurde veröffentlicht, Amerika aber die Erklärung gegeben, daß es sich nicht gegen die Union, sondern gegen das bedrohlich erstarkende Deutschland richte. Man hoffte, Amerika damit zu täuschen und Rußland einzuschüchtern und wollte nach einem von Frankreich ausgearbeiteten Plan Deutschland so in die Gewalt bekommen, daß es der Entente Waffen gegen die Union liefern mußte, ohne auch nur im geringsten selbst gefährlich werden zu können.

Obwohl in den Vereinigten Staaten jedermann wußte, was die Glocke geschlagen, tat man doch, als ob man durch die Erklärung befriedigt sei, da man sich noch nicht genügend vorbereitet glaubte, um den Krieg gegen die Englandgruppe sofort aufzunehmen.

Das amerikanische Schiffbauprogramm, das den Stein ins Rollen gebracht hatte, wurde erheblich erweitert und mit aller Energie in Angriff genommen. Zugleich wurde das Heer verstärkt, die Bewaffnung verbessert und insbesondere die Artillerie vermehrt.

Die neue Triple-Entente antwortete mit gleichen Maßnahmen.

Ein Wettrüsten, wie es die Welt noch nie gesehen hatte, begann.

Als Otto von Fels von all dem erfuhr, äußerte er zum englischen Gesandten: „Schade um England! Von allen möglichen Lösungen hat es die schlechteste gewählt; seine Diplomatie hat einen ebenso verhängnisvollen Sieg wie 1914 errungen."

* * *

Bald darauf erfolgte ein gemeinsamer Schritt des englischen, französischen und japanischen Gesandten bei der deutschen Regierung. Deutschland wurde aufgefordert, sich an den Waffenlieferungen gegen Amerika zu beteiligen und seine ganze Industrie unter rücksichtsloser Zurücksetzung der deutschen Wirtschaftsinteressen darauf einzustellen.

Als Fels nein sagte, setzte ohne weitere Ankündigung sofort die Blockade ein Zugleich wurden Deutschland und Rußland vor ein Ultimatum gestellt. Unter der Aufsicht von Kontrollkommissionen, wie sie nach dem Friedensschluß in Deutschland bestanden, sollte die Munitions- und Waffenerzeugung größten Stiles aufgenommen und der Einmarsch französischer, die Landung englischer Truppen in Deutschland erfolgen, Rußland von Japan angegriffen werden, wenn es Deutschland zu Hilfe käme.

Da Amerika sicher keine Lust hatte, seine Rüstungen durch ein Eingreifen zu Gunsten Deutschlands zu stören, war die Lage sehr ernst, denn wenn auch die Mehrzahl der deutschen Männer nach Rußland gebracht, dort bewaffnet und wieder herangeführt werden konnte, so war doch klar, daß ein verheerender Krieg auf deutschem Boden ausgekämpft werden mußte Die nach der zweiten Revolution befolgte Taktik, die Männer nach Rußland in Sicherheit zu bringen und den Feinden nur Wehrlose zu überlassen, denen sie nichts anhaben konnten, hätte diesmal zur gewaltsamen Besetzung des ganzen Reiches und Einverleibung des rechten Rheinufers an Frankreich, der Küstenstrecke an England geführt.

Freilich dachte das deutsche Volk anders, als in den Zeiten zwischen der zweiten und ersten Revolution und wünschte in seiner erdrückenden Mehrheit stürmisch den äußersten Widerstand.

Aber Otto von Fels ging nicht darauf ein.

Er hatte andere Pläne und unterschrieb nach lebhaftem Meinungsaustausch mit der russischen Regierung das Ultimatum.

Mit Ingrimm sahen die Deutschen die verhaßten interalliierten Kontrollkommissionen wieder einziehen, sahen Deutschland in eine einzige ungeheure Kriegswerkstätte sich verwandeln und französische Soldaten darüber wachen, daß kein Stück der gewaltigen Munitions- und Waffenerzeugung heimlich auf die Seite gebracht wurde.

Der Umstand, daß diese Lieferungen von der Entente im voraus mit Kohlen bezahlt wurden, die die deutsche Regierung zur Deckung des Winterbedarfs sofort an die Haushaltungen verteilte, war ein schwacher Trost. Der Reichspräsident hatte Mühe, das Volk durch wöchentliche Reden, tägliche Zeitungsaufsätze und zahlreiche aufklärende Schriften zu beruhigen und die Arbeiter vom Streik abzuhalten.

Nach der Kohlenverteilung folgte eine Verteilung von Lebensmittelkonserven mit der Aufforderung, sie unter allen Umständen für Zeiten der Not aufzubewahren. Langsam brach sich im Volk die Erkenntnis Bahn, daß der Diktator besondere Gründe für seine Maßnahmen haben müsse, und als noch eine Verteilung von

Kleidungsstücken und sonstigen Dingen folgte, begann man auch in London und Paris stutzig zu werden. Zwar gab Fels auf eine formelle diplomatische Anfrage der französischen Regierung die einleuchtende Erklärung, daß er Vorsorge treffen wolle für den Fall, daß bei Ausbruch des Krieges gegen Amerika die Erzeugung dieser Artikel zu Gunsten der Kriegslieferung noch mehr eingeschränkt oder ganz eingestellt werden müsse, aber man kannte ihn doch zu genau, um sich mit dieser Erklärung zufrieden zu geben.

Da sich Rußland in der letzten Zeit merkwürdig abgeschlossen hatte, dafür aber der Verkehr der Berliner und Petersburger Regierung auffallend lebhaft geworden war, erhielt der Spionagedienst Weisung, Aufklärung zu schaffen, aber ohne Erfolg.

Wiederum brachte ganz überraschender Weise eine Rede des deutschen Staatsoberhauptes Licht in die Sache.

Nie hatte eine Enthüllung größeres Aufsehen erregt, größere Bestürzung in allen Ländern hervorgerufen. Die Welt schien aus den Fugen zu gehen. Und doch war die Regierungserklärung, die wieder einmal auf der Tagesordnung einer Reichstagssitzung stand, sehr kurz. Draht und Funken trugen sie über die ganze Erde und mit ihr Sensation, Aufregung, Verwirrung, Kopflosigkeit.

Die inhaltsschwere Rede lautete:

„Meine Damen und Herren!

Die Welt steht am Vorabend großer Ereignisse, das wissen Sie alle. Seit ich Gelegenheit gehabt habe, als erster Diener des deutschen Volkes an der hohen Politik tätigen Anteil zu nehmen oder wenigstens meine Stimme von einer Stelle aus zu erheben, von der sie weithin gehört werden muß, habe ich es als meine Aufgabe betrachtet, für den Frieden zu wirken. Es ist mir bisher gelungen, ihn wenigstens unserm Volke zu erhalten und ich hoffe, daß Deutschland auch fernerhin von den Schrecken des Krieges verschont bleibt. Von den andern großen Völkern kann man dies leider heute kaum mehr zu hoffen wagen, da es zum mindesten ein offenes Geheimnis ist, daß die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sich in allernächster Zeit mit England und dessen Verbündeten werden auseinandersetzen müssen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß das schwere Gewölk des heraufziehenden Gewitters bereits die ganze Erde verdunkelt und mit drückender Schwüle erfüllt. Selbst wir leiden darunter und sind gezwungen, unsere Werkstätten, anstatt sie in den Dienst des Friedens zu stellen, für die Vorbereitung eines neuen entsetzlichen Weltkrieges herzugeben, und wir haben es uns gefallen lassen

müssen, daß fremde Kommissionen, wie einst in den Tagen tiefster vaterländischer Schmach, unsere ungern geleistete Arbeit überwachen.

Ich weiß, daß man es mir in weiten Kreisen des deutschen Volkes verargt hat, daß ich hierzu meine Zustimmung gab, um unsere blühenden, heimischen Gefilde nicht zum Kriegsschauplatz zu machen, aber es geht hier, wie so oft im Leben des Einzelnen und im Leben der Völker: etwas, was zuerst ein Unglück erscheint, zeigt sich später als ein Glück. So ist es mit den großen Mengen von Waffen und Munition, die man uns nach dem Waffenstillstand von 1918 abgenommen und als einen Teil der von uns zu zahlenden Kriegsentschädigung bewertet hat und mit denen, die wir durch das letzte Ultimatum der Ententestaaten gegen Kohlen zu liefern gezwungen wurden. So ist es mit den Schiffen, die man uns abgenommen hat und den Festungen, die wir zu schleifen gezwungen wurden. Mit ihnen haben wir einen erheblichen Teil unserer Kriegsschuld ein für allemal getilgt, und, dies in Betracht gezogen, haben wir sie zu einem guten Preis gutgeschrieben, insbesondere die gegen Kohlen gelieferten gut bezahlt bekommen. Die deutschen Haushaltungen sind mit Kohlen für den Winter versehen, und Kohlen werden ein ungeheurer wertvoller Besitz sein, da große Ereignisse alle Arbeitskräfte und die vorhandenen Kohlen so in Anspruch nehmen werden, daß auf der ganzen Welt von der Förderung der nächsten Zeit für die Deckung des Privatverbrauchs nichts mehr übrig bleibt, während das dagegen gelieferte Kriegsmaterial vom heutigen Tage ab völlig wertlos ist!

Es sind nämlich in Rußland von deutschen Ingenieuren und Gelehrten Erfindungen von unübersehbarer Tragweite gemacht, im Laufe der letzten zwei Jahre ausgebaut, vervollkommnet und durch eine Reihe von ergänzenden Erfindungen vervollständigt worden, die eine völlige Umwälzung der Kriegstechnik bedeuten. Die Staaten, die solche besitzen, und nach dem unsinnigen Wettrüsten der letzten Jahre besitzen alle sehr viel davon, können ihre alten Kriegsschiffe verbrennen, ihre nutzlosen Festungen sprengen, ihre Munition ins Wasser werfen, ihre Unterseeboote, Flugschiffe, Luftboote abbauen, ihre veralteten Geschütze zerschneiden und einschmelzen und Maschinengewehre und Gewehre den Museen einverleiben oder zum alten Eisen werfen!

Uebel daran sind die Völker, die eine hervorragende Weltmachtstellung mit Waffengewalt zu verteidigen haben. Nachdem die Milliarden für die maßlosen Rüstungen hinausgeworfen sind, müssen sie bis zum Weißbluten zahlen, um die Kosten für die von Grund auf neue Bewaffnung ihrer Heere und ihrer Marine aufzubringen.

Alles also, womit man Deutschland einst zu schädigen gedachte, ist nun zu unserem Vorteil ausgeschlagen, denn wir Waffenlose verlieren durch diese katastrophale Umwälzung der Technik nichts, und was sind unsere finanziellen Lasten gegen die, die die Völker anderer Staaten auf sich nehmen müssen? Heute segnen wir den Frieden von Versailles, anstatt ihn, wie bisher, zu verfluchen.

Einzelheiten über die Erfindungen kann ich Ihnen an dieser Stelle unmöglich mitteilen. Die Hochflut der Vorträge und Fachwerke, die zweifellos einsetzen wird, wird Sie bald besser unterrichten, als ich es vermöchte.

Nur zweierlei gestatten Sie mir zum Schluße noch auszusprechen: erstens die feierliche Versicherung, daß Deutschland von der Möglichkeit, sich in aller Eile in überlegener Weise zu bewaffnen und einen vernichtenden Rachekrieg gegen seine Unterdrücker zu führen, keinen Gebrauch machen wird und zweitens die Hoffnung, daß die Völker der Erde, anstatt die Lasten der Neubewaffnung auf sich zu nehmen, diesen günstigen Augenblick der Zertrümmerung aller Kriegswerkzeuge benützen, um einen Weg zur Verständigung, zum ewigen Völkerfrieden zu suchen und zu finden.

Das wäre der schönste Lohn für den deutschen Erfindergeist, wenn seine Errungenschaften solcherweise unausgenützt bleiben könnten."

In atemloser Spannung hatte der Reichstag zugehört, dann brach ein mächtiger Beifallssturm los. Und wie die Abgeordneten, so wurde das deutsche Volk, wurde die ganze Welt in Erstaunen und Aufregung versetzt. Wie ein Orkan brauste die Nachricht von dem Unerhörten, Unfaßbaren über die Erde hin und schüttelte gewissermaßen die Staatengebilde, daß sie in ihren Grundfesten erzitterten.

Zunächst durchschwirrten natürlich die wildesten Gerüchte über die neuen Erfindugen die Welt. Die fantastischsten Dinge wurden erzählt und geglaubt, aber trotzdem war man maßlos überascht, als in Wort und Schrift Aufklärung und Verständnis verbreitet wurde. Im Stillen hatte sich ja jeder denkende Mensch gesagt, daß diese wilden Phantasien durch die Wirklichkeit erheblich gemildert werden würden und hatte sich je nach seinem technischen Verständnis ein anspruchsloseres Bild zu machen gesucht. Aber man sah die kühnsten für erfüllbar gehaltenen Erwartungen weit übertroffen.

Das eigentliche Geheimnis erfuhr man überhaupt nicht; es wurde tief im Innern Rußlands in einer von der Außenwelt

vollständig abgeschlossenen, neu aus dem Boden gestampften Fabrikstadt sorgfältig gehütet. Was die Zeitungen in Artikeln, die Zeitschriften in Bildnissen und Vortragende in Lichtbildern zeigten, war das Aeußere der höchst komplizierten neuen Maschinen, Schiffe, Geschütze usw., womit nichts Wesentliches verraten war. Nur soviel wußte man, daß das Schwergewicht und der Anfangspunkt aller Erfindungen auf elektrotechnischem Gebiete lag und daß als Quellen der Kraft Luft und Meer eine große Rolle spielten So sollten als Antriebskraft von Flugzeugen aus der Luft gespeiste Elektromotoren von sehr kleinem Gewicht, unglaublich hoher Leistung und völlig erschütterungsfreiem Gang dienen.

Die elektrisch betriebenen Riesengeschütze, deren zerlegbare Rohre die Ausmessungen eines stattlichen Turmes aufwiesen, sollten ohne Pulver teils rein durch elektrische Kraft, teils dadurch arbeiten, daß Kohlen im hintern Teil des Geschützes durch ungeheuren Druck in Gas verwandelt und durch einen elektrischen Funken entzündet wurden, sodaß solche Geschütze sozusagen eine kleine Gasanstalt darstellten, und sollten im Stande sein, Geschosse von ungeheurer Schwere, die ihrerseits wieder mit komprimiertem Explosivgas statt Explosivstoff gefüllt waren, auf gewaltige Strecken zu schleudern.

Auch Schiffsgeschütze der gleichen Art sollten verwendbar sein, da die neuen Kriegsschiffe flache Flöße aus einem in große Blöcke gegossenem korkleichten Metall waren, die weder sinken, noch brennen konnten, und wenn sie zerschossen wurden, stellte jedes losgerissene Stück wieder ein Schiff für sich dar. Schiffe und Geschosse alter Art waren ihnen gegenüber vollständig machtlos.

Unterseeboote von riesigen Ausdehnungen, die Sauerstoff und Elektrizität aus dem Meerwasser gewannen und unbegrenzt lang unter Wasser bleiben konnten, wurden ebenfalls aus diesem Metall gegossen.

Es war jetzt z. B. eben so wohl möglich, den Aermelkanal zu überschießen, wie ihn durch aneinandergereihte Riesenflachschiffe zu überbrücken, wie England mit einem undurchdringlichen Gürtel von U-Booten zu umgeben.

Flugzeuge aus diesem Metall, von den erwähnten Motoren getrieben, trugen unter ungeheuren Tragflächen eine einzige gasgefüllte Sprenglast, die genügte, eine Festung oder kleine Stadt zu zerstören. Sie waren auch wieder die gefährlichsten Feinde der neuen Schlachtschiffe.

Von nicht geringerer Bedeutung waren zwei Erfindungen auf chemischem Gebiet, von denen die eine der Luft den Stickstoff, die andere den Sauerstoff zu entziehen ermöglichte. Durch besondere Geschosse stickstoffarm gemachte Luft verbrannte in einem

Umkreis von vielen Kilometern alles, selbst Eisen; in der auf gleiche Art ihres Sauerstoffgehalts beraubten Luft ging im Augenblick alles Leben zu Grunde.

Was war das gefürchtete Gelbkreuzgas des Weltkrieges gegen diese furchtbaren Waffen, mit denen in kurzer Zeit ganze Länderstrecken verheert werden konnten!

Maschinen-Gewehre glichen einer hausgroßen Bienenwabe, deren hunderte von Geschützrohren durch elektrische Maschinen bedient wurden und die im Umkreis von 10—15 Kilometern alles mit einem Hagel von Geschossen überschütteten.

Was diese neuen Kriegsmaschinen besonders interessant machte, war, daß sie mit den seither bekannten Maschinen gar nicht hergestellt werden konnten, sondern zu ihrer Fabrikation ähnlich komplizierte maschinelle Anlagen erforderlich waren, welche die Deutschen in mehrjähriger Arbeit zu einer Vollkommenheit gebracht hatten, daß sie auch an Hand eines Modells ohne gründliche Fachkentnisse und jahrelange Erfahrungen nicht nachgebaut werden konnten. Die Zeichnungen und Berechnungen zu diesen Maschinen, sowie zu den mit ihnen herzustellenden neuen Kriegswerkzeugen sollten in dreifacher Ausfertigung vorhanden und in der Zentralbibliothek in Felsstadt, so hieß die Fabrikstadt im Innern Rußlands, bei der Regierung in Petersburg und bei der Regierung in Berlin aufbewahrt, wohl versteckt und besonders bewacht sein. Bald spann sich um sie und ihren Schutz eine Sage, wie um den drachenbehüteten Nibelungenschatz. Freilich, von ihnen konnte man mit Recht behaupten, daß, wer sie besitze, der Welt Erbe zu eigen gewänne.

Nachdem auch die Sensation dieser Erfindungen durch die Zeit etwas abgeschwächt war, trat die Frage in den Vordergrund, welche Wirkungen sie für die einzelnen Völker hätten. Da man es für ganz ausgeschlossen hielt, daß, wie Otto von Fels richtig gesagt hatte, sämtliche Staaten der Erde sich finanziell ruinierten, um ihre Rüstungen zu Wasser und zu Lande ganz neu aufzustellen, war man nun geneigt, zu glauben, daß der in der Rede des deutschen Reichspräsidenten gezeigte Weg der Völkerverständigung eingeschlagen werde. Mehr und mehr faßte dieser Gedanke Raum und fand seinen Ausdruck in gewaltigen Friedenskundgebungen.

Aber es kam ganz anders. Die Regierungen verstanden es, ihren Völkern klar zu machen, daß das Volk, das zuerst abrüste, von den andern hintergangen werde. Die Kriegsindustrie brachte es fertig, um ihre wertlosen Vorräte los zu werden, glauben zu machen, daß der ganze „Erfindungsschwindel" ein mit amerikanischem Geld bezahlter Bluff sei, um den Yankees die Möglichkeit

zu geben, die Englandgruppe zu übertölpeln. Auf beiden Seiten rüstete man erneut, setzte aber heimlich alles daran, um durch Spionage hinter das Geheimnis der deutschen Erfindungen zu kommen. Man suchte Ingenieure als Arbeiter in die Fabriken oder als Angestellte in die Kontore von Felsstadt hineinzuschmuggeln und versprach den berüchtigsten Einbrechern, die man, mit den reichlichsten Geldmitteln versehen, nach Petersburg und Berlin schickte, Millionenprämien für die Herbeischaffung der Geheimzeichnungen. Alles scheiterte an der Wachsamkeit des Diktators, der aber auch für jeden möglichen Fall Vorkehrungen getroffen hatte.

Da griff England zu einem verzweifelten Mittel. Es wollte unter allen Umständen die Erfindungen und damit die Weltherrschaft an sich reißen.

Zur Verschleierung des Vorhabens wurde ein internationales Sportfest größten Stiles in England abgehalten. Dann trat man an die deutsche Regierung mit der Bitte heran, die Veranstaltung eines solchen Festes allergrößter Art in Deutschland zu genehmigen. Die List gelang; die Erlaubnis wurde erteilt; das Fest, zu dem hunderttausende von Teilnehmern aus allen Teilen der Erde kamen, fand statt, und unter den englischen Gästen befanden sich einige tausend Mitglieder einer geheimen, von der englischen Regierung geschaffenen Vereinigung, die den Zweck verfolgte, die neuen Erfindungen um jeden Preis in den Besitz Englands zu bringen. Unter ihrem „Gepäck" befanden sich Maschinengewehre und Handgranaten, und eines Nachts, nach einer großen Festlichkeit, zog ein Regiment Engländer, anstatt in seine Baracken-Massenquartiere, wohl bewaffnet, geordnet und geführt vor das Gebäude, das die englische Spionage als Heim der vielbegehrten wichtigen Dokumente festgestellt hatte, überrumpelte die Wachen, lieferte den sofort alarmierten deutschen Truppen eine regelrechte blutige Schlacht und streckte nach starken Verlusten die Waffen erst, als der Befehl hierzu von ihrem Führer erging, der, wie man wußte, gegeben wurde, sobald die Papiere gefunden und in Sicherheit gebracht waren.

England jubelte auf, als das Gelingen des Gewaltstreiches bekannt wurde; die übrige Welt erschrak. Man sah sich schon als des triumphierenden Englands Knecht.

Was tat Fels? Er machte durch einen einzigen Gegenzug den Erfolg des englischen Cromwellstreiches zunichte, indem er sofort sämtliche Zeichnungen und Berechnungen an Hand der in Petersburg befindlichen Originale veröffentlichte.

Gierig stürzte sich die ganze Welt darauf, vorweg Amerika und begann zu bauen, zu rüsten. England hatte sich in seiner

eigenen Schlinge gefangen. Es hatte die Welt in den Umbau seiner Kriegsrüstungen hineingetrieben, der England infolge seines ausgedehnten Besitzes und seiner insularen Lage finanziell am stärksten belasten mußte. Zwar litten alle Staaten darunter, auch die Neutralen, denen keine andere Wahl blieb, als mitzutun, aber das Volk in England wurde von den Kriegssteuern so ausgepreßt, daß es ihm noch elender erging, als es dem deutschen Volke zu seiner schlimmsten Zeit unter der Wirkung des Londoner Ultimatums unmittelbar vor der zweiten Revolution ergangen war. Daß die deutschen Werkstätten in Deutschland und Rußland bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit für den Englandbund arbeiteten, da England den Seeweg nach Amerika sperrte, schaffte nicht die geringste Erleichterung, denn Amerika entfaltete, seine Prärien in riesenhafte Kriegsindustriegebiete verwandelnd, so ungeheuer viel, daß man nur mit Anspanung der äußersten Kraft Schritt halten oder gar einen Vorsprung erringen konnte, der nötig war, um den ungeheuren Kolonialbesitz gegen jeden Angriff zu sichern und eine Ueberlegenheit, die den Sieg verbürgte, zu gewinnen.

„Wenn ich alles so betrachte", sagte Otto von Fels zu Friedel, als sie wieder einmal nach ihrer Lieblingsgewohnheit zu nächtlicher später Stunde vor ihm auf dem Schreibtisch saß, „so erscheint es mir wie eine wunderbare Fügung, wie die großartige Bestätigung des alten Satzes: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." Sieh hin: je mehr eine Bestimmung des Friedensvertrages, von Haß diktiert, uns zu schädigen bestimmt war, desto mehr ist sie uns zum Segen geworden. Man hat uns unsere Waffen genommen und hat so bewirkt, daß sie noch bezahlt wurden, während alle anderen Staaten die ihrigen auf den Kehrrichthaufen werfen mußten. Also erst haben sie uns, nun hat der deutsche Erfindergeist ihnen die Waffen genommen. Mir blutete das Herz, als man unsere Festungen sprengte; deutscher Geist hat die Ihrigen zu nutzlosen Maulwurfshügeln gemacht. Unsere Schiffe hat man versenkt, ihre verfaulen im Hafen, weil die deutsche Erfindungsgabe sie lahmgelegt hat. Zweihundert Milliarden sollten wir zahlen, sie zahlen das Hundertfache als Tribut an das deutsche Erfindergenie; Amerika hat durch seine Waffenlieferungen den Krieg gegen uns entschieden, nun liefern wir die Waffen gegen die Union, und wenn ihre Gegner überlegen werden, ist es nur durch uns. England hat uns mit seiner Blockade dereinst den Hunger gebracht, hat hunderttausende in Not und Siechtum getrieben, heute hungert, als Folge der Tätigkeit deutscher Techniker und Gelehrter das ganze englische Volk, und Siechtum wird das Los von Millionen Engländern sein. Welch elendes, stümperhaftes Werk von Menschenhand war doch der Vertrag von Ver-

failles und wie riesenstark die Hand der Vorsehung, der Vergeltung!"

„Ja," sagte Friedel, „eine höhere Macht hat unser Leid und die Ueberhebung unserer Feinde ins Gegenteil verkehrt! Nun bange ich nur, daß eigene Ueberhebung, blutige Schuld die Rache der Vorsehung auf uns herabbeschwören könnte."

Otto stand auf. „Solange ich lebe, nie!"

* * *

Furchtbar seufzte die Welt unter den Lasten der neuen Kriegsrüstungen. Nie wurde eine Tat mehr verflucht, als der englische Raub der Geheimdokumente. Immer wieder erhoben sich, zumal in England, die verzweifelten Stimmen des Volkes, das am Zusammenbrechen war, um Abrüstung und Frieden zu verlangen. Generalstreiks und Riesenkundgebungen gaben immer wieder der Verzweiflung des Volkes Ausdruck; da kehrte die Regierung die neuen, furchtbaren Waffen gegen das eigene Volk, sie mit Blut der Volksgenossen taufend und schlug die aufflammende Empörung grausam nieder. Weiter frohnten die Menschen mit ausgemergelten Körpern und von Verzweiflung kranken Hirnen.

Endlich sahen aber auch die Gewalthaber in London ein, daß es unmöglich mehr so weiter gehen könne. Man setzte die immer so gern getragene Maske der Menschlichkeit auf und lud zu einer Konferenz nach London ein, die bestimmen sollte, daß die neuen Waffen, Geschütze, Schiffe, Maschinen usw. völkerrechtswidrig und deshalb zu vernichten seien. Die Völker riefen stürmisch Zustimmung, aber die Regierungen suchten das diplomatische Ränkespiel fortzusetzen und, indem sie die Disqualifizierung bald dieser, bald jener Kriegswerkzeuge, deren Herstellung ihnen selbst nicht gut gelang, durchsetzten, sich auf Kosten der andern Vorteile zu verschaffen. Als England schließlich an Stelle eines eben durch die Konferenz verbotenen Typs, dessen Modelle öffentlich zerschlagen wurden, heimlich eine gefährlichere Verbesserung des Typs herstellen ließ, zerriß der deutsche Reichspräsident abermals das ganze Lügengewebe und stellte die internationale Diplomatensippschaft in ihrer ganzen Erbärmlichkeit an den Pranger.

Das war das Signal zum Kampfe. Die große Seifenblase, die der Friedenszustand seit Jahren nur noch darstellte, zerbarst. Die Union erklärte England den Krieg.

Die erschrockene Menschheit schrie auf. Ihr Weheruf war übertönt vom Kriegsgetöse; dumpf ergeben in ihr unabwendbares Schicksal nahmen die Weiber und Kinder Abschied von den Män-

nern und gingen für sie als Sklaven in die Fabriken, indes die Männer hinauszogen in den tausendfältigen Tod. Bald sah man, daß dieser Krieg hundertmal furchtbarer war, als der letzte, der Deutschland von stolzer Höhe stürzte. Bald klang, wenn Städte und Dörfer unter Riesengeschossen und Fliegerbomben wie Kartenhäuser zusammenfielen, wenn Leiber hingemäht wurden, wie dürre Halme, wenn Tausende durch die neuen Gase verbrannten oder erstickten, wie ein gewaltiger, furchtbarer Schrei die Frage zum Himmel: „Warum darf das geschehen?!" Hätten sie die Flammenschrift der Vergeltung, die aus den elektrischen Funken der neuen Geschütze blitzte, zu lesen vermocht und die Donnerstimme verstanden, die aus den entsetzlichen Explosionen sprach, sie hätten die Antwort auf ihre Frage vernommen: „Rächen will ich tausendfältig, was ihr an Deutschland getan habt!"

* * *

Tante Auguste war krank. Als die Nachrichten über ihr Befinden immer schlimmer lauteten, stellte Otto den Großeltern erprobte Leute aus seiner eigenen Dienerschaft zur Verfügung, damit die Kranke jede nur mögliche Pflege haben sollte, und schließlich kam Friedel selbst, um mit Mutter und Klärchen die Mühen und Sorgen zu teilen. Es war alles vergeblich. Eines Morgens lag das alte Fräulein von Fehsenbeck still und bleich in den Kissen.

Otto kaufte Gustel, der Erbin, die Villa ab und schenkte sie den Großeltern, damit ihnen die liebgewordene zweite Heimstätte ein dauernder Wohnsitz sei.

Paul, dessen Wunsch es war, Offizier zu werden, ließ er zu sich nach Berlin kommen, Klärchen aber wollte bei den Großeltern bleiben, um sie bis an ihr Ende zu pflegen und ihnen die Liebe, die sie ihr und dem Bruder geschenkt hatten, zu vergelten.

Kaum hatte man sich in beiden Familien an die so geschaffenen neuen Verhältnisse gewöhnt, so kam ein überraschendes Ereignis.

Herbert hatte in der Familie eines früheren Generals ein junges Mädchen lieben gelernt, dessen Eltern zurückgezogen irgendwo auf einem Gute lebten.

Als er um die Geliebte warb, stellte es sich heraus, daß sie eine Prinzessin, Tochter eines bis zur Revolution regierenden deutschen Fürsten war. Es kostete schwere Kämpfe, bis der Vater die Einwilligung zur Verlobung gab, der, um Aufsehen zu vermeiden, sehr bald die Hochzeit des jungen Paares folgte.

Lange schon tobte der Krieg. In Strömen floß Menschenblut, daß es die Erde kaum mehr zu trinken vermochte. Elend und Grauen, Not und Entsetzen herrschten in allen kriegführenden Staaten in gleichem Maße. Den raffinierten Angriffsmitteln stellte man eben solche Abwehrmittel entgegen, und der dadurch bedingte Materialverbrauch war so ungeheuer, daß man kaum mehr wußte, wie man es auftreiben und verarbeiten sollte. Schulunterricht gab es in den Ententeländern keinen mehr. Sobald Knaben und Mädchen die geringste körperliche Arbeit leisten konnten, wurden sie in die Fabriken gesteckt, wo allerdings oft eine Maschine, die Gewaltiges leistete, dank ihrer sinnreichen Konstruktion von Kinderhänden bedient werden konnte, zumal bei ihrem Bau immer mehr hierauf Wert gelegt wurde. Aber die armen Geschöpfe lebten wie in der Hölle. Rücksichtslos wurden sie von der Mutter gerissen, die vielleicht weit weg von ihnen an einer anderen Maschine stand, waren in Kinderunterkunftsräumen kaserniert, wo sie unter Aufsicht beamteter Männer und Frauen aßen und schliefen. Zehntausende von ihnen sahen kaum mehr das Tageslicht, denn um die Fabrikanlagen vor den riesigen, den Ozean in einem Tag überquerenden Flugzeugen, vor deren furchtbaren Bomben nichts sicher war und deren gewaltigen Scheinwerfern man auch nachts nicht entgehen konnte, zu sichern, wurden sie mehr und mehr in die Erde eingegraben oder unter künstlichen Hügeln versteckt. Es gab sogar solche, die unter dem Meeresspiegel wie riesige verankerte Unterseeschiffe lagen, und schon tauchten Pläne auf, die sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftigen, Unterwasserstädte anzulegen.

In England, Frankreich, Japan, Amerika und allen ihnen gehörenden Kolonien und Inseln war kein Fleckchen Erde auch nur eine Stunde von feindlichen Fliegern sicher. Längst waren alle großen Städte Trümmerhaufen, unter denen die Menschen versteckt in Kellern und unterirdischen Gängen lebten, wie im Weltkrieg 1914/18 Soldaten in zerschossenen Dörfern gehaust hatten.

Die Meere trieben voll toter Fische, und einmal hatte man es erlebt, daß sich nach einer Seeschlacht mit Gasgeschossen die Luft auf eine weite Strecke in ein Flammenmeer verwandelte und die Oberfläche des Ozeans sprudelnd aufgekocht hatte.

Noch grausiger war es gewesen, als an der Grenze Kanadas eine ganze amerikanische Armee in der plötzlich aufflammenden Luft verkohlte und bald darauf das nach dieser Katstrophe vordringende englische Heer auf offenem Felde bis auf den letzten Mann erstickte, wie Fische, die man auf's Land geworfen hat.

Jetzt konnten solche Angriffe nur noch durch Ueberraschung gelingen. Die Soldaten waren längst von kämpfenden Truppen

zu Bedienungsmannschaften der allein entscheidenden Maschinen geworden, die man in ganzen fahrbaren Fabrikanlagen gegen den Gegner vortrieb und wobei gewaltige Sauerstoff- und Stickstoffanlagen, die bald mehr zum Schutz als zum Angriff dienten, nicht fehlen durften.

Trotz allem vermochte kein Gegner dauernd die Oberhand über den andern zu gewinnen. Jedem Erfolg folgte mit mathematischer Sicherheit ein Rückschlag, und bald erkannte man, daß, wenn nicht ein Wunder geschehe, der Krieg mit dem Untergang sämtlicher feindlicher Staaten enden werde.

Er erschien wie die Tagung des jüngsten Gerichtes, in der einer nach dem andern aufgerufen, verurteilt und ins Verderben geschleudert wurde.

Warum aber schlossen die Machthaber nicht Frieden? Weil sie wußten, daß in dem Augenblick, da das betrogene und gemarterte Volk zur Selbstbesinnung kam, es rachedurstig das Blut seiner Verführer trinken würde. Weil sie ferner wußten, daß das Volk, das sich besiegt geben würde oder überreden ließ, die Waffen zuerst aus der Hand zu geben, in alle Ewigkeit der Sklave der andern sein würde.

Nur eine Rettung schien noch möglich, wenn es nämlich einer Partei gelang, einen starken Bundesgenossen zu finden, der, wie 1917 die Union, seine ausschlaggebende Macht in die Wagschale warf. Ein Land nach dem andern hatte die Englandgruppe durch Kriegsdrohung auf ihre Seite gebracht: Griechenland, Italien, Spanien, Holland, Dänemark, Skandinavien, alle, alle, waren sie der englischen Spinne ins Netz gegangen oder hineingejagt worden, nachdem man ihnen die Flotte genommen, die Schrecken der Blockade über sie gebracht und sie mit einer furchtbaren Beschießung geschreckt hatte. Nur die kleine Schweiz hielt sich in ihren unangreifbaren Bergen, obwohl auch sie infolge der großen Opfer für die Wahrung ihrer Sicherheit am Rande ihres finanziellen Ruins stand.

Deutschland und Rußland allein blühten. Deutschland glich einer einzigen großen Fabrikanlage, die Tag und Nacht in emsigem Betriebe war, aber die Arbeitszeit war nicht übermäßig; Kinder durften nirgends beschäftigt werden, und der Diktator sorgte in besonderem Maße für ihr und der Erwachsenen körperliches Wohl.

Lebensmittel gab das mit Hilfe neuer Erfindungen in einen Fruchtgarten verwandelte, im Süden zwei Mal jährlich Ernte bringende Rußland, das den Beweis dafür lieferte, von welch ungeheurem Segen die neuen Erfindungen, die Mißernten auszu-

schließen gestatteten, für die Menschheit hätten sein können, wenn man sie in den Dienst der Kultur, statt des Krieges gestellt hätte.

Otto von Fels war häufig vom Reichstag und dem Volke gedrängt worden, die Gelegenheit zu benützen, um die alliierten Kommissionen aus dem Lande zu verjagen und das fremde Joch abzuschütteln. Er tat es nicht und er wußte genau warum; in dem Augenblick, wo er es getan hätte, mußte er die Grenzen mit Waffengewalt sichern, mußte Deutschland die ungeheuren Lasten der Bewaffnung tragen.

Solange ihm verboten war, Truppen zu halten und die Kommissionen Frankreich und England die Gewißheit gaben, daß sie sich von Deutschland keines Angriffes zu versehen hätten, war der Friede gesichert. Was hatte es diesem ungeheuren Vorteil gegenüber zu sagen, wenn die im blutigen Sumpf des Krieges beinahe erstickenden Franzosen ihr kümmerliches Dasein durch das Gefühl verklärt fanden, trotz allem noch immer die Herren über die verhaßten und verachteten „Boches" zu sein?

So verwendete Fels die Milliarden, die in Deutschland als Zahlung für die Kriegslieferungen aus aller Welt zusammenströmten, dazu, seinem Volke die segensreiche Kraft der technischen Umwälzung zu sichern.

Bei alledem traf er natürlich auch seine Vorkehrungen für den Fall, daß man Deutschland doch noch die Waffen in die Hand zwingen könnte, was möglich war, sobald man in Frankreich erkannte, daß gerade die Maßnahme, die man zu Deutschlands Schmach und Erniedrigung aufrecht erhielt, ihm in Wahrheit zum höchsten Segen gereichte.

Die russischen Werkstätten lieferten längst nur einen Teil ihrer Erzeugung nach Japan; die Hauptproduktion, in geheimen, neu erstandenen Fabrikstädten hergestellt, wurde für den eigenen Bedarf Rußlands und Deutschlands zurückgehalten. In regelmäßiger Ablösung wanderten alle deutschen Männer zu einer mehrmonatlichen Ausbildung nach Rußland. Außerdem stand ja im Kriegsfalle das gesamte versandfertige Material zur Verfügung, und es war ein Mobilmachungsplan ausgearbeitet, nach dem jeder Deutsche wußte, wohin er sich im Augenblick der Mobilmachung zu begeben, welche Maschine er zu übernehmen und welche Hebel er zu bedienen hatte.

Dem allem zum Trotz ertrug die Bevölkerung des Rheinlandes das immer herausfordernder werdende Verhalten der französischen Besatzung nicht länger. Bald hier, bald da flammten Streiks auf, die den Franzosen schwer zu schaffen machten. Einen Kriegsgrund daraus zu machen, war aber beim besten

Willen nicht möglich, da die Reichsregierung offiziell zur Ruhe mahnte. Zudem wußte man in Frankreich, daß die Mächtegruppe, die sich Deutschland zum Feinde machte, verloren war. Man wünschte daher auch gar nicht, sich mit Deutschland zu überwerfen, sondern bestand nur deshalb auf der Besetzung und den Kommissionen, um sofort dahinter zu kommen, wenn Deutschlands Haltung feindlicher werden sollte, verfiel aber nicht auf den einfachsten Ausweg, durch Aenderung des herausfordernden Benehmens der Besatzungstruppen ein erträgliches oder gar freundschaftliches Verhältnis zur deutschen Bevölkerung herzustellen. Dazu waren die von Jugend auf systematisch im Deutschenhaß erzogenen Franzosen eben unfähig.

Otto von Fels erkannte natürlich bald, daß die Rheinbevölkerung, deren Empfindungen er durchaus verstand, nicht mehr zu halten war und bemühte sich, die Franzosen aus dem Land hinauszukomplimentieren, ohne eine Spannung zu schaffen, die ihn zwang, Deutschland kriegsgerüstet zu halten.

Rascher, als er es dachte, gaben ihm die Franzosen selbst die Handhabe dazu. Um die Aufmerksamkeit des Diktators, dessen leitende Hand sie mit Recht hinter allem vermuteten, vom Westen abzulenken, hetzten sie die Polen durch Versprechungen zu einem Angriff auf Schlesien. Otto fiel es gar nicht ein, sie aus Schlesien hinauszujagen, sondern besetzte blitzschnell aus Deutschland und Rußland vordringend, mit einem Riesenheere ganz Polen, machte ihre großen Städte durch einige Fliegerbomben dem Erdboden gleich, stellte die Munitionstransporte für die Englandgruppe ein und benützte die hunderte von Kilometern langen Eisenbahnzüge dazu, die ganze männliche Bevölkerung Polens in Konzentrationslager nach dem östlichen Sibirien zu bringen.

Die weibliche Bevölkerung wurde, soweit sie sich damit einverstanden erklärte und arbeitswillig war, über ganz Deutschland und Rußland verteilt, sodaß auf jede Gemeinde nur ein paar polnische Weiber kamen, die bald in der Bevölkerung aufgingen. Das polnische Volk war vom Erdboden verschwunden; einer der gefährlichsten Störer des europäischen Friedens war für immer zur Ruhe gebracht. Das Land wurde nach geographischen Gesichtspunkten zwischen Rußland und Deutschland aufgeteilt und in ganz kurzer Zeit zu höchster wirtschaftlicher und kultureller Blüte gehoben.

Die widerspenstigen Polinnen wurden nach Frankreich ausgewiesen, dem sie in Anbetracht der herrschenden Hungersnot eine furchtbare Last waren. Frankreich hatte sich wieder einmal in's eigene Fleisch geschnitten.

Damit war aber die Angelegenheit für Otto von Fels noch lange nicht erledigt. Auf seinen Wink legten mit dem Ausbruch des polnischen Aufruhrs sämtliche Kriegsmaterialarbeiter im besetzten und unbesetzten Deutschland die Arbeit nieder und die einmal eingestellten Munitionstransporte wurden nicht wieder aufgenommen. Weder Bitten noch Drohungen vermochten das zu ändern. Wochenlang mußte die Englandgruppe auf die Lieferungen aus Deutschland und Rußland verzichten. Bald fehlte es ihr an dem für den Landkrieg in Amerika Nötigsten: den Gaseinrichtungen für den Sauerstoff und Stickstoff, ebenso trat empfindlicher Munitionsmangel ein. Die Amerikaner, die durch die immer noch in Berlin befindliche amerikanische Botschaft und sonstige im neutralen Deutschland lebende Volksgenossen hiervon unterrichtet waren, trafen entsprechende Maßnahmen, deren Folge eine fürchterliche Niederlage des englisch-französischen Heeres und dessen Zurückwerfung über die kanadische Grenze war. Desgleichen erlitt Japan zur See eine schwere Schlappe. Der Krieg war für die Englandgruppe verloren, wenn die deutschen Lieferungen nicht sofort und in verstärktem Maße wieder einsetzten.

Fels erklärte, daß die Schuld an dem polnischen Zwischenfall, der so große Wirkungen nach sich gezogen hatte, nur die hetzerische Tätigkeit der Franzosen sei und daß es außer seiner Macht liege, die deutschen Arbeiter wieder in die Fabriken zu bringen, solange noch ein Franzose oder überhaupt ein Fremder auf deutschem Boden stehe. Er machte aber selbst den Vorschlag, immer nur von dem Gedanken geleitet, den Krieg unter allen Umständen von Deutschland fern zu halten, daß gemischte englisch-deutsche Frauenkommissionen darüber wachen sollten, daß keine Maßnahmen zu einem Angriff auf Frankreich getroffen würden. Der Vorschlag wurde angenommen, und zum ersten Male seit 1918 war Deutschland vom Feinde frei.

Weiter ging der Krieg. Aber das Aussetzen der deutschen Heereslieferungen und der geradezu unglaubliche militärische Erfolg in Polen hatten aller Welt aufs Neue vor Augen geführt, daß Deutschland die ausschlaggebende Macht in diesem Völkerringen war. Ein diplomatisches Wettrennen um Deutschlands Bundesgenossenschaft und die Zusage seines bewaffneten Eingreifens hub an. England bot ganz Frankreich mit allen Kolonien, schließlich Belgien und Holland dazu, und als auch das keinen Erfolg hatte, das ganze europäische Festland und halb Afrika als Preis. Japan versprach seine Abschwenkung zu einem Dreibund Japan-Amerika-Deutschland und versprach den ganzen englischen Besitz mit Ausnahme des asiatischen und Indiens. Amerika bot als Preis für die Zerschmetterung Japans und Englands Indien mit allen englischen Kolonien.

Eine gewaltige Entscheidung war in die Hand des deutschen Reichspräsidenten gelegt, so bedeutungsvoll für die ganze Welt, wie die Entscheidung Wilsons für Deutschland gewesen war.

Otto kämpfte schwer mit sich. Was heischte das Wohl des deutschen Volkes? Welchem der verlockenden Angebote sollte er folgen? Wie hoch würde der Blutpreis sein, den Deutschland zahlen mußte? Und lud er nicht, wie er sich auch entschied, den Fluch eines zertretenen, gemarterten Volkes auf sich und Deutschland? Forderte er nicht die jetzt so sichtbar wirkende ewige Vergeltung gegen sein geliebtes deutsches Volk heraus? Rief er nicht das Weltgericht auf eine spätere deutsche Generation herab? Er war kein Wilson, der sich in amerikanischer Geldgier skrupellos auf die Seite schlug, die den größten Gewinn versprach. Er fühlte sich als der priesterliche Verwalter eines hohen Amtes, das er zum Segen der Menschheit zu üben hatte, und er rang mit sich und seinem Gott um Klarheit und Erleuchtung.

Wochenlang kämpfte er so. Die seelischen Kämpfe zerrütteten seinen Körper. Bald war es Frau Friedel mit Schrecken gewahr. Sie versuchte, ihm tröstend zu helfen, aber er blieb, wie immer bei politischen Entscheidungen, auch gegen sie verschlossen. So beschränkte sie sich darauf, dafür zu sorgen, daß sein Körper Pflege und Schonung fand.

Noch jemand anderes bedurfte in diesen Wochen besonderer Schonung und Frau Friedels mütterlicher Pflege: Irene, Herberts Frau. Sie ging dem ersten Mutterglück entgegen.

* * *

Eines Tages trat Otto ins Zimmer und stand lange vor dem Bett des Kindleins, das wachend ruhig lag. Er dachte darüber nach, was dereinst das Schicksal des Kindes sein mochte; er hielt es vielleicht in dieser Stunde in der Hand und wußte doch nicht, wie es sich wenden würde.

Da traten Irene und Friedel ein. Und wie das Kind die Mutter sah, jauchzte es auf und streckte ihr die Aermchen entgegen. Helle Freude leuchtete aus den Kinderaugen, und aus den Mutteraugen brach ein Strahl des Glücks.

Otto schloß Friedel in seine Arme. „Jetzt weiß ich's, Lieb, jetzt weiß ich's!"

„Was weißt du denn?"

„Was ich zu tun habe, weiß ich! Frieden bring' ich der Welt! Hinfort soll jedes Kind einer glücklichen Mutter entgegenjauch-

zen; sein Auge soll nicht einst, fern von ihr, auf dem Schlachtfeld brechen, und leuchten soll jedes Mutterauge und keines mehr weinen!"

* * *

Draht und Funken spielten wieder, sprengten eine gewaltige Nachricht hinaus in die Welt: Deutschland griff in den Krieg ein! „Deutschland hilft uns!" ging es durch alle Völker. „Nun gewinnen wir den Krieg und dann wird Friede!"

Otto von Fels hatte mit allen Diplomaten gesprochen, hatte das Angebot eines jeden angenommen, und jeder war überzeugt, daß die sofort befohlene deutsche Mobilmachung zu Gunsten seines Landes erfolgte. So störte Japan Rußland nicht, England und Frankreich legten Deutschland keine Schwierigkeiten in den Weg und begrüßten die einziehenden deutschen Truppen mit Jubel. England lieh seine Schiffe, die deutschen Bundesgenossen nach Kanada überzusetzen und die Union griff diese Transporte, einem geheimen Abkommen entsprechend, nicht an, weil sie überzeugt war, daß die Deutschen als ihre Helfer kämen und der Feind der Hintergangene, Betrogene sei.

In atemloser Spannung lauschte die Welt.

Ohne Vereinbarung trat eine Waffenruhe ein, weil jede Partei auf das Eingreifen des deutschen Verbündeten warteten. Sie warteten lange. Dann kam der große Tag, der Tag an dem das Manifest des Diktators Deutschlands erschien, und mit dem er der Welt den Frieden diktierte.

Seine Truppen seien nicht gekommen um zu helfen, ein Volk zu Boden zu werfen und in solches Elend zu schleudern, wie es Deutschland einst durchgelitten habe, sondern sie seien gekommen, allen Kämpfenden die blutbefleckten Waffen aus der Hand zu schlagen. Er gebiete, daß auf beiden Seiten alle Waffen und Kriegsgeräte zerstört würden, und welches Volk sich der Abrüstung widersetze, dessen Feind werde er sein und es bis auf den letzten Mann vom Erdboden vertilgen.

Die Männer sollten zu Pflug und Axt, zu den Werken des Friedens nach Hause kehren, und alle Kräfte sollten sich anspannen, um gemeinsam aufzubauen, was der Krieg in allen Ländern zerstört hatte.

Die ungeheuren Kräfte der Technik sollten in den Dienst der Kultur gestellt und durch sie die Länder der Erde in Paradiese verwandelt werden.

Nimmer sollte ein Volk sich mühen, um der widerspenstigen Erde alles zum Leben notwendige, auch das, was sie in manchen

Breiten nur kärglich gab, abzuringen, sondern die ganze Welt sollte nach ihren klimatischen Verhältnissen und der Bodenbeschaffenheit in Anbauzonen zur Hervorbringug der dort jeweils am besten gedeihenden Feld- und Baumfrüchte eingeteilt und die Erzeugnisse durch ein großartiges Verkehrsnetz an alle Länder nach ihrem Bedarf verteilt werden. Indien erhielt seine Selbständigkeit zurück, Afrika sollte in den Garten der Welt verwandelt werden.

Keinen Pfennig sollten die Völker für Krieg und Kriegsrüstungen mehr aufbringen, Deutschland schütze sie alle mit der ihm auszuliefernden gewaltigen Flotte und seiner großen Heeresmacht, wie eine Polizeimacht in einem geordneten Staatswesen Eigentum und Leben jedes Einzelnen schützt.

Die Völkergemeinschaften sollten sich nach freiem Willen zusammenschließen und, durch keine Zollschranken getrennt, hinfort so nebeneinander, miteinander und füreinander leben, wie die deutschen Bundesstaaten im Rahmen des deutschen Reiches.

Freier sollten die Menschen werden, freier die Völker sein, als sie jemals, solange die Erde stand, waren. Unermeßlicher Jubel durchhallte die Welt. Die zünftigen Diplomaten suchten nach einem Ausweg der Ränke, warnten vor Deutschand, das die Weltherrschaft an sich reißen wolle, um sie alle aus Rache zu knechten und zu quälen. Da schlug man sie tot oder hing sie auf.

Wie ein Funke in dürres Reisig fällt, so schlug zündend der Gedanke vom ewigen Frieden in die kriegsgepeinigte Menschheit.

Zu Festen wurde die Vernichtung des Kriegsmaterials, zu einem Triumphzug die Heimkehr der waffenlosen Truppen.

Wieder arbeiteten die Werkstätten Tag und Nacht, aber sie schufen Werkzeuge des Friedens, die in alle Welt versandt wurden, und wo guter Boden und gutes Klima, wo Bodenschätze auf Ausbeutung warteten, da zogen Menschen auf neuen schnellen Verkehrsmitteln hin und hoben den Reichtum der Erde, die aus der Blutsaat des Krieges den Völkerfrühling des Weltfriedens emporsprießen ließ.

Der Fluch Kains war von den Menschen genommen, und unter ihren reinen Händen verwandelte sich allüberall die Erde in ein einziges, großes, herrliches Paradies.

Segen ruhte auf allen und gesegnet von allen war Otto von Fels, der Deutsche, der Retter, der Erlöser der Welt!

* * *

Das Ende von Ottos Amtszeit nahte heran. Nach der Verfassung mußte die Neuwahl des Präsidenten stattfinden. Er selbst war der Erste, der im Reichstag daran erinnerte.

Es erhob sich lebhafter Widerspruch.

Man hielt es für selbstverständlich, daß er, der Deutschland aus tiefster Erniedrigung heraus- und emporgeführt, der die Welt von den Schrecken des Krieges befreit hatte, die Leitung des Reiches bis an sein Lebensende beibehielt. Ueberall wurden Riesenversammlungen einberufen, in denen einstimmig beschlossen wurde, nicht zu wählen, sondern Otto von Fels am Tage, da die Wahl stattfinden sollte, in gewaltiger Huldigungs-Kundgebung den Wunsch des deutschen Volkes, daß er auf Lebenszeit Präsident bleibe, auszudrücken.

Auch das Ausland schloß sich dieser Bewegung an, indem die einzelnen Staaten durch ihre Gesandten erklären ließen, daß nur die Persönlichkeit Ottos, der sich als der selbstloseste und edelste Mensch gezeigt habe, ihnen die Gewißheit gebe, freie Völker unter dem Schutze Deutschlands, nicht Sklaven unter deutscher Botmäßigkeit zu sein.

Darauf machte Otto den Vorschlag, anstatt einen neuen Präsidenten zu wählen, dem Reiche wieder einen Kaiser zu geben und legte in öffentlicher Ansprache seine Gründe hierfür dar:

Allüberall herrsche Einigkeit und Friede. Der einzige Anlaß zu neuem Parteistreit, neuen politischen Kämpfen könne die Wahl des deutschen Reichsoberhauptes sein. Das sei auch begreiflich, weil ja niemals das ganze Volk den zu Wählenden persönlich kenne, auch kaum ein Man Gelegenheit habe, vorher zu beweisen, daß gerade er der Berufenste von allen sei. Aber selbst wenn ein sehr tüchtiger Man durch Wahl an die Spitze des Reiches gestellt werde, so habe er doch infolge des Wahlkampfes von vornherein zahlreiche Gegner, weshalb ein Präsident niemals die unbedingte Autorität besitzen könne, über die gerade das Oberhaupt des deutschen Reiches verfügen müsse.

Daraufhin bot der Reichstag Otto von Fels die Krone an. Er schlug sie aus.

„Ich würde mir selber untreu werden", sagte er, „wenn ich die Kaiserkrone annähme, und ich würde mein Werk vor der Geschichte herabsetzen. Denn Bismarck der Zweite wollte ich sein, der Schmied, der das Reich neu und fest, daß es nun dauernd bestehe, schmiedet. Dem deutschen Volke zu dienen, ohne Rücksicht auf die Meinung anderer und ohne Rücksicht auf mich selbst, war mein Streben; wer aber würde glauben, daß es rein gewesen sei

und nur dem Volke galt, wenn ich zuletzt die Krone des Reiches trage? Man würde glauben und sagen, daß die Kaiserkrone das Ziel meiner Wünsche, daß mein Streben selbstsüchtig gewesen sei. Mein Werk wäre herabgewürdigt, mein Name befleckt vor der Weltgeschichte."

So wurden denn die Wahlen ausgeschrieben, aber die Wähler folgten der Wahlparole eines Ausschusses, der es sich zum Ziel gesetzt hatte, Otto eine Ehrung zu bereiten, wie sie noch nie einem Staatsmanne widerfahren war.

Nur zum Schein waren Wahllisten aufgestellt; aber nicht sie, die als Wahlzettel dienen sollten, sondern ganz andere Zettel wurden am Wahltage, der den letzten deutschen Mann und die letzte deutsche Frau an der Urne sah, abgegeben.

Und das war der einstimmige Beschluß des deutschen Volkes: Das deutsche Reich blieb Republik nur solange, als Otto von Fels dessen Präsident sei; mit dessen Tode oder Rücktritt wurde es wieder Kaiserreich und Kaiser wurde Ottos Sohn, der Prinzgemahl, dessen Frau mit ihrem Söhnlein dem Volke bereits den ersten Sproß eines neuen deutschen Herrschergeschlechtes aus altem fürstlichen Geblüt geschenkt und damit die Brücke von der Gegenwart und hoffnungsvollen Zukunft zur ruhmreichen Vergangenheit des deutschen Reiches geschlagen hatte.

Eine große Feier fand statt, bei der es als Werk der Vorsehung gepriesen wurde, daß sich in den Adern der künftigen deutschen Kaiser Fürstenblut, Paladinenblut und das Blut des arbeitenden Volkes mische.

Leuchtenden Auges stand Frau Friedel inmitten all ihrer Lieben an der Seite des Gatten.

Was sie sich einst auf Capri, in den Stunden des ersten Glückes, gewünscht hatte, das war nun zwiefach in Erfüllung gegangen: sie war Gattin des gefeiertsten Mannes und Mutter des größten künftigen Herrschers der Welt, und erfüllt war ihr Traum aus jener Nacht, da Otto von Fels den Ruf der Vorsehung verstand, der Retter Deutschlands und Erlöser der Welt, Bismarck der Zweite, zu werden.

Ende.

Seltene Utopie!

E.A